

005  
I. B. 1. 6



August Ludwig Albrecht  
Ernst Grote,  
Reichsfreyherr zu Schaun

2059.

Jan 17



B r i e f e  
über  
den gegenwärtigen Zustand  
von  
H o l l a n d.

Zweyter Theil.

---

Aus dem Französischen.

---



---

Mit Königl. Preuß. Churfächß. und Churbrandenburg. Freiheit.

---

Berlin und Stettin,  
bey Friedrich Nicolai.  
1 7 8 2.



1773

1773

den 17ten Junii 1773

1773

Stille

Stille

1773

1773

1773

1773

1773





## Vorbericht des Uebersetzers.

**I**ch kann von dieser Uebersetzung meinen Lesern nicht viel sagen. Der Inhalt der Briefe ist größtentheils wichtig und bey der jetzigen Lage der Sachen interessant. Der Verfasser derselben ist der gelehrte Abbé Pilati. Empfehlungen genug für das Werk selbst.

Die Entscheidung über den Werth oder Unwerth meiner Uebersetzung gehört vor den Richterstuhl des Publikums, dessen Ausspruch ich ganz stillschweigend erwartet haben würde, wenn ich nicht von einigen Dingen, die eine Abweichung der Uebersetzung von der Urschrift verursachen, Rechenschaft zu geben hätte.

Der Verfasser schien mir in einigen Stücken nicht ganz ohne Vorurtheil beobachtet zu haben. Zuweilen habe ich durch kurze Anmerkungen diesem Fehler abzuhelpen gesucht. Noch öfter habe ich bey ähnlichen Anlässen geschwie-

## Vorbericht.

schwiegen, und der Einsicht der Leser die Verrichtigung überlassen.

Wo der Verfasser, meinem Gefühl nach, zu große Lücken gelassen hatte, da habe ich durch Anhängung einiger Briefe dieselben einigermaßen zu ergänzen gestrebt. Solcher dem Verfasser untergeschobner Briefe sind drey; nemlich der zwölfte und dreyzehnte im ersten, und der ein und dreyßigste im zweyten Bande. Alles das Gute, was in diesen drey Briefen enthalten seyn mag, hat der Leser nicht mir, sondern dem Verfasser des Guide des voyageurs en Hollande; à la Haye MDCCLXXXI in 8. zu danken, und ich hingegen habe eine doppelte Versündigung gegen den Abbé Pilati und gegen das Publikum zu verantworten, wenn diese drey Briefe das letztere gar nicht interessiren.

Geschrieben in der Leipziger Jubiläummesse 1782.

Inhalt



## Inhalt

der in diesem zweyten Theil enthaltenen

Briefe.

---

### Vierzehnter Brief.

Aufrichtigkeit in den Berichten der Holländer von ihren ersten Reisen nach Asien. Mittel, welche diese Nation angewandt hat, sich in verschiedenen Gegenden Asiens einzuschleichen, um daselbst Handlung zu treiben, die Portugisen daraus zu verdrängen, und sich dagegen festzusetzen. Mancherley Besitzungen der ostindischen Kompagnie in Asien. Java. Mittel, welche die Holländer gebraucht, die Beherrscher dieser großen Insel unter das Joch zu bringen. Batavia. Moluckische Inseln. Wie sich die Holländer derselben bemächtigt haben. Amboina. Wie die holländische Kompagnie diese Insel in Besitz genommen. Gewürznägelein. Zu welchem Preis die Anbauer solche an die Kompagnie überlassen müssen. Vergebliche Bestrebungen der Kompagnie, dieses Gewürz an allen andern Orten auszurotten, und die Ausfuhr desselben in fremde Länder zu hintertreiben. Banda. Wie die

Kompagnie sich Meister davon gemacht. Muskats  
 nüsse. Zu welchem Preise die Kompagnie dieselben  
 kauft und verkauft. Vergebliche Bemühung, den Aus-  
 bau dieser Gewürzwaare an allen Orten zu verhindern.  
 Ternate. Unterhandlungen der Kompagnie mit dem  
 Könige dieser Insel. Macassar. Endzweck der Nie-  
 derlassungen der Kompagnie auf dieser Insel und auf  
 der Insel Timor. Ceylan. Durch was für Mittel  
 die Kompagnie sich auf einem Theile dieser Insel nie-  
 dergelassen. Unterhandlungen derselben mit dem Kö-  
 nige von Candi. Zimmet. Einkaufs- und Verkaufs-  
 preis desselben. Bemühungen derer, die solchen von  
 andern Orten wollen kommen lassen. Staatsklugheit  
 der Kompagnie in Absicht auf die moluckischen Inseln.  
 Bemerkungen des Verfassers der politischen und phi-  
 losophischen Geschichte von der wirklichen Macht der  
 Kompagnie in den moluckischen Inseln. Küstenhan-  
 del der Holländer in Asien. Malaca. Hafen daselbst.  
 Ehemaliger und gegenwärtiger Handel. Komtoirs  
 der Kompagnie auf den Küsten von Koromandel und  
 in Bengalen. Vorgebürge der guten Hoffnung. An-  
 dere Komtoirs und Besitzungen der Kompagnie.  
 Wie die Holländer sich in Japan eingeschlichen, und  
 sich darinn, mit Ausschluß aller andern Europäer,  
 erhalten haben. Gegenwärtiger Handel der Kom-  
 pagnie in Asien. Land- und Seemacht derselben.  
 Ursachen ihres Glors und — ihres Verfalls. West-  
 indische Kompagnie. Kolonien von Surinam, Ver-  
 bice, Essequebo, Demerary. Erzeugnisse, Regierung, und  
 Schulden derselben. Sankt Eustaz. Curaçao. S. I

Sunf

## Fünfzehnter Brief.

Uebersuß am Gelde in Holland. Mittel, dasselbe unterzubringen. Anleihen auswärtiger Regenten in Holland. Gefahr der Holländer dabey. Dessenliches Vermögen; Aktien. Kapital der Holländer in der ostindischen Compagnie zu London. S. 57

## Sechzehnter Brief.

Aktienspiel. Verschiedene Arten desselben. Wenige machen dadurch ihr Glück. Viele gehn dabey zu Grunde. Kommissionshandel. S. 64

## Siebzehnter Brief.

Was die Niederländer in den Stand gesetzt hat, das spanische Joch abzuschütteln, und sich so hoch emporzuschwingen. S. 72

## Achtzehnter Brief.

Verfall der Handlung, der Manufakturen und Fabriken in Holland. S. 80

## Neunzehnter Brief.

Auflagen. Admiralitäten. Unbequemlichkeiten, die in Holland aus der Bezahlung der Staatsschulden entstehen würden. Uebersuß am Gelde. Unbequemlichkeiten davon. S. 92

## Zwanzigster Brief.

Verschiedene Auflagen. Art, dieselben zu erheben. Summe aller Einkünfte der Republik. Widersprüche der Holländischen Schriftsteller über die Mittel, dem Hans

del in Holland wieder aufzuhelfen. Preis, den die Gesellschaft der Wissenschaften über diesen Gegenstand ausgesetzt hat. S. 101

#### Ein und zwanzigster Brief.

Gedanken über die Wirkungen, welche aus der Verminderung der Auflagen in Holland entstehen können. Gedanken über den Wettstreit anderer Nationen mit den Holländern, in Absicht des Handels. Gedanken über Cromwell's Navigationsakte und über das Beyspiel, so derselbe andern Nationen in dieser Sache gegeben hat. Stiftung einer ökonomischen Gesellschaft in Holland. S. 106

#### Zwey und zwanzigster Brief.

Schrittchulaufen auf dem Eise. Spazierfahrten und Schmausereyen außerhalb der Stadt. Schlechte Beschaffenheit und unbändige Theurung des Wenigen, was man in den Gasthöfen außerhalb der Stadt haben kann. Spaziergang der Bürgertöchter aus dem Haag nach Scheveningen. Jahrmärkte. Enthaltbarkeit der Holländischen Nation in Absicht auf die Lustbarkeiten. S. 124

#### Drey und zwanzigster Brief.

Urtheil über den Luxus der Holländer, und zugleich über die Sparsamkeit derselben. Vergleichung ihres Luxus mit dem Luxus anderer Nationen. Gedanken über den Luxus und die Anlegung des Geldes in Anwendung auf die Holländische Nation. S. 132

Dier

## Vier und zwanzigster Brief.

Kriminalgesetze dieser Gegend. Seltenheit der Verbrechen. Gemüthsart der Matrosen. Die örtliche Umstände dieses Landes setzen den Verbrechen große Hindernisse entgegen. Gelindigkeit der Polizey. Untauglichkeit der Römischen Gesetze. Zustand der Rechtsgelehrsamkeit. S. 145

## Fünf und zwanzigster Brief.

Fortsetzung der Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der Rechtsgelehrsamkeit in Europa. Grotius. Was die Rechtsgelehrten demselben zu danken haben. S. 156

## Sechs und zwanzigster Brief.

Betrieb der Künste und Wissenschaften in den sieben Provinzen. Erfindung einiger nützlichen Künste. Geheimnisse einiger Verfahrungsarten in verschiedenen Fabriken. Entdeckungen des Huygens und anderer holländischer Naturkündiger und Aerzte. Malerey. Fontunst. Kupferstiche. Buchhändler. Oeffentliche Versteigerungen. S. 170

## Sieben und zwanzigster Brief.

Politische Einrichtung der sieben Provinzen. S. 194

## Acht und zwanzigster Brief.

Nothwendigkeit der Statthalterwürde. S. 204

## Neun und zwanzigster Brief.

Reise nach Lüttich. Mastricht. Lüttich, Fürstbischof von Lüttich. Flor dieser Stadt. Pressfreyheit. S. 213

## Dreyfigster Brief.

Ankunft der Fremden in Spa. Leute, die denselben ihre Dienste anbieten. Gewöhnliche Ausgaben der Fremden daselbst. Von was für Nationen die meisten dieser Fremden sind. Belustigungen. Beschaffenheit des Landes. Torfgruben. Ehemaliger feuersehender Berg bey Steffen. Chaufontaine. Brunnen von Spa. Wasserfall bey Coe. S. 222

## Ein und dreyfigster Brief.

Nachrichten von einigen Grosspensionnären von Holland. Obliegenheiten eines Grosspensionnären. Ehrenerklärung für die Deutschen, wegen der Erfindung der Buchdruckerey. Voerhave. Rembrandt. Notgang. Van der Goes. S. 235

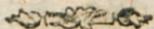




## Vierzehnter Brief.

Aufrichtigkeit in den Berichten der Holländer von ihren ersten Reisen nach Asien. Mittel, welche diese Nation angewandt hat, sich in verschiedenen Gegenden Asiens einzuschleichen, um daselbst Handlung zu treiben, die Portugiesen daraus zu verdrängen, und sich dagegen festzusetzen. Mancherley Besetzungen der Ostindischen Kompagnie in Asien. Java. Mittel, welche die Holländer gebraucht, die Beherrscher dieser großen Insel unter das Joch zu bringen. Batavia. Molukische Inseln. Wie sich die Holländer derselben bemächtigt haben. Amboina. Wie die Holländische Kompagnie diese Insel in Besitz genommen. Gewürznägelein. Zu welchem Preis die Anbauer solche an die Kompagnie überlassen müssen. Vergebliche Bestrebungen der Kompagnie, dieses Gewürz an allen andern Orten auszurotten, und die Ausfuhr desselben in fremde Länder zu hintertreiben. Banda. Wie die

Br. üb. Holland zweyt. Th.      A      Kom-

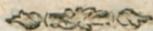


Kompagnie sich Meister davon gemacht. Muskatnüsse. Zu welchem Preise die Kompagnie dieselben kauft und verkauft. Vergebliche Bemühung, den Anbau dieser Gewürzwaare an allen Orten zu verhindern. Ternate. Unterhandlungen der Kompagnie mit dem Könige dieser Insel. Macassar. Endzweck der Niederlassungen der Kompagnie auf dieser Insel und auf der Insel Timor. Ceylan. Durch was für Mittel die Kompagnie sich auf einem Theile dieser Insel niedergelassen. Unterhandlungen derselben mit dem Könige von Candi. Zimmet. Einkaufs- und Verkaufspreis desselben. Bemühungen derer, die solchen von andern Orten wollen kommen lassen. Staatsklugheit der Kompagnie in Absicht auf die Moluckische Inseln. Bemerkungen des Verfassers der politischen und philosophischen Geschichte der wirklichen Macht der Kompagnie in den Moluckischen Inseln. Küstenhandel der Holländer in Asien. Malacca. Hafen daselbst. Ehemaliger und gegenwärtiger Handel. Komtoirs der Kompagnie auf den Küsten von Koromandel und in Bengalen. Vorgebürge der guten Hoffnung. Andere Komtoirs und Besitzungen der Kompagnie. Wie die Holländer sich in Japan eingeschlichen, und sich darinn mit



mit Ausschluß aller andern Europäer, erhalten haben. Gegenwärtiger Handel der Kompagnie in Asien. Land- und Seemacht derselben. Ursachen ihres Floris und — ihres Verfalls. Westindische Kompagnie. Kolonien von Surinam, Berbice, Essequebo und Demerary. Erzeugnisse, Regierungsform, und Schulden derselben. St. Eustaz. Curçaa.

**S**ich kann mich nicht erinnern, jemals Geschichte schreiber gelesen zu haben, die mich durch die Treuherzigkeit, Einfalt und Antheileinstößende Wärme ihrer Erzählungen so bezaubert hätten, als diejenigen, welche die ersten Reisen der Holländer nach Indien beschrieben haben. Das konnte auch nicht anders seyn. Die Verfasser dieser Reisebeschreibungen sind fast lauter Seeleute, die bloß lesen und schreiben konnten. Die Kunst zu heucheln, sich zu verstellen und ihre Erzählungen nach den Umständen zu modeln, war ihnen unbekannt. Sie scheinen mir sogar so roh, daß ich daran zweifle, ob sie im Stande waren, die Güte oder Bösheit der Handlungen und Unternehmungen ihrer Kapitans gehörig zu beurtheilen. Man sieht wohl, daß sie die Regeln, eine Geschichte gut zu schreiben, weder aus dem Lucian, noch aus dem Briefe des Cicero an den Lucceius geschöpft haben; denn in ihren Erzählungen herrscht wenig Ordnung, wenig Geschmack in der Auswahl dessen, was sie hätten sagen oder verschweigen müssen, kein zierlicher Styl und keine erhabene



Gedanken. Aber mit welchem Vergnügen sehe ich das alles der Aufrichtigkeit, Wahrheit und Biederherzigkeit aufgeopfert! Es giebt hin und wieder einige von Priestern und Wundärzten aufgesetzte Reisebeschreibungen, deren Verfasser sich das Ansehen der Gelehrsamkeit geben wollten. Allein man sieht es diesen nach dem gelehrten Leisten zugeschnittenen Erzählungen an, daß die Verfasser derselben unredliche Pedanten waren, die bald ihres Kapitans, und bald der Direktoren der Kompagnie schonen wollten, und den Thatsachen, die sie in ein falsches Licht stellen, die langweiligsten Erfindungen unterschieben. Jene gute und wackere Leute aber, die gar keine Ansprüche auf Feinheit machen, erzählen die Thatsachen schlechweg so, wie sie dieselben unter ihren eignen Augen vorgehn gesehn haben, und bekümmern sich gar nicht darum, ob diese Sachen immer ihren Vorgesetzten Ehre machen, oder nicht.

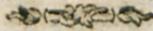
Man hat immer auf die Unmenschlichkeit geschimpft, womit die Spanier gegen die Einwohner der neuen Welt gewüthet haben. Noch nicht genug, wie mich dünkt, ungeachtet alles dessen, was der vom Mylord Littleton allzugroßer Belindigkeit beschuldigte Herr Robertson noch kürzlich geschrieben hat, um die abscheuliche Grausamkeit derselben zu bemänteln. Wenn es aber die Spanier allen Nationen des Erdbodens an viehischer Grausamkeit zuvorgehan; wenn sie mehr Abscheulichkeiten ausgeübt haben, als der schändlichste und verworfenste Abschaum des menschlichen Geschlechts nur jemals hätte erdenken können: so haben dagegen die in Asien sich niedergelassene Holländer an Staatsklugheit und standhafter Beharrlichkeit alle andere Völker übertroffen.

Die

Die ersten, die aus Holland nach Asien überführten, suchten weiter nichts, als den Handel, und es scheint, daß ihre erste Absicht nicht dahin ging, den Portugiesen daselbst ein Bein unterzuschlagen, noch weniger dieselben aus ihren Niederlassungen zu vertreiben. Allein diese Nation, die den Holländern schon in Europa feind war, schilderte dieselben überall, wo sie hinkamen, wie eine Herde Räuber ohne Gesetz, ohne Vaterland, ohne Sitten. Sie griff so gar überall, wo sie nur konnte, die Holländische Schiffe an. Ueberdies hatten sich die Portugiesen bey allen Regenten und Völkern in Asien, wo sie sich nur niedergelassen hatten, verhaßt gemacht, ob sie gleich weit davon entfernt waren, daselbst einen so strengen Despotismus auszuüben, als es die Holländer in der Folge selber thaten. Diese Umstände machten es den Holländischen Kapitäns leicht, mit den Fürsten Asiens in Unterhandlung zu treten, und dieselben zum Kriege gegen ihren gemeinschaftlichen Feind aufzuwiegeln, auch mit Hülfe derselben den Portugiesen einige Forts wegzunehmen, sie zur Verlassung verschiedener andern zu nöthigen, und dadurch ihren Handel auf das vortheilhafteste zu treiben, den sie bey allen ihren kriegerischen Unternehmungen niemals aus den Augen verloren. Die Portugiesen, die schon in Europa selbst jene erstaunliche Unererschrockenheit, jene schreckende Kühnheit, jenen außerordentlichen Heldemuth verloren hatten, den sie in dem Jahrhundert blicken ließen, in welchem sie ihre Eroberungen in Asien machten, hatten sich in diesen Weltgegenden als len Lastern ergeben, welche der Geiz, die Weichlichkeit, die Ueppigkeit und die außerordentliche Hitze des Himmelsstrichs zu erzeugen pflegen. Ihr Widerstand

A 3

war



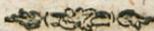
war daher zu schwach gegen Fremde, welche den Indianischen Fürsten vorzuspiegeln wußten, daß sie nichts suchten, als die allgemeine Wohlfahrt, nichts verlangten, als mit gleichgetheilten Gewinn der Käufer und Verkäufer Handlung zu treiben, und über das alles eine viel gefälligere, sanftere und geselligere Gemüthsart blicken ließen, dabey aber standhaft ihren Hauptzweck mit einer Geduld, Herzhaftigkeit und Beharrlichkeit verfolgten, denen kein Zufall das geringste anhaben konnte.

Durch diese Mittel nahmen die Holländer den Portugiesen in weniger als funfzig Jahren über dreyhundert mit den Reichthümern Ostiens beladene Schiffe weg, und überdies noch die wichtigsten Bestungen, die mit zahlreichen Geschütz versehen, und mit allerhand Vorrath angefüllt waren, den theils die Regierung und theils Privatpersonen dahin zusammengebracht hatten. Sie hatten außerdem noch das seltsame Glück, daß alle Bediente und Geschäftsträger der Kompagnie, die alle diese Züge aus Gewinnsucht unternahm, für sich selbst so wenig habfüchtig waren, daß sie von allen dem Feinde abgenommenen Schätzen, und allen durch den Handel zusammengeschleppten Reichthümern nicht das geringste veruntreuten.

Kaum aber sahe sich die Ostindische Kompagnie in dem Besitz so viel reicher und wohl eingerichteter Niederlassungen, als sie schon anfang, ihr Betragen gegen die Eingeborne des Landes zu ändern. Sie faßte den Entschluß, den ausschließenden Gewürzhandel an sich zu reißen, alle übrige Nationen zu verhindern, sich jemals anders, als durch ihre Hände, damit versehen zu können, alle fremde Schiffe von diesen Gegenden auf immer zu entfernen, und die Fürsten

sten der Länder, welche sie nicht als ihr Eigenthum an sich zu bringen für gut fand, in immerwährendem Unvermögen und gänzlicher Abhängigkeit zu erhalten. Von der Zeit an mußte sie nothwendig die verhasstesten Kriege mit den Fürsten führen, die sich nicht zu ihren Absichten bequemen wollten, mußte die Völker ausrotten, die ihre Unabhängigkeit am hartnäckigsten vertheidigten, mußte Kinder gegen ihre Eltern bewafnen, Unterthanen gegen ihre Landesherren aufwiegeln, rechtmäßige Könige vom Thron stoßen, und schwache Köpfe darauf setzen, alle insgesammt aber zwingen, Besatzungen in ihren Ländern, Wachen an ihren Höfen, und Leute um und neben sich zu haben, welche sie und ihre Kinder mit allerhand Ueppigkeiten einzuschläfern wußten. Kurz! sie mußten alle mögliche Mittel anwenden, welche die feinste Staatsklugheit an die Hand geben kann, um überall einen Despotismus einzuführen, der einzig und allein auf den Nutzen der Kompagnie abzielte. Wenn man von so feinen Kaufleuten, als die Holländer sind, denken könnte, daß sie fremder Einsichten nöthig hätten, um ihr Betragen darnach einzurichten, so mögte man sagen, daß die holländische ostindische Kompagnie die einzige Gesellschaft ist, welche, um sich die Könige und Völker von Asien zu unterwerfen, die ganze Politik auf das allergenaueste nachgeahmet hat, deren sich der Senat zu Rom, zu den Zeiten der Republik, bediente, um fast die ganze damals bekannte Welt unter das Joch zu bringen.

Die Insel Java ist der Mittelpunkt der ganzen Macht der ostindischen Kompagnie. Diese Insel, welche ungefehr drehhundert Meilen (lieues) im Umfange hält, ist unter verschiedene Regenten vertheilt,



welche die Kompagnie nach und nach so zu schwächen und zu demüthigen gewußt hat, daß sie jetzt wirklich ihrer Oberherrschaft, als so viel Vasallen, unterworfen sind. Der Kayser von Java selbst, der ehemals die ganze Insel beherrschte, ist heut zu Tage nichts, als der vornehmste Sklave der Kompagnie, oder vielmehr des zu Batavia errichteten Unterkomtoirs derselben. Dieser Kayser muß gleich den andern Königen dieser Insel, der Kompagnie seine Waaren, nach einer von ihr selbst festgesetzten Taxe, liefern. Sonst war dieser Fürst der einzige, der es wagte, sich dem Despotismus der Regierung zu Batavia zu widersetzen. Als aber einer der Vorweser des jetzt regierenden Kayser starb, hezte die Regierung zu Batavia verschiedene Mitwerber um den Thron auf, begünstigte den einfältigsten derselben, dem sie die Krone aufsetzte, ihm einen Ort zur beständigen Residenz anwies und sich seiner, vermittelst einer Citadelle und einer Wacht versicherte, die aus dreihundert Neustern, und vierhundert Soldaten zu Fuß besteht, und in vier oder fünf befestigten Komtoirs vertheilt liegt. \*)

Das

\*) Herr de Bougainville, der selbst in diesen Gegenden gewesen ist, macht einen Unterschied zwischen dem Kayserthum Java und dem Königreiche Mataran. Den Beherrscher von Java nennt er Kayser und den von Mataran Sultan, und setzt hinzu, daß die Kompagnie bey dem Kayser vier Komtoirs hat, und bey dem Sultan eins. Meine Erd- und Reisebeschreiber belehren mich dagegen, daß das Kayserthum Java sonst auch das Kayserthum Mataran genannt wird, und daß der Kayser von Java und der Sultan von Mataran eine und eben dieselbe Person ist. Eben dasselbe versichern mir



Das Königreich Bantam nimmt fast den ganzen westlichen Theil der Insel ein. Die Kompagnie besitzt in demselben zwey schlechte Forts, deren eines sie dem König zu seiner Residenz angewiesen hat, bey dem sie gleichfals eine Wacht unterhält; das andre aber dem Gouverneur, der auch seine Wacht bey sich hat, zur Wohnung dient. Diese beyde Wachten inz dessen machen nicht über drehundert und siebjig Mann aus.

Tseribon wird, nach dem Bericht des Herrn de Bougainville, von drey Königen beherrscht, welche sämmtlich von Batavia abhängig sind. Hundert Mann sind hinreichend, ein Volk unter dem Joch zu erhalten, welches das sanfteste und verfeinertste der ganzen Insel ist.

Die ganze nördliche Küste der Insel gehört der Kompagnie eigenthümlich. Nach Herrn de Bougainville hat sie auch, seit einigen Jahren, die Insel Madure zu einem Domainengut gemacht, deren Beherrscher sich wieder sie aufgelegt hatte, und im Jahr 1769 war der Sohn Gouverneur derselben Insel, die sein Vater als König beherrschte. Eben so hat sich die Kompagnie den Aufstand des Königs von Balimbuan zu Nuße gemacht, um diese schöne Provinz ihren Domainen einzuverleiben, welche die östliche Spitze von Java ausmacht.

Vor diesen Eroberungen besaß die Kompagnie auf der Insel Java kein ander Eigentum, als das

U 5

Klei

auch die Holländer. Man sieht daraus, daß Leute, die viel Verstand haben, irren können, wenn sie auch noch so gute Mittel in Händen haben, dem Irrthum auszuweichen.



kleine Königreich Jacatra, wo sie alle alte Wohnsitze zerstörte, und die Einwohner vertilgte. Auf den Trümmern der alten Hauptstadt dieses Landes ward die berühmte Stadt Batavia erbaut, dieser Mittelpunkt der Herrschaft und des Handels der Kompagnie, diese Niederlage aller Erzeugnisse der Moluckischen Inseln, und fast aller Waaren und Kaufmannsgüter, welche die Kompagnie aus Asien zieht und dahin versendet, und der Sitz eines Senats, unter dessen Befehlen alle Niederlassungen in Indien stehen. Die Generals Imhof und Noffel haben sich viele Mühe gegeben, dieses unglückliche Land wieder zu bevölkern, und haben zu dem Ende die Ländereien der Kompagnie für einen geringen Preis an Chinesen und Europäer verkauft: Allein, ungeachtet ihrer Bemühungen, schränkt sich die ganze Bevölkerung des Landes auf hundert und fünfzig tausend Sklaven ein, die von einer kleinen Anzahl freyer Leute beherrscht werden.

Die Insel Java ist überaus fruchtbar. Sie hat einen Ueberfluß an Pfeffer, Reis und andern Früchten. Die Waldungen liefern eine Menge Zimmerholz. Die Häfen von Mataran sind die Schiffswerkstätten, wo die Regierung von Batavia alle die kleine Fahrzeuge und Schaluppen erbauen läßt, die die Kompagnie zu den Seereisen braucht. Alles Holz, das in den verschiedenen Indianischen Niederlassungen und selbst in einigen auswärtigen Kolonien der Kompagnie verbraucht wird, wird hier gehohlet.

Man baut auf der Insel mit gutem Erfolge Zucker, Ingwer, Indig, Kardemomen und Baumwolle. Seit dem Jahre 1719 wird auch Kaffe gebaut. Die Holländer hatten den Saamen schon verschiedene



schiedene Jahre vorher dahin gebracht, aber bloß, um denselben, als eine Seltenheit, in ihren Gärten zu ziehen. Nach dem Kaffe von Mokka ist dieses die beste bis jetzt bekannte Art. Alle Fürsten und Einwohner dieser Gegend müssen die Erzeugnisse ihres Bodens für einen sehr niedrigen Preis verkaufen, den die Kompagnie, als ihre Oberherrschaft, selbst festgesetzt hat. So kauft zum Beyspiel die Kompagnie zu Escribon tausend Last Reiß, zu acht und dreyßig Gulden und zwölf Kreuzer die Last, die dreytausend und dreyhundert Pfund hält. Das Pfund Kaffe bezahlt sie mit drey Kreuzern, das Pfund Baumwollengarn mit ein und zwanzig Kreuzern u. s. f.

Die Unterbedienten der Kompagnie suchen auch noch ihren Vortheil dabey, und bedienen sich falscher Maaße, wodurch sich denn die Einwohner genöthigt sehen, eine größere Menge Waaren für das Geld abzuliefern, als festgesetzt ist. Weder die Fürsten noch die Einwohner dürfen mit irgend einer andern Nation handeln, noch irgend ein fremdes Schiff in ihren Häfen aufnehmen. Herr de Bougainville sagt, daß die Holländer ihre Seekarten von diesen Gegenden auf das sorgfältigste geheim halten; und er glaubt sogar, daß sie, in den allgemeinen Berichten von ihrer Fahrten in diesen Gewässern, die Gefahren dieser Reisen ungebührlich vergrößern.

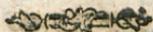
Der Admiral Warwyk hat in diesen Gegenden den ersten Grund zu der Macht und Oberherrschaft der Kompagnie gelegt. Gleich nach ihrer Errichtung schickte sie denselben mit einer Flotte von vierzehn Schiffen und einigen Jachten nach Indien. Er schloß gleich bey seiner Ankunft Bündnisse mit den verschiedenen Regenten von Java und den Moluckischen



schen Inseln, versprach ihnen seinen Beystand zu Vertreibung der Portugiesen und bedung sich dagegen den ausschließenden Handel mit ihren Landeserzeugnissen aus. Seine Hauptabsicht ging auf die Gewürzwaaren der Moluckischen Inseln.

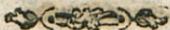
Unter dem Namen der Moluckischen Inseln begriff man ehedessen bloß die kleine Inseln, welche zwischen dem funfzehnten Grade südlicher und funfzig Minuten nördlicher Breite beynahе unter der Linie liegen, und wovon Ternate, Tidor, Mothir, Machian und Bachian die vornehmsten sind. Nach und nach aber ist diese Benennung ein gemeinschaftlicher Name für alle die Insel geworden, welche Gewürze hervorbringen. Banda, Amboina, Ceram, Borro und alle daherum liegenden Inseln sind unter diesem Namen begriffen worden. Die Holländer theilen heut zu Tage diese Länder in vier Gouvernements ein, welche von der obersten Regierung zu Batavia abhängen. Diese vier Gouvernements sind Amboina, Banda, Ternate und Macassar.

Amboina stand, selbst zu den Zeiten der Portugiesen, unter der Herrschaft eines Königs dortiger Nation. Als Warwyk daselbst ankam ließ sich dieser König, der überaus unzufrieden mit den Portugiesen war, von den Holländern leicht überreden, daß er ihnen erlaubte, in seinem Lande ein Fort anzulegen, damit er dadurch die Portugiesen desto leichter verjagen könnte. Van der Zagen baute dieses Fort, und kurz darauf gelang es ihm, die Portugiesen von der Insel zu vertreiben. Allein der über den gemeinschaftlichen Feind erfochtene Sieg schlug hauptsächlich zum Nachtheil des Königs und des mit den Holländern verbündeten Volks aus. Denn kaum war



war das Land von den Portugiesen verlassen, als schon der König und die Vornehmsten gezwungen wurden, den Generalstaaten und der Compagnie zu huldigen. So weit waren die Portugiesen niemals gegangen, und es ist also zu vermuthen, daß die Holländer sich durch ihr Betragen den Eingebornen noch viel verhaßter machten, als jene. Sie suchten sich daher auch wieder in Freiheit zu setzen; allein die Ueberswinder nahmen dieses Betragen für einem Aufstand auf, rotteten den Königlichen Stamm völlig aus, machten die Unterthanen zu Sklaven, und erkannten sich selbst das Eigenthum ihrer Ländereyen zu.

Diese Insel trug damals eben so viel Muscatusüsse, als Gewürznägelein. Die neuen Besizer vertilgten die Muskatüsse und zwangen die Natur, nichts als Nägelein hervorzubringen. Auch die Nägeleinsbäume selbst wurden auf einem großen Theil der Insel ausgerottet, damit die Gegenden, wo dergleichen gebaut ward, von den Bedienten der Compagnie desto leichter übersehen werden könnten, und die Einwohner mit denselben nicht etwa einen heimlichen Handel mit Fremden treiben mögten. Die Compagnie hat an die Einwohner viertausend Aecker ausgetheilt, auf deren jedem sie ihnen erlaubt, hundert und fünf und zwanzig Nägeleinsbäume zu pflanzen. Zehen Pfund Nägelein werden dem Anbauer mit zweien Gulden und zwölf Kreuzern bezahlt. Die Compagnie verkauft davon jährlich hundert und funfzig tausend Pfund in Indien und drey mal hundert und funfzig tausend Pfund in Europa. Ob sie gleich nur etwas über sechs Kreuzer für das Pfund bezahlt, so kommt es ihr doch beynähe auf vier und sechs zig Kreuzer zu stehen, theils wegen der Unkosten und theils wegen



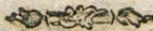
wegen der Menge, die ihnen unabgesetzt liegen bleibt; allein sie verkauft auch in beyden Welttheilen kein Pfund unter hundert und funfzig Kreuzern.

Der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte der Niederlassungen der Europäer in Indien sagt, daß, ob man es gleich für ausgemacht hält, daß man ausser Amboina keine Nägeleinbäume mehr findet, es doch zuverlässig gemiß ist, daß auch an andern Orten dieser Gegenden dergleichen wachsen. Die Engländer, setzt er hinzu, die sich zu Sumatra niedergelassen, haben Nägelein nach ihrer Hauptstadt geschickt, die ihnen die Einwohner von Bali verschafft hatten, und diese hatten dieselben aus Dertern gehohlet, wo angeblich keine mehr wachsen. Herr de Bougainville erzählt, daß er zur See Indianern von einer ansehnlichen Völkerschaft aus dem Gebürge von Button begegnet, denen er Muscatnüsse und Nägelein gezeigt und dergleichen von ihnen verlangt hätte. Sie antworteten, sagt er, daß sie ganze Säcke voll davon in ihren Häusern hätten, und daß sie solche aus Ceram, oder aus der Gegend von Banda herhohleten, wo sie dieselben sicherlich nicht von den Holländern erhalten. Derselbe Schriftsteller sagt an einem andern Orte: „Heut zu Tage besuchen die Engländer fleißig die Gewässer bey den Moluckischen Inseln, und das geschieht gewiß nicht ohne Absicht. Vor vier Jahren legten sie auf einer der Inseln der Papous, Namens Sataloc, oder Tafara, einen Wohnort an. Herr Dalrimple, der denselben anlegte, war der erste Gouverneur desselben. Allein die Engländer behielten solchen nur drey Jahre. Sie verließen ihn vor kurzem und Dalrimple ging im Jahre 1768 nach Batavia, und von da nach Bancoul. Aus dieser  
„Nieder-



„Niederlassung zogen sie Vogelnester, Perlenmutter,  
„Elephantenzähne und eine Art von Gummi, welche  
„thes die Schinesen sehr hoch schätzen. Was ich  
„dabey am sonderbarsten finde, ist, daß sie diese ih=  
„re Waaren in Batavia verkauften. Ich weiß dies  
„von einem Kaufmann, der sie daselbst kaufte. Der=  
„selbe Kaufmann versicherte mir, daß die Engländer,  
„vermittelt dieser Niederlassung, auch Gewürzwa=  
„ren erhielten. Vielleicht bekamen sie dieselben von  
„den Einwohnern der Insel Ceram. \*) Warum  
„haben sie diesen Posten verlassen? Das weiß ich  
„nicht. Vielleicht, weil sie schon eine große Menge  
„Gewürzpflanzen ausgehoben, und dieselben in ir=  
„gend eine ihrer Indianischen Besitzungen verpflanzt  
„hatten, von deren Fortgang und Wachstum sie  
„überzeugt waren, und daher einen Posten verließen,  
„der ihnen viel Unkosten machte, und die eine Na=  
„tion argwöhnisch, die andere aber zu Flug machte.“  
Die ganze Macht der Regierung von Amboina  
besteht in hundert und fünfzig Mann, die in verschie=  
denen Forts zerstreut liegen. So klein diese Bes=  
fakung

\*) Herr de Bougainville sagt im achten Kapitel sei=  
ner Reise um die Welt: „Die Holländer sind eben=  
„tho, (im Jahr 1769.) mit den Einwohnern von  
„Ceram, einer an Gewürznägelein reichen Insel,  
„im Krieg verwickelt. Diese Insulaner wollen ih=  
„re Gewürzpflanzen nicht ausrotten lassen, und ba=  
„ben daher die Kompagnie aus allen Hauptpo=  
„sten der Insel verjagt. Sie führen Schieße=  
„gewehr und Pulver.“ Derselbe Verfasser erzählt  
an einem andern Orte eben dieses Kapitels, daß  
man die Engländer im dem Verdacht hat, daß sie  
diese Insulaner mit dergleichen Waffen versehen.



besatzung auch ist, so behauptet man doch, daß die Unterhaltung derselben und der Forts der Kompagnie jährlich über hundert und funfzig tausend Gulden kostet.

Das Gouvernement von Banda hat beträchtlichere Forts und eine zahlreichere Besatzung, die sich gemeiniglich auf drehundert Mann beläuft. Die Landung auf Banda ist sehr beschwerlich für diejenigen, die nicht Bescheid wissen. Das Meer ist rings um die Insel grundlos und hat heftige Strömungen. Zu diesem Gouvernement gehören noch verschiedene andere kleine Inseln, als; Ionour, Neira, Poetsman, Poeleron, Kozegein, Goenong und Apy.

Die Holländer haben viel Mühe gehabt, sich auf diesen Inseln vestszusetzen. Die Einwohner wollten sich in keine Unterhandlungen einlassen, auch nicht mit ihnen handeln; sie schienen mit dem Handel zufrieden zu seyn, den sie mit den Portugiesen trieben, welche sich daselbst, so wie in den übrigen Moluckischen Inseln, niedergelassen hatten. Die Holländer singen daher mit denselben Krieg an, und zwangen sie im Jahr 1609, einen Traktat mit ihnen zu schließen, kraft dessen diese Insulaner sich anheissig machten, der Kompagnie die auf der Insel wachsenden Muskatnüsse zu einem festgesetzten Preise zu liefern und mit den Holländern gemeine Sache zu machen, um die Portugiesen aus dem Lande zu jagen. Die Insulaner hielten eben nicht sehr gewissenhaft über diesen erzwungenen Traktat. Dies zog denselben im Jahre 1616 einen neuen Krieg zu. Die Flotte der Kompagnie, die aus zwölf Schiffen bestand, eroberte damals die Insel Poelerwan, die die meisten Muskatnüsse hervorbringt. Die übrigen Inseln aber fuhren fort, ihre

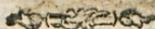
ihre Muskatnüsse und Gewürznägelein den Portugiesen und andern Nationen zu verkaufen. Die Kompagnie schickte also im Jahr 1621 eine andere Flotte dahin. Durch diese Macht ward dann die ganze Insel erobert und unter das Joch der Kompagnie gebracht, die auf derselben einen Gouverneur hält. Damals ward der Anbau der Muskatbäume bloß auf diese Inseln eingeschränkt, auf welchen man dagegen alle Gewürznägelein vertilgte, welche nirgends als auf der Insel Amboina wachsen sollten. Aus eben derselben politischen Ursache rottete man an allen andern Orten die Muskatbäume aus, welche auf Ternate und Tidor in großer Menge vorhanden waren. Auch ließ die Kompagnie die Einwohner daselbst vertilgen, und vertheilte die Besitzungen derselben unter Weiße und Kreolen.

Die Kompagnie setzt zweymal hundert und funfzig tausend Pfund Muskatnüsse in Europa ab, wogegen in Indien etwa hunderttausend Pfund verbraucht werden. Die Kompagnie bezahlt etwas über zwölf Kreuzer für ein Pfund Macis, oder Muskatblüthe, welches die klebrichte, öligte Haut von scharfen balsamischen Geschmack, sehr würzhafte und angenehme Geruch, und von rothgelber Farbe ist, welche unter der äußern Schaaale sitzt, die man alsdann davon loslöset und an der Sonne trocken läßt. Die Muskatnüsse selbst werden etwa mit anderthalb Kreuzern das Pfund bezahlt. Die Kompagnie hat sich anheischig gemacht, unter diesen Bedingungen alles an sich zu kaufen, was die Einwohner nur immer liefern können. Inzwischen kommt der Kompagnie doch, wegen der zu verwendenden Unkosten, das Pfund über sechs und dreyßig Kreuzer zu stehn.

Br. üb. Holland zweyt. Th.

B

Sie



Sie verkauft dasselbe wieder zu hundert und zwölf Kreuzern diesseits, und zu vier und achsig Kreuzern jenseits des Vorgebürges der guten Hofnung. Allein die Nüsse, die man jenseits des Vorgebürges verkauft, sind mager, haben wenig Del, und verderben leichter, als die andern. Zehn tausend Pfund Muskatblüthe sind für Indien hinreichend und hundert tausend für Europa. Das Pfund Blüthe kostet der Kompagnie, mit allen Unkosten, ein und achtzig Kreuzer, und sie verkauft dasselbe überall zu hundert und zwey und neunzig Kreuzer.

„Man glaubt gemeinlich in Frankreich,“ sagt Herr de Bomare in seinem Naturgeschichtswörterbuch unter dem Titel: Muskat, „daß die Holländer die Gewürznägelein, Muskateln und dergleichen wenn sie deren zu viel haben, ins Meer werfen. Allein dies ist falsch; sie verbrennen dieselben. Im Jahr 1760 den 10ten Junius habe ich zu Amsterdam, bey der Admiralität, ein Feuer davon gesehen, dessen Speise auf acht Millionen Französischen Geldes geschätzt ward. Des folgenden Tages sollte eben so viel verbrannt werden. Die Zuschauer badeten ihre Füße in dem Del dieser Gewürze, niemand aber durfte etwas davon aufraffen, und noch weniger etwas von den Gewürzwaaren, die ins Feuer geschüttet wurden, zu sich nehmen. Einige Jahre zuvor hatte ein armer Mann an demselben Orte, bey einem solchen Feuer, einige Muskatnüsse aufgenommen, die aus dem Feuer hervorgerollt waren; er ward aber ergriffen, zum Galgen verurtheilt, und das Urtheil auf der Stelle vollzogen.“ Wenn diese Erzählung ihre Richtigkeit hat,



hat, so kann man aus diesem Beispiel lernen, was für ein grausamer Gesetzgeber der Geist der Handlung ist.

Das Gouvernement von Ternate hat vier Hauptkomtoirs unter sich. Die Insel selbst aber hat ihren eigenen König, weil die Holländer nicht nöthig gefunden haben, die königliche Würde daselbst abzuschaffen; denn sie haben diesen Monarchen durch Bündnisse und Besatzungen ohnedies zu ihren Sklaven gemacht. Die Könige von Ternate und Tidor hatten gleich anfänglich die ersten Holländer, die an ihren Hof kamen, sehr freundlich aufgenommen, und unverzüglich mit denselben Bündnisse geschlossen, deren Gegenstand ein wechselseitiger Handel und die Vertreibung der Portugiesen aus ihren Inseln war. Die Portugiesen mußten auch wirklich diese Lande, so wie alle Moluckische Inseln, räumen; bald darnach aber mußten auch die Monarchen von Ternate und Tidor selbst sich unter die Herrschaft ihrer Verbündeten schmiegen. Man ließ ihnen zwar die Regierung ihrer Inseln, allein sie mußten in die Ausrottung der Gewürznägelein und Muskatensäume willigen. Zum Ersatz für dieses Opfer bewilligte man dem ersten ein Jahrgehalt von zwey und dreyßig tausend zweyhundert und fünfzig Gulden und dem letzten ohngefähr sechs tausend. Die Besatzung, die eigentlich aus sechs hundert Mann bestehen soll, muß auf die Befolgung des Traktats halten. Allein „es mag nun „die Natur des Bodens und des Himmelsstrichs daran Schuld seyn“ sagt der Verfasser des Reichthums von Holland „oder die Insulaner mögen in Befolgung des Vergleichs nicht recht gewissenhaft seyn, „genug! diese Bäume sind nie so ganz vertilgt worden,



„den, daß nicht hin und wieder noch einige wachsen  
 „sollten. Man hat den König von Tidor in Ver-  
 „dacht, daß er den Anbau derselben unter der Hand  
 „begünstige. Zwischen schickt die Kompagnie von  
 „Zeit zu Zeit Kommissarien dahin, um sich von der  
 „Treue zu überzeugen, womit die Bedingungen des  
 „Traktats erfüllt werden, und um die Bäume aus-  
 „reißen zu lassen, die sie vorfinden. Oft treffen die-  
 „se Kommissarien von Seiten der Einwohner einiger  
 „Widerstand an, welche von Zeit zu Zeit die Gele-  
 „genheit absehen, sich mit den auf den Philippin-  
 „schen Inseln angesessenen Spaniern zu vereinigen.“

Das Gouvernement von Macassar kann man eigentlich nicht zu den Gouvernements der Moluckischen Inseln rechnen. Es macht vielmehr einen Theil der Celebischen Inseln aus, allein ich führe es hier an, weil es für den Schlüssel zu den Gewürzinseln gehalten wird. Die Holländer nahmen es in Besitz, damit die Einwohner nicht mit den Bewohnern der moluckischen Inseln Gemeinschaft haben, und durch Schleichhandel von daher Gewürznägelein und Muskatnüsse bekommen sollten. Die Kompagnie zieht aus diesem Gouvernement Gold, Baumwolle, Reiß, Wachs, köstliches Holz und sogar Diamanten, welches alles sie gegen Eisen, Leinwand, Opium, Branntwein und Gummi eintauscht.

Aus eben der Absicht, nemlich den Schleichhandel mit Gewürz zu verhindern, hat die Kompagnie sich auf Timor niedergelassen, welche Insel ungefehr sechzig (französische) Meilen lang und funfzehn bis achtzehn breit ist. Sie unterhält daselbst eine Besatzung mit einer Besatzung von funfzig Mann. Es giebt noch Portugiesen daselbst, allein sie sind so ausgeartet

geartet, daß man sie nur kaum von den Indianern unterscheiden kann. Hören Sie nun auch die Lobsprüche an, welche Herr de Bougainville dem politischen System beylegt, welches die Kompagnie erfunden hat, um sich des ausschließenden Gewürzhandels zu versichern. Seiner Meynung nach macht die von derselben dort eingeführte Policenverfassung den Einsichten der damaligen Häupter der Kompagnie viel Ehre. Nachdem sie die Spanier und Portugiesen daselbst vertrieben und dieses Glück den einsichtsvollsten Berechnungen, dem Muth und der Beharrlichkeit zu danken hatten, merkten sie wohl, daß, um ihren Gewürzhandel ausschließend zu machen, es noch nicht hinlänglich war, daß sie alle Europäer von den Moluckischen Inseln entfernet hatten. Die Menge dieser Inseln machte ihnen die Behauptung derselben fast unmöglich. Eben so wenig möglich war es ihnen, dem Schleichhandel der Insulaner mit Schina, den Philippinischen Inseln, Macassar und mit allen kreuzenden Schiffen zu verbieten. Noch mehr mußte sich die Kompagnie dafür fürchten, daß man Gewürzpflanzen da wegholen, und einen glücklichen Versuch machen möchte, dieselben anderwärts zum Wachsthum zu bringen. Sie entschloß sich also, die Gewürzbäume auf allen diesen Inseln, so viel möglich, auszurotten, und dieselben bloß in kleinen und leicht zu bewachenden Orten fortwachsen zu lassen. Durch dieses Mittel sind die Inseln von Banda bloß zur Hervorbringung der Muskatnüsse, Amboina aber ganz allein zum Anbau der Gewürznägelein bestimmt, so wie der Zimmet nirgends wächst, als auf der Insel Cenlan. Die übrigen Posten der Holländer auf den Moluckischen und einigen dabey liegenden Inseln die-

B 2



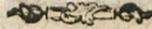
nen dazu, das Niederlassen anderer Nationen daselbst zu verhindern, und beständige Untersuchungen anzustellen, um die Gewürzbäume aufzufinden und dieselben zu verbrennen. Uebrigens sind alle Ingenieurs und Seefahrer, die in diesem Welttheil dienen, gehalten, bey Verlassung der Dienste, ihre Karten und Plans ihren Vorgesetzten einzuhändigen und eydlich zu erhärten, daß sie nichts davon an sich behalten. Derselbe Schriftsteller erzählt, daß nicht lange vor seiner Ankunft zu Batavia, ein Einwohner dieser Stadt mit Brandmal und Staupbesen bestraft und auf eine fast ganz wüste Insel verbannt worden, weil er einem Engländer einen Plan der Moluckischen Inseln gewiesen hatte. Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich, in der Beschreibung des Kapitans Cowley von seiner Reise um die Welt gelesen zu haben, daß, als derselbe zu Batavia eine Schaluppe gekauft hatte, um mit etwa zwanzig Engländern, die damals dort waren, nach Sumatra überzugehen, die Holländer ihnen die Ueberfahrt verweigerten, obgleich die Engländer zu Sillebur, auf der westlichen Küste von Sumatra ein eigenthümliches Fort hatten, und daß die Holländer sich damit noch nicht einmal begnügten, sondern ihnen auch die Schaluppe wegnahmen und diejenigen ins Gefängniß warfen, die ihnen dieselbe verkauft hatten, woben sie zur Ursach anführten, daß es den Holländern verboten wäre, irgend einem Fremdem ein Schiff zu verkaufen. \*)

„Was kann klüger seyn, ruft Herr de Bougainville aus, als der jetzt angeführte Plan?  
 „Welche Maaßregeln konnten besser ausgesonnen  
 „seyn,

\*) S. die Reise des Kapitans Cowley im Jahr 1686 im vierten Kapitel.



„ seyn, um einen ausschließenden Handel einzurichten,  
„ und ihm die erforderliche Dauer zu geben? Allein,  
„ setzt er hinzu, wenn mich nicht alles betrügt, so ist  
„ die Zeit nicht mehr weit entfernt, da dieser herrliche  
„ Handel einen tödlichen Stoß empfangen wird.  
„ Ich wage es, kühn zu behaupten, daß man nur  
„ den Willen dazu haben darf, um diesem Ausschluß  
„ ein Ende zu machen. Die sicherste Schutzwehr  
„ der Holländer ist die Unwissenheit der übrigen Eu-  
„ ropäer von dem wahren Zustand dieser Inseln, und  
„ die geheimnißvolle Wolke, die über diesen Garten  
„ der Hesperiden herhängt. Allein es giebt Schwü-  
„ rigkeiten, die die Gewalt der Menschen nicht über-  
„ winden kann, und Unbequemlichkeiten, denen alle  
„ ihre Klugheit nicht abzuwehren weiß. Die Hollän-  
„ der können wohl auf Amboina und Banda beträcht-  
„ liche Forts anlegen, und mit zahlreichen Garniso-  
„ nen versehen; allein nach wenigen Jahren kommen  
„ Erdbeben, die fast immer ihre gewisse Zeit halten,  
„ und werfen alle diese Anlagen übereinander, und  
„ alle Jahre raft die ungesunde Luft zweien Drittheile  
„ der Soldaten, Matrosen und Arbeitsleute weg, die  
„ man dahin schickt. Das sind unheilbare Uebel.  
„ Die auf diese Weise vor drey Jahren umgestürzte  
„ Forts zu Banda sind heute (im Jahre 1769) kaum  
„ wieder hergestellt: die von Amboina noch gar nicht.  
„ Heut zu Tage lassen sich die Engländer auf der Hö-  
„ he der moluckischen Inseln häufig sehen, und das  
„ geschieht sicherlich nicht ohne Ursach. Seit verschie-  
„ denen Jahren waren kleine von Bancoul ausgelau-  
„ sene Fahrzeuge gekommen, um die Durchfahrten  
„ zu untersuchen, und sich die zu dieser beschwerlichen  
„ Schiffahrt erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen.



„Die Einwohner von Button erzählten uns, wie  
 „schon gesagt, daß drey englische Schiffe vor kurzem  
 „durch diese Meerenge gegangen wären. Wir haben  
 „auch schon der Hülfe erwähnt, die sie dem unglück-  
 „lichen Beherrscher von Balinbuam geleistet haben,  
 „und es scheint, gewiß zu seyn, daß sie es sind, von  
 „welchen die Einwohner von Ceram Schießgewehr  
 „und Pulver bekommen haben. Sie hatten densel-  
 „ben sogar ein Fort erbaut, welches der Kapitän,  
 „wie er uns erzählte, zerstört und in demselben zwei  
 „Kanonen gefunden hatte. Im Jahre 1764 kam  
 „Watson, der die Fregatte Kingsberg von sechs  
 „und zwanzig Kanonen kommandirte, vor Savai an,  
 „erzwang mit Mustetenfeuer einen Piloten, der ihn  
 „nach dem Ankerplatz führen mußte, und verübte in  
 „diesem schwachen Komtoir allerhand Plackereien.“

Der Verfasser der politischen und philosophischen  
 Geschichte der Niederlassungen der Europäer in bey-  
 den Indien fügt zu allem diesen noch hinzu, daß die-  
 jenigen, welche die Moluckischen Inseln nahe bey und  
 genau betrachtet haben, einmützig aussagen, daß sich  
 dieselben gegen sechs Kriegsschiffe und funfzehnhun-  
 dert Mann Landungstruppen nicht einen Monat hal-  
 ten können. Noch mehr, dieser Verfasser entwirft  
 sogar Plans, wie die Franzosen und Engländer, je-  
 der für sich, diese Unternehmung auf das allerleichte-  
 ste ausführen könnten. Ich mag mich mit derglei-  
 chen Grübelen nicht abgeben. Finden Sie mehr  
 Geschmack daran, als ich: so können Sie Sich  
 bey demselben im zweyten Buch seines ersten Theils  
 Rathsch erhohlen. Wenn jemals eine andre Macht  
 den Einfall bekömmt, diese Inseln den Holländern  
 wegzunehmen, so wird sie gewiß bey den Eingebor-  
 nen



nen denselben Hang ihr bey zu stehn finden, den die Holländer bey denselben gegen die Portugiesen fanden. Mich deucht sogar, daß der Haß der Einwohner gegen ihre jetzige Beherrscher weit stärker seyn müste, als welche sie in weit größerer Unterwürfigkeit halten, und ihnen mehr Herzehnd anthun, als weyland die Portugiesen thaten. Ueberdies sind die Sitten der Holländer zu verschieden von den Sitten der Indianer, da hingegen die Portugiesen den Eingebornen sowohl an Sitten und Gemüthsart, als an Gesichtsfarbe und Lebensart in kurzer Zeit gleich wurden. Ich fälle dies Urtheil nach den verschiedenen Berichten der in diesen Gegenden gewesenen Franzosen und Engländer. Ich zweifle nicht daran, daß diese Berichte nicht übertrieben seyn sollten; allein ich weiß auch, daß die Wilden das Joch nicht lieben, und daß sie wenigstens einen Trost darinnen finden, wenn sie ihre Beherrscher verändern können. Dieser allen Menschen natürlicher Hang ist in den Wilden noch weit stärker.

Die Gewürze der Moluckischen Inseln mußten bey den Holländern nothwendig den Wunsch regemachen, auch noch Zimmet zu haben. Man kann es merken, sagt der Verfasser der politischen Geschichte, daß diese in Handelsfachen so einsichtsvolle Nation gleich darauf gedacht hat, sich der Erzeugnisse der ersten und zwothen Nothwendigkeit zu bemächtigen, ehe sie auf die Waaren und Bedürfnisse des Luxus dachte. Auf den Besitz der Gewürzwaaren gründete sie ihre Größe in Asien, so wie sie dieselbe in Europa auf den Heringsfang baute. Die Moluckischen Inseln gaben ihr Muskatnüsse und Gewürznägelein; Ceylan sollte ihr den Zimmet liefern.

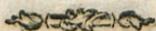


Spilbergen war der erste holländische Admiral, der sich an den Küsten dieser reizenden Insel sehen ließ. Er kam im Jahre 1602 dahin, und landete auf Maticalo, einem Königreiche dieser Insel, welches damals den Portugiesen zinsbar war. Hier erfuhr er, daß der Beherrscher der ganzen Insel zu Candi residirte. Er begab sich unverzüglich dahin, und indem er seinen wahren Endzweck verbürg, beredete er den Monarchen, daß er nicht gekommen wäre Zimmet und Pfeffer zu hohlen, als worauf dieser Fürst einen hohen Preis gelegt hatte, sondern bloß um denselben im Namen seiner Gebieter zu besuchen, und ihm ihr Bündniß und ihren Beystand gegen die Portugiesen anzubieten. Der Kayser von Candi nahm sein Anerbieten an. Es kamen nachher andere Admirals an, welche diesem Fürsten in dem Kriege mit den Portugiesen Hülfe leisteten, und zur Belohnung den ausschließenden Handel in seinen Staaten erhielten. Die Portugiesen verloren einen Platz nach dem andern. Im Jahr 1637 wurden sie aus Baticalao vertrieben. Drey Jahre nachher nahm man ihnen Negombo und Gals weg. Im Jahre 1655 verloren sie Calituré und Colombo. In den folgenden Jahren büßten sie noch mehrere Plätze ein, und sahen sich endlich gezwungen, noch vor dem Jahre 1660 die ganze Insel zu verlassen. Die Kompagnie besetzte allemal gleich die Plätze, die der Feind räumen mußte, setzte sich an die Stelle der Portugiesen, und schrieb, wie sie, dem Kayser vermittelst der Traktaten Gesetze vor, welche er, als der schwächste, von dem stärkeren annehmen mußte.

Der Hauptgegenstand des Handels der Holländer zu Ceylan ist der Zimmet. Die Kompagnie hat  
Besitzung

Besitzungen, wo kein Zimmerbaum wächst. Er findet sich bloß in Gegenden von Negombo, Colombo und auf der Erdzunge Gale. An diesen Orten kaufen die Holländer den Zimmet von den ihnen untergebenen Indianern. Außerdem müssen sie eine festgesetzte Menge von dem Kaiser von Candi zu einem höhern Preise annehmen, als sie ihren Unterthanen bezahlen. Eins ins andere gerechnet, kostet ihnen das Pfund noch nicht neun Kreuzer. Der Verbrauch dieser Gewürzwaaren steigt nicht über viermal hundert tausend Pfund in Europa, und nicht bis auf zweymal hundert tausend in Indien. Die Kompagnie verkauft das Pfund zu hundert und sieben und funfzig Kreuzer.

Der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte sagt, daß es den Schiffen, welche die Häfen von Ceylan besuchen, ganz wohl möglich wäre, sich Zimmetbäume zu verschaffen. Denn die Wälder des Kaisers von Candi, und die Gebürge, welche die Bedas bewohnen, ein Volk, das weder der Kaiser von Candi, noch irgend eine Europäische Nation bisher hat bezwingen können, sind voll davon. Allein, nach der Bemerkung desselben Schriftstellers, artet dieser Baum zu Malabar, Batavia, Isle de France und an allen den Orten aus, wohin man ihn bisher verpflanzt hat. Herr de Bomare hingegen versichert in seinem Naturgeschichtswörterbuch unter dem Artikel: Muskat, daß die Engländer, nach Aussage des vor einigen Jahren aus Indien zurückgekommenen Herrn de Romé de Lisle, viel Zimmet, Pfeffer und Gewürznägelein aus der Insel Sumatra zieht, und in dem Komtoir von Bancoul eine förmliche Niederlage davon haben. Auch haben



ben wir, setzt er hinzu, eine Probe von sehr guten nach Martinique verpflanzten Zimmet ge-  
sehn.

Ceylan liefert auch Amethysten, Saphire, Topasen, Rubinen, Turmaline, Kardemomen, Indig, Elfenbein, Perlen, und Betel, welches ein Kraut ist, dessen Blätter die Indianer den ganzen Tag und selbst des Nachts ohne Unterlaß kauen und wieder ausspucken. Endlich bauen auch die Holländer seit einiger Zeit Kasse, welcher sehr gut fortkommt. Die Kompagnie hält einen Gouverneur auf Ceylan, welcher zu Colombo residirt.

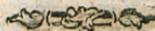
Einige Zeitlang hatte die Kompagnie auch den Pfefferhandel ganz allein. Sie konnte aber in die Länge die Franzosen und Engländer nicht mehr davon ausschließen, welchen es glückte, sich in solchen Gegenden festzusetzen, deren Einwohner die Holländer nicht hatten unter das Joch bringen können. In dessen hat die Kompagnie doch eine große Ueberlegenheit über ihre Mitwerber beizubehalten gewußt. Noch jezt verkauft dieselbe fünf Millionen Pfund Pfeffer in Europa und drey Millionen und fünfmal hundert tausend Pfund in Indien. Der Verkauf der Gewürzwaaren und das Bedürfniß, solche außershalb zu verkaufen, spielte den Holländern verschiedene andere Handelszweige in die Hände. Nach und nach glückte es ihnen, sich des Küstenhandels von Asien zu bemächtigen, wie sie sich desselben in Europa bemächtigt hatten. Allein die Nebenbuhler der Holländer, und vorzüglich die Engländer, kamen auf den Einfall, den innern Handel von Indien Privatkaufleuten ihrer Nation zu überlassen, und erlaubten denselben, Waaren aufzukaufen, und solche von einem Ort Asiens



ens nach einem andern Orte eben dieses Welttheils zu verfahren. Diese Kaufleute, deren Spekulation nicht gebunden war, konnten ihre Geschäfte mit mehr Thätigkeit und Sparsamkeit treiben, und da sie dieselben mit tieferer Einsicht führten, ließen sie ohne Schwürigkeiten in allen Plätzen, wo beyde Theile gleicher Begünstigungen genossen, den Holländern den Rang ab. Durch diese Mitbewerbung verlohr die Kompagnie fast den ganzen Küstenhandel von Asien.

Vielleicht habe ich mich über die Besitzungen der Kompagnie in den moluckischen Inseln, und über ihren Gewürzhandel etwas zu weit ausgebreitet. Ich will mich in Ansehung ihrer Niederlassungen und Komtoirs in den übrigen Gegenden von Asien kürzer fassen, weil diese weit minder beträchtlich sind, als die erstern.

Außer den fünf Gouvernements, wovon ich jezt eben geredet, hat die Kompagnie deren noch drey in Asien. Das eine ist Malaca, die Hauptstadt eines Königreichs gleiches Namens, welches aus einer sehr schmalen Erdzunge besteht, die etwa hundert (französische) Meilen lang ist. Die Holländer nahmen diese Stadt den Portugiesen ab, welche dieselbe gemein stark befestigt hatten. Die Eroberer fanden daselbst eine überaus stark angelegte Bestung, sehr gesunde Luft und einen der besten Häfen von ganz Indien. Mitteltst der Besatzung in dieser Stadt ist die Kompagnie Meister der Meerenge zwischen Malaca und Sumatta. Auf diese Weise wurden die Holländer, sobald sie Malaca und Batavia besaßen, Meister der beyden einzigen damals bekannten Meerengen. Nachdem aber die Franzosen, seit ungefehr dreyßig Jahren, die Meerenge von Balu, und die Engländer,



der, während dem letztern Kriege, die Meerenge von Lamboe entdeckt haben, verliert Malaca den einzigen Vortheil, den es von seiner Lage zog. Ob dieser Platz gleich mitten in Indien liegt, und ehemals der beträchtlichste Marktplatz für alle Gegenden war, deren Mittelpunkt er ausmachte, so haben doch die Portugiesen, durch zu starke Erpressungen, die sie den Kaufleuten aller Nationen auflegten, den Handel von dort verschleucht, und die Holländer haben denselben nicht wieder dahin gezogen, vermuthlich um dem Handel von Batavia nicht Eintrag zu thun.

Die ehemaligen Beherrscher dieses Königreichs hatten, vor der Ankunft der Portugiesen, ein sehr großes Meer voller Inseln erobert und zahlreiche Kolonien dahin geschickt. Durch dieses Mittel und durch den beständigen Handel mit Japan, Schina, den Philippinischen, den Moluccischen Inseln und den Bewohnern der östlichen Küsten, hat sich die malaccische Sprache, als die sanfteste von ganz Asien, in einer weiten Strecke dieses Welttheils ausgebreitet.

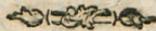
Vor dem letzten Kriege der Engländer und Franzosen in Asien und Amerika, hatte die Kompagnie ein beträchtliches Gouvernement auf der Küste von Koromandel, welches sie auf den Ruinen des Portugiesischen errichtet, und durch verschiedene Traktaten mit dem Fürsten von Calicut und den andern Beherrschern dieser Küste, den Fürsten von Visnagor, Velloer, Singiar, und Farnatica, bestätigt hatte. Sie hatte daselbst verschiedene Forts und Komtoirs angelegt, mittelst deren sie einen großen Handel trieb. Dieser Handel erhielt sich daselbst sehr gut, sagt der Verfasser des Reichthums von Holland, bis zu dem dortigen Kriege zwischen den Engländern und

und Franzosen, dessen Folgen den Engländern eine so entschiedene Ueberlegenheit über alle andre Nationen zuwege gebracht haben, daß die Holländer daselbst nur noch so viel Handel treiben können, als ihnen die Engländer aus gutem Willen zulassen wollen. Die holländische Kompagnie unterhält indessen doch auf der Küste von Koromandel verschiedene Komtoirs, wovon das zu Negapatnam das vornehmste ist. Sie verkauft daselbst Gewürze, japanisches Kupfer, Zinn, Gold, Eisen, Blei und verschiedene andere Waaren, und nimmt von dort weiße, blaue, gemahlte, gedruckte, feine und grobe Leinwand.

Sie hat auch Komtoirs in Bengalen, einem Lande, welches jetzt gänzlich den Engländern unterworfen ist. Diese Komtoirs sind zu Hongly, Cassembazaar und Patna, anderer minder beträchtlichen zu geschweigen. Patna ist wegen des daselbst gehauerten Opiums berühmt. Die Kompagnie treibt damit einen überaus großen Handel in Indien. Sie zieht aus Bengalen rohe Seide, Baumwollengarn und Zeuge, Zucker, Salpeter, Indig, Borax und andere Erzeugnisse, für welche sie Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Blei, Quecksilber, Mennig, Spiegel und hauptsächlich Gewürz, auch Ammonshörner (cornes de mer) dahin schickt, womit das Frauenzimmer von Bengalen sich, statt Armbänder die Kerne schmückt.

Diese Gouvernements sind alle in Asien. Das achte ist in Afrika auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, und hängt, gleich den übrigen sieben, von der Regierung zu Batavia ab. Hier sprechen die Schiffe an, die nach Asien gehn, und von da zurückkommen.

Ueber-



Uebrigens hat die Kompagnie noch manche andre Niederlassungen in Asien, worüber Unterbedienten, mit dem Titel von Befehlshaber, Oberhäupter und Faktoren, die Aufsicht führen.

Noch besitzt sie daselbst die westliche Küste der großen Insel Sumatra. Auf einem Fort in der Stadt Padang unterhält sie einen Kommandanten, unter dessen Aufsicht verschiedene andere Komtoirs stehen. Zu Palembang, der Hauptstadt eines Königreichs gleichen Namens auf der Insel Sumatra, hat sie einen befestigten Platz, und einen dergleichen in dem Königreiche Gamby auf eben dieser Insel. Die Waaren, welche sie aus dieser Insel zieht, bestehen hauptsächlich in Gold, Benzoe, Kampfer und einer großen Menge Pfeffer.

Die Holländer sind unter allen Europäischen Nationen die einzigen, welche auf der Insel Japan handeln dürfen. Die Kompagnie unterhält daselbst einen Direktor, welcher, nach der Aussage des Verfassers des Reichthums von Holland, alle Jahre eine beschwerliche und weite Reise thun muß, um, als Abgesandter der Kompagnie, die Verlängerung des Freyzbriefes zum Handel zu erbitten, die er nicht anders, als mittelst wichtiger Geschenke, erhält. Der Kaiser hat den Holländern zu ihrem Komtoir eine kleine Insel, Namens Desima, angewiesen, welche mit Nangasaki, der Hauptstadt der Insel Bongo, mittelst einer Brücke zusammenhängt. Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kommandanten dieser Stadt, dürfen sie nicht über diese Brücke gehen. Zu ihren Handelsgeschäften müssen sie sich japanischer Mäkler bedienen. Diese Mäkler haben die Freyheit, den Preis der Waaren nach ihrer Willkühr zu bestimmen, und doch

dürfen die Holländer bey allem dem nicht einmal über eine festgesetzte Summe schreiben. Ungeachtet aller dieser Beschwerlichkeiten behauptet man doch, daß dieser Handel hundert und fünfzig Procent Gewinn auf die Waaren abwirft, die man den Japanern liefert, und daß der Gewinn auf die Waaren, die man von denselben erhandelt, noch höher steigt.

Voltaire, der in der Geschichte wirklich mehr Wahrheiten sagt, als beweiset, der nicht so viel Lügen darunter mischt, als man ihm aufbürden will, denn ein Robertson und Millot den Ruhm gesagter Wahrheiten nicht absprechen, und der oft sehr freymüthige und sehr wahre Bemerkungen in der Geschichte macht; — dieser berühmte Schriftsteller führt in seinen Untersuchungen über die Encyclopädie, bey dem Artikel: Japan, auf eine angenehm witzige Weise die Ursachen an, warum alle Europäische Nationen, die einzigen Holländer ausgenommen, von dieser Insel ausgeschlossen sind. Diese Stelle ist wohl wehrt, daß ich sie Ihnen abschreibe. Hier ist sie:

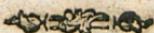
„Es gab auf der Insel Japan zwölf Religionen, die sich ziemlich gut miteinander vertrugen. Aus Portugal kamen Missionarien dahin, um die dreyzehnte einzuführen. Man gab ihnen zur Antwort, daß sie sehr willkommen seyn sollten, und daß man nicht zu viel Religionen haben könnte. Gleich erschienen Mönche in Japan mit dem bischöflichen Titel. Kaum war ihre Religion zur dreyzehnten aufgenommen worden, als sie schon die einzige seyn wollte. Einer dieser Bischöffe begegnete einst einem dortigen Staatsrath, und wollte demselben nicht ausweichen. Er behauptete, er wäre vom ersten Range im Staat, und der Staatsrath, als ein Mann

Dr. üb. Holland zweyt. Th. E vom

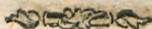


vom zweyten Range, wäre ihm viel Ehrfurcht schuldig. Die Sache machte Aufsehen, denn die Japaner sind mehr stolz, als nachgebend. Man jagte den Mönchenbischof nebst noch einigen Christen im Jahr 1586 aus dem Lande. Diese Thatsache wird von allen Reise- und Geschichtschreibern bestätigt. Bald nachher ward die ganze Christliche Religion verbannt. Die Missionarien krochen zum Kreuz, baten um Gnade, erhielten dieselbe, und mißbrauchten sie. Zuletzt im Jahr 1631 nachdem die Holländer ein Spanisches Schiff weggenommen hatten, welches von Japan nach Lissabon segelte, fanden dieselben auf diesem Schiffe Briefe eines gewissen Moro, welcher Spanischer Consul zu Nangasacki war. Diese Briefe enthielten den Plan einer Zusammenverschwörung der Christen in Japan, um sich des Landes zu bemächtigen, und gaben die Anzahl der Schiffe an, die aus Europa und Asien ankommen sollten, die Unternehmung zu unterstützen. Die Holländer ermangelten nicht, der Japanischen Regierung diese Brieffschaften einzuhändigen. Moro ward festgenommen, gezwungen, seine Handschrift anzuerkennen, und mittelst förmlichen Processes zum Feuer verurtheilt. Alle Neubekehrten der Jesuiten und Domikaner, dreyßigtausend an der Zahl, griffen zu den Waffen. Es entstand ein entsetzlicher Bürgerkrieg, und die Christen wurden sämmtlich ausgerottet. Die Holländer einzig und allein erhielten, wie bekannt, die Freyheit, in Japan zu handeln, unter der Bedingung, daß sie niemals eine christliche Religionshandlung vornehmen sollten, und sie haben seit der Zeit diese Bedingung redlich erfüllt.“

Was



Was diese Bedingung betrifft, so mögte ich wohl den Schatten des Herrn de Voltaire befragen, wie es möglich ist, die denselben auferlegte Bedingung zu wissen, und auch das zu wissen, daß sie solche jederzeit gewissenhaft erfüllt haben, weil uns, seitdem alle andre Christen in Japan ausgerottet sind, und sich daselbst keine andre europäische Nation darf sehen lassen, kein Mittel übrig ist, die Verbindungen, welche diese Nation eingegangen ist, und ihre Ausführung daselbst zu erfahren. Die Berichte irgend eines Schiffsjungen, der etwa als Matrose oder als Barbiergefelle mitgegangen ist, geben keinen hinlänglichen Grund, eine solche Beschuldigung mit Zuverlässigkeit zu vertreiben. Die Sache selbst ist übrigens keinem Zweifel unterworfen, da viele holländische Schriftsteller dieselbe beynähe mit eben den Umständen, als Voltaire, erzählt haben. Nur allzuwahr ist es, was dieser Schriftsteller hierüber an dem angeführten Orte sagt, daß als die Europäer das Vorworgebürg der guten Hofnung umgeseget hatten, die Kongregation de propaganda fide sich schmeichelte, alle Völker, die an den östlichen Meeren wohnen, unter das Joch zu bringen und zu bekehren. Man schiffte gleich Kaufleute, Soldaten und Mönche ein, um in Asien Handel zu treiben, und die Katholische Religion mit dem Degen in der Faust auszubreiten. Diesen Vorwurf kann man den Holländern nicht machen. Ueberall, wo sie sich niedergelassen haben, sind sie mit den Einwohnern des Landes übereingekommen, denselben ihre Sitten, Geseze und Gottesdienst ungekränkt zu lassen.



Der Verfasser des Reichthums von Holland hat verschiedene solche Traktaten in das sechste Kapitel des ersten Theils eingerückt.

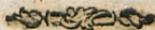
Den wichtigsten Handel mit dem weitläufigen Reich von Schina, theilt die Kompagnie mit andern Nationen. Sie zieht von daher rohe Seide, mancherley seidene Zeuge, Tafelwerk, Gold, Kupfer, Zinn, Stahl, Eisen, Quecksilber, Baumwollengarn und Zeuge, Edelgesteine, Azur, Marmor, eingemachte Früchte, Chinarinde, Rhabarber, grauen Amber, Thee, Porzellan und andere Erzeugnisse. Sie giebt dagegen gemünztes Geld, Gewürzwaaren, Pfeffer, Luch, wollene Zeuge, Vogelnester, Sandelholz und Korallen.

Auch in Persien hat sie Komtoirs, deren vornehmste zu Ispahan und Cameron sind, wohin sie gemünztes Geld, Luch, Gewürz und andere Waaren absetzt, und dagegen rohe Seide, Wein, Tapeten, seidene Zeuge und Wolle von Kirman eintauscht. Endlich besitzt sie noch ein Komtoir zu Bassora in Arabien. Man sagt, daß sie jährlich für achtmal hunderttausend Rupien Waaren dahin schickt.

Ungeachtet der Menge von Niederlassungen und Komtoirs, welche diese Kompagnie, außer ihren acht Gouvernements, in verschiedenen Gegenden Asiens besitzt, versichert man doch, daß ihr Ostindischer Handel gänzlich in Verfall gerathen ist, und daß, außer dem Gewürz und dem Japanischen Stangenkupfer, ihr ganzer dortiger Handel gegen den Handel, den die Franzosen und Engländer daselbst treiben, gar nicht zu rechnen sey; daß für eins ihrer Schiffe, das im Ganges einläuft, von den genannten beyden Nationen wenigstens fünf ankommen, und daß die, ihres  
Hans

Handels wegen, so berühmte Stadt Surate, mehr Millionen von diesen beyden Nationen einnimmt, als Tonnen Goldes von den Holländern. Moka, Jedda, Bassora und ganz Persien werden alle Jahre mit neuen Englischen und Französischen Waaren überschwemmt, unterdessen die holländische Kompagnie nichts, als ein einzelnes Schiff, dahin schickt, dessen Ladung, nach der Bemerkung des Verfassers des Reichthums von Holland, kaum hunderttausend Französische Pfunde werth ist. Was den Handel von Indostan und Bengalen insbesondere betrifft, so hat sich die Kompagnie bey den Generalstaaten beschwert, daß seit dem letzten Kriege zwischen den Engländern und Franzosen in Asien, die ersteren daselbst eine so unumschränkte Oberherrschaft an sich gerissen, daß sie, allen Traktaten zuwider, nicht einmal zugeben wollten, daß die Holländer daselbst andern Handel treiben sollten, als solchen, den sie selbst nicht treiben mögten. Sie zeigte denselben an, daß ein englisches Schiff, nachdem es zu Batavia alle Arten von Mund- und Kriegsbedürfnissen eingenommen, Kompagnieschiffe im Gesicht von Batavia angegriffen hätte, weil sie nicht ihre Flagge vor den Engländern streichen, und diese dadurch für die Herrn aller Gewässer anerkennen wollen. Man sagt auch, der Lord Clive hätte dem Generalgouverneur Nossel gedroht, mit einigen Kriegeschiffen nach Batavia zu kommen, und diese Ehrenbezeugung für die englische Flagge zu erzwingen.

Man kann diese Drohung nicht für eine bloße Aufschneideren ansehen, weil nach dem Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte nichts leichter ist, als das Gebiet der Kompagnie in Indien anzugreifen,



greifen, ja sogar zu erobern. Seiner Aussage nach haben die besten Plätze weder bedeckte Wege, noch Abdachung, noch Außenwerke, und können sich nicht acht Tage halten. Auch sind dieselben niemals mit Lebensmitteln versehen, ob sie gleich reichlichen Vorrath an Kriegsbedürfnissen haben. Die Besatzung beläuft sich nicht auf zehntausend Weiße und Schwarze, obgleich zu ihrer Beschützung wohl zwanzigtausend Mann erforderlich wären. Dieser Mangel wird durch die Seemacht nicht gehörig ersetzt. Die Kompagnie hat kein einziges Linienschiff in ihren Häfen, und die Kauffahrteyschiffe kann man zum Kriege nicht ausrüsten. Die größten, die zur Fahrt nach Europa gebraucht werden, haben nicht hundert Mann Equipage.

Zu dem Handel in Asien hält die Kompagnie ungefehr hundert Schiffe von sechshundert bis tausend Tonnen. Alle Jahre schickt sie von Europa acht und zwanzig oder dreyßig Schiffe dahin, und erhält beynahe eben so viele zurück. Die Schiffe die die Rückfahrt nicht aushalten können, werden in Indien gebraucht, wo die Gewässer, das von Japan ausgenommen, ruhiger sind, und nicht so starke und dauerhafte Schiffe erfordern.

Der Gewinn der Kompagnie, sagt der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte, so weit man demselben nachrechnen kann, beläuft sich jährlich auf zwölf Millionen und siebenmal hunderttausend Gulden. Ihre gewöhnlichen Ausgaben in Indien betragen neun Millionen und drey mal hunderttausend Gulden; in Europa eine Million und fünfmal hunderttausend Gulden, und die Dividende eine Million und sechsmal hundert und fünf und sechszig tausend

tausend Gulden. Es bleiben derselben also nicht mehr, als zweymal hundert und fünf und dreyßigtausend Gulden übrig, um Krieg, Magazinbrand, Schiffsverluste und soviel andere Unglücksfälle zu bestreiten, welche die menschliche Klugheit weder vorher sehr noch verhüten kann. Der Verfasser des Reichthums von Holland liefert ein Verzeichniß der Dividenden, welche die Kompagnie von dem Jahre 1649 bis 1774 ausgezahlt hat, aus welcher sich ergiebt, daß die höchste Dividende zu vierzig und die niedrigste zu zwölf Procent gezahlt worden.

Diese Dividende ist sehr beträchtlich in Rücksicht auf die Umstände der Kompagnie und doch nur sehr mittelmäßig für die Inhaber der Aktien. Um dies zu begreifen, muß man wissen, daß die Kompagnie, bey ihrer ersten Errichtung, ihr erstes Kapital in lauter Summen von dreytausend Gulden eingetheilt hat, welche Aktien heißen. Die Anzahl dieser Aktien betrug sich damals auf zweytausend und einhundert. Seit dem Jahre 1692 aber wird der Gewinn so getheilt, als wenn zweytausend einhundert und dreyßig Aktien vorhanden wären, weil man damals dem Statthalter mit den Einkünften von dreyßig Aktien ein Geschenk machte. Im Anfange machte die Kompagnie so ansehnliche und schnelle Fortschritte, daß die Aktien sechshundert und fünfzig Procent einbrachten, denn soviel bezahlten die Käufer der Aktien an die Verkäufer derselben. Es ist also klar, daß die Kompagnie noch sehr viel giebt, wenn sie heut zu Tage eine Dividende von zwölf und ein halb Procent auszahlt, und daß die Inhaber der Aktien hingegen, die dieselbe zu solcher Zeit sehr theuer eingekauft haben,



ben, als der Gewinn noch ungleich beträchtlicher war, wirklich nicht viel über drey Procent Intressen von ihrem Kapital genießen.

Der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte untersucht die Ursachen des ehemaligen Glors und jetzigen Verfalls der Kompagnie. Ich weiß nicht, ob er sie alle beobachtet hat, auch nicht, ob eine jede, die er anführt, die Wirkungen hervorgebracht haben kann, die er ihr beylegt. Inzwischen will ich nicht ermangeln, Ihnen hier einen Auszug davon vorzulegen.

Die Ursachen der ersten glücklichen Fortschritte der Kompagnie sind:

- 1) Das Glück, das sie gehabt hat, sich in weniger, als funfzig Jahren dreyhundert mit den Reichthümern Asiens beladener Portugiesischen Schiffe zu bemächtigen;
- 2) Die durch diesen Verlust verursachte Schwächung der Portugiesischen Seemacht, welche den Holländern die Mittel erleichterte, ihre Feinde aus ihren Besitzungen in Asien zu vertreiben.
- 3) Der Vortheil, nach erhaltenem Siege, ganz fertige Wohnplätze und wohlgebaute und haltbare Festungen vorzufinden;
- 4) Die Geschicklichkeit der Holländer, den Eingebornen des Landes weiß zu machen, daß sie bloß gekommen wären, um dieselben von der Tyranney der Portugiesen zu befreien, und einen freyern und einträglichern Handel mit ihnen zu treiben.
- 5) Die Billigkeit, welche die Kompagnie anfänglich beobachtete, den Einwohnern ihre Religion und ihre Sitten zu lassen, und dieselben nicht, wie

wie die Portugiesen vor ihnen gethan hatten, zur Veränderung der Religion, zur Annehmung ihres blutdürstigen und grausamen Aberglaubens und ihrer Vorurtheile zu zwingen, welche tausendmal barbarischer waren, als die Vorurtheile dieser wilden Nationen.

6) Die Staatsklugheit, mit welcher die Holländer ihre Kriegsmacht vertheilten, um die Völker im Zaum zu halten, die sie sich einmal durch ihr gutes Betragen zu Freunden gemacht hatten.

7) Die Treue, Enthaltksamkeit und Rechtschaffenheit der ersten Bedienten, Schreiber und selbst der Schiffsoldaten der Kompagnie, welche vor den den Portugiesen abgenommenen Schätzen niemals das geringste entwendeten, sondern ihre Aemter mit seltener Pünktlichkeit und mit so ausgezeichnete Rechtschaffenheit verwalteten, daß vor dem Jahre 1650 keiner derselben beträchtliche Reichthümer erworben hatte, und welche so bescheiden und einfach lebten, daß selbst die Glieder der Regierung zu Batavia sich gewöhnlicher Weise wie die gemeine Matrosen kleideten, und bloß in den Rathsversammlungen mit besserer Kleidung erschienen.

Es folgen nunmehr, nach Anleitung eben dieses Schriftstellers, die Ursachen von dem Verfall der Kompagnie:

1) Die verderblichen Kriege, die sie mit den Einwohnern der Moluckischen Inseln führen mußte, welche das Joch nicht ertragen wollten, das die Holländer ihnen aufgelegt hatten; der langwierige Krieg mit den aufrührerischen Einwohnern der Insel Matassar; der Krieg mit den  
E 5 Schines

Schinesen, welche ihr Formosa wegnahmen, der den Untergang der Komtoirs von Funkin und Siam nach sich zog; der Krieg mit den Einwohnern von Sumatra; der Krieg mit den Seeräubern, welche Malaca belagerten und die ganze Gegend verwüsteten; die Kriege, welche aus der Vertheidigung des zweimal angegriffenen Negapatnam, und aus der Vertheidigung von Cochin gegen die Macht der Könige von Kalcut und Travancor, entsprungen; die Kriege mit den verschiedenen Beherrschern von Java und den Königen von Candi, welche erst vor einigen Jahren beygelegt worden; und endlich die blutige Handel mit den Engländern, deren Macht in Indien täglich zunimmt, und deren Lieblingsjugend eben nicht die Mäßigung ist, wenn man diesem Französischen Schriftsteller glauben darf.

- 2) Die beschwerlichen Plackereien, welche die Compagnie in Japan, Schina, Camboja, Arrakan, am Ganges, in Achem, Koromandel, Surate, Persien, Bassora, Moka, und andern Orten erdulden müssen.
- 3) Die Konkurrenz anderer Europäischen Nationen, welche ihre Mitbuhler in der Handlung wurden, und mehr, als alles andere, der Einfall, den diese Nationen hatten, den innern Handel von Indien an Privatkauflente zu überlassen.
- 4) Die Untreue mancher in den verschiedenen Komtoirs unter der Regierung von Batavia angestellten Bedienten. Denn die Compagnie ward in

in allen ihren Geschäften durch solche Leute betrogen, die sich um den Wohlstand derselben nicht bekümmerten.

5) Das Umsichgreifen dieses Uebels, welches aus den kleinen Komtoirs in die großen, und sogar bis nach Batavia überging, wo die Verachtung alles Wohlstandes so weit ging, daß ein Generalgouverneur, welcher überführt ward, die Kompagniekasse ohne Maß und Ziel geplündert zu haben, sich nicht entblödete, seine Ausführung durch Vorzeigung einer von der Kompagnie unterschriebenen Vollmacht zu rechtfertigen. Herr de Bougainville sagt bey dieser Gelegenheit, daß die in Diensten der Kompagnie stehende Personen, noch izt das Geheimniß besitzen, dreysig, vierzig, hundert, ja zweymal hunderttausend livres jährlicher Einkünfte von solchen Bedienungungen zu ziehn, deren Gehalt auf funfzehn hundert, dreystausend, oder höchstens sechstausend livres festgesetzt ist;

6) Der Mangel hinlänglicher Vorschriften, nach welchen das Betragen der Güterverwalter beurtheilt werden könnte;

7) Die, durch die Ungeschicklichkeit der Direktoren, in die Geschäfte der Kompagnie, selbst in Europa, eingeschlichene Unordnung. Diese Direktorstellen, sagt unser Schriftsteller, welche anfänglich einsichtsvollen Kaufleuten anvertraut wurden, fielen in der Folge mächtigen Häusern in die Hände, und wurden zugleich mit den Rathsstellen, vermöge welcher sie denselben zugesprochen waren, in denselben erblich. Diese Familien, welche entweder mit politischen  
Aus



Aussichten oder mit Staatsgeschäften genug zu thun hatten, sahen bey den der Kompagnie ent-rissenen Bedienungen bloß auf die ansehnliche Benutzung, auf die Leichtigkeit, ihre Verwand-ten zu versorgen, und manche darunter gar auf den Mißbrauch, den sie von ihrem Ansehen ma-chen konnten. Die Bearbeitung des einzelnen, die Untersuchungen, kurz das Wichtigste bey Handlungsgeschäften, ward einem Schreiber überlassen, der, unter dem vielversprechenden Titel eines Anwaltes, alle Geschäfte in sich ver-einigte;

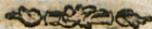
8) Der Geist der Zwietracht, den der Geist des Eigennuzes den verschiedenen Kammern der Kompagnie einhauchte. Jede Kammer wollte ihre eigene Schiffswerfte, ihre Zeughäuser, ihre Speicher für die von ihr abzufertigenbe Schiffe haben. Durch ein so nachtheiliges Berragen ward die Anzahl der Plätze vermehrt und den Veruntreuungen Thür und Thor geöfnet. Je-de Kammer wollte nach Maafgabe ihrer Ausrü- stungen auch Waaren liefern, und diese Waa- ren waren oft den jedesmaligen Bedürfnissen gar nicht angemessen;

9) Die Unvorsichtigkeit, womit man, zu Zeiten eines außerordentlichen Bedürfnisses, Anlehen in Batavia eröfnete, wo man sechs vom hun- dert an Zinsen entrichten muß, oder wohl gar in Bengalen und auf der Küste von Koromans- del, wo die Zinsen wenigstens auf neun vom hundert liefen, da man, wenn man das Geld in Holland aufgenommen hätte, mit drey vom hun- dert davongekommen wäre.

Nach-

Nachdem der Verfasser des Reichthums von Holland diese Bemerkungen des politischen und philosophischen Geschichtschreibers abgeschrieben hat, begnügt er sich bloß damit, zu sagen, daß derselbe alles übertrieben habe; er vergißt aber, im Einzelnen nachzuweisen, wo diese Uebertreibung zu finden ist, und worinn sie besteht. Vielleicht hat dieser Geschichtschreiber die Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, Ungeschicklichkeit und die politische Absichten der Direktoren der Kompagnie ein wenig zu sehr übertrieben. Er beschuldigt dieselben, daß sie alle ins Einzelne gehende Sachen, alle Untersuchungen, alle die wichtigsten Geschäfte einem Schreiber überlassen. Wenn man aber die Art und Weise betrachtet, wie die Geschäfte der Kompagnie in den Versammlungen der Direktoren getrieben werden: so scheint es nicht, daß diese Unschicklichkeiten in so hohem Grade vorhanden sind, als dieser Geschichtschreiber vorgiebt.

Die sechs Kammern, wovon ich in einem meiner voriger Briefe Erwähnung gethan habe, werden von einer Versammlung von siebzehn Direktoren vorgestellt. Amsterdam ernennt dazu achte, Middelburg viere, die übrigen Kammern jede einen und der siebzehnte wird abwechselnd aus einer dieser vier Kammern erwehlt. Diese Direktoren versammeln sich gewöhnlich dreymal des Jahrs zu Amsterdam, sechs Jahre lang hintereinander, und zwey Jahre hindurch zu Middelburg. Auf der ersten dieser Zusammenkünfte wird der Verkauf der Gewürzwaaren und die Auscheidungen, so die Kompagnie zu machen hat, festgesetzt. In der zwoten beschließt man die Antworten auf die aus Indien eingelaufene Briefe. Die dritte entscheidet den Verkauf, der im Oktober und November gehalten



ten wird, und die Anzahl der nach Indien abzufertigenden Schiffe, auch werden in derselben die Briefe aus den verschiedenen Komtoirs abgelesen, und der Zustand dieser Komtoirs untersucht. Man handelt zugleich alle Policen: Justiz: Finanz: Kriegs: Staats: Schiffahrts: und Handelsfachen ab, welche die Niederlassungen der Kompagnie betreffen.

Die Verwaltung dieser sechs Kammern beruht also auf diese Versammlung der Siebzehner, und die Geschäfte dieser Versammlung sind so weislich geordnet, daß nichts wichtiges der Kenntniß der Direktoren entgehen kann, welche fast nicht anders, als pflichtmäßig, handeln können. Außer dieser Versammlung der Siebzehner kommen noch alle Jahre zehn Direktoren im Haag zusammen, nemlich viere von der Kammer zu Amsterdam, zween von der Middelburg, und einer von jeder der übrigen vier Kammern. Diese Versammlung untersucht die aus Indien eingelaufene Briefe, und entwirft die Antworten darauf, welche alsdann in die Versammlung der Siebzehner gebracht werden. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß jede Kammer ihre Direktoren nach Willkühr wählen kann, aber das habe ich Ihnen nicht gesagt, daß die Aktienhaber die Direktoren bloß vorschlagen, und daß der Statthalter dieselben erst wirklich ernennet. Die ersten schlagen nemlich dreye vor, und davon wählet der Statthalter denjenigen, den er für den besten hält. Ich will glauben, daß er immer die geschicktesten wählen wird; wenn aber der Fall noch nicht vorhanden gewesen ist, so kann er doch künftig vorkommen, daß einmal irgend ein Statthalter diejenigen für die geschicktesten halten mögte, die ihm am meisten

meisten ergeben sind, und die Kompagnie alsdann von schwachmüthigen Höflingen, statt geschickter Männer, regirt würde.

Das war nun freylich wohl eine lange Abhandlung über die Niederlassungen der ostindischen Kompagnie in den verschiedenen Gegenden von Indien. Damit sie indessen alle Besitzungen der Holländer in Indien mit einem Blick übersehen können, und ich nicht nöthig habe, diese Sache in der Folge noch einmal zu berühren, weil ich gleich noch etwas von den Besitzungen dieser Nation in Amerika sagen.

In einem meiner vorigen Briefe habe ich Ihnen schon einen Begriff von der Westindischen Kompagnie gemacht. Ich werde Ihnen nichts mehr davon sagen, weil sie auf den Handel und die Macht von Holland wenig Einfluß hat. Ueberdies ist dieselbe, seit der Einbuße von Brasilien, so sehr in Verfall gerathen, daß ihre Aktien jetzt nicht höher, als zu neun und dreyßig, vom Hundert ihres ursprünglichen Wehrths, verkauft werden. Ihre Verwaltung, in Rücksicht auf den Amerikanischen Handel ist, nach der Versicherung des Verfassers des Reichthums von Holland, dem Flor der holländischen Kolonien in der neuen Welt mehr schädlich, als vortheilhaft gewesen.

Die vornehmste dieser Kolonien ist Surinam. Diese in der Südamerikanischen Provinz Guyana angelegte Kolonie wird von dem französischen Guyana durch den Maronifluß und von dem Spanischen durch den Poumaron getrennt. Obgleich die Gränzen dieser Kolonie noch nicht gehörig bekannt sind, so kann man doch überhaupt sagen, daß sie sich etwa dreyßig Meilen über die Mündung des Surinamflusses hinaus erstrecket. Dieser Fluß, der während sei-

nes



nes Laufs den Fluß Kommarine aufnimmt, ist tief genug, um überall, wo er durch die Kolonie fließt, die größten Schiffe zu tragen. Zwo Meilen von der Mündung des Surinam hat man ein Fort, Namens Zelandia, erbaut, welches den Flecken Paramaribo deckt. Dieser Flecken, welcher der Hauptort der Kolonie ist, enthält ungefehr vierhundert Häuser. Es sind auch noch zwey Dörfer da, wovon eins, Namens Savane, den mehresten Juden zum Wohnplatz dient, welche in dieser Kolonie nicht allein die Religionsfreiheit, und die Erlaubniß, Ländereyen zu besitzen, und ihre Streitigkeiten selbst zu entscheiden haben, sondern auch das Recht genießen, an der allgemeineren Verwaltung Antheil zu nehmen, und zur Wahl der Rathsglieder ihre Stimme zu geben. Jenseit des Dorfs giebt es noch Plantagen, welche die Labadisten angelegt haben. Man zählt auf vierhundert Plantagen, welche diesen Kolonisten gehören. Es wird daselbst Zucker, Kaffe, Kakao, Baumwolle und andere minder beträchtliche Erzeugnisse, gebaut. Die Volksmenge steigt auf viertausend Weiße, und funfzigtausend Schwarze. Unter den ersten befinden sich sehr viel geflüchtete Franzosen und Juden, Nührische Brüder und Abkömmlinge der Labadisten.

Die Anlegung dieser Kolonie erforderte ungeheure Summen, wegen der Kosten, die man anwenden mußte, die Wälder niederzuhauen, die Ländereyen trocken und urbar zu machen, wovon der größte Theil, bey jedesmaliger Flut vier bis fünf Fuß hoch unter Wasser stand, Grabens zu ziehn, Schleusen anzulegen, Häuser und Forts zu erbauen, Sklaven zu kaufen, und den Plantagen den Grad von Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu geben, ohne welchen sich die  
Hollans

holländische Pollicey nicht zufrieden giebt. Die Auf-  
 munterung zu diesen Arbeiten fanden die Kolonisten  
 in der ungemeynen Leichtigkeit, Geld in Holland ge-  
 borgt zu bekommen. Der erste Fortgang war sehr  
 glücklich. Viele Kolonisten machten in der Geschwin-  
 digkeit ihr Glück. Dies blendete die holländischen  
 Kaufleute. Sie gaben Vorschüsse über Vorschüsse,  
 um ihr Geld, das sie nicht mehr zu lassen wußten,  
 mit Vortheil anzulegen. Die Kolonisten benutzten  
 die vortheilhafte Meynung, die man von ihren Nie-  
 derlassungen hatte, um ihre Besitzungen zu vergröß-  
 fern und bequemer einzurichten. Es gab Kaufleute,  
 die sich von den Kolonisten unvermerkt zu Verbindun-  
 gen verleiten ließen, die ihre Kräfte überstiegen.  
 Sie sahen sich dadurch selbst in die Nothwendigkeit  
 versetzt, Gelder aufzuborgen. „Endlich, sagt der  
 Verfassers des Reichthums von Holland, „kam man  
 „auf den Einfall, Geld für die Kolonisten, mittelst  
 „öffentlicher Anleihen, aufzunehmen, an welchen je-  
 „dermann Antheil nehmen konnte. Diesen Vorschuß  
 „that man, gegen Quittung, oder Obligation, an  
 „einen Kaufmann, der das Werk dirigirte, ungefehr  
 „in der Art, und auf dem Fuß, wie die Anleihen  
 „für regierende Herrn, oder öffentliche Staatskör-  
 „per. Dieser Direktor mußte dagegen die Erzeug-  
 „nisse der dagegen verpfändeten Plantagen in Em-  
 „pfang nehmen, welche die Kolonisten an ihn ein-  
 „zuschicken sich anheischig gemacht hatten, und den-  
 „selben dagegen alle ihre Bedürfnisse liefern. . . . .  
 „Diese zu Lasten der Surinamschen Kolonisten aus-  
 „gestellte Obligationen belaufen sich auf sechzig  
 „Millionen. „



Die Erzeugnisse der Kolonie reichen in guten Jahren kaum hin, die Zinsen dieser ungeheuren Summe abzutragen. Allein die guten Jahre sind dort selten, und die Zufälle, welche die Erndte vermindern, oder den Preis der Waaren heruntersetzen, dagegen sehr häufig. Die Einfälle der ausgerissenen Negern haben der Kolonie auch viel Schaden gethan.

Im Anfange hatte man zur Plantagenarbeit bloß Deutsche, Brabander, Lütticher und Westphälinger genommen. In der Folge aber bediente man sich dazu Afrikanischer Sklaven. Diese werden noch jetzt in öffentlicher Versteigerung paarweise an den Meistbietenden verkauft. Vordem bezahlte man die stärksten und gesundesten dieser Unglücklichen nicht höher, als zu zweyhundert und fünf und zwanzig Gulden; allein heut zu Tage ist der Preis bis auf fünfhundert gestiegen. Diese über den Verlust ihrer Freyheit untröstliche und sehr oft von ihren Gebürtlern gemißhandelte Sklaven entlaufen, wenn sie können, und verbergen sich in unzugänglichen Wäldern. Die mehren dieser Flüchtlinge begeben sich zu den Negern von Sarameka. Diese Negern stammen von einigen Sklaven ab, die in vorigen Zeiten von den in Guyana angesessenen Engländern gemißhandelt worden, in die Wälder geflüchtet sind, und sich längst den Flüssen Surinam, Sarameka und Kapename niedergelassen, wo sie eine Art von Freystaat gestiftet haben. Sie haben sich verschiedene Dörfer gebaut, und eine beträchtliche Anzahl derselben hat sich in einer übersaus großen Strecke Landes von Sarameka bis zu der Marrowine zerstreut, wo sie im Nothfall sich in undurchdringliche Wälder verstecken können. An der Westlichen Seite dieses letztern Flusses giebt es noch  
eine

eine Republik von Negern, welche allereerst seit etwa funfzig Jahren entstanden ist. Man nennt dieselben Negern von Tempati und sie theilen sich in acht Dörfer. Die ersten Stifter dieser Dörfer waren entlaufene Sklaven von etlichen Juden und andern Kolonisten. Man hat alle nur ersinnliche Mittel angewandt, Krieg, Unterhandlungen, Geschenke, Beführung ihrer Häupter durch Schwelgerey und Anstiftung der Zwietracht unter den Einwohnern der verschiedenen Dörfer, um diese Flüchtlinge zur Ruhe zu vermögen; aber bis jetzt ist alles vergebens gewesen. Man hat kein ander Mittel, sie in Schranken zu halten, als daß man daselbst eine starke Besatzung unterhält, sonst könnten diese Negern wohl einmal Surinam erobern.

Diese Kolonie hat noch andere anhaltende und ihre eben so schädliche Ungelegenheiten zu erdulden. Der Himmelsstrich dieser Gegend, wo in der einen Hälfte des Jahres beständiger Regen und in der andern eine unerträgliche Hitze ist, die Feuchtigkeit des Bodens, wo alle nutzbare Pflanzen von schädlichen und eckelhaften kriegenden Ungeziefer verdorben werden, nebst den häufigen Fiebern und Wassersuchten, haben die alten Eigenthümer, die dort ihr Glück gemacht hatten, bewogen, ein so beschwerliches und ungesundes Land zu verlassen und nach Europa zurückzukehren.

Die Geschäftsträger, welche diese reiche Leute daselbst zurückließen, und die, welche die Europäische Eigenthümer von Zeit zu Zeit dahin schicken, sind fast alle Leute ohne Sitten und von schlechter Aufführung, denen es an den nöthigen Kenntnissen fehlet, die Pflanzörter gut zu verwalten. Dieser Unordnung, die art und vor sich schon hinreichend wäre, das Verderben



der Kolonie nach sich zu ziehn, stehn noch verschiede-  
ne andere Plagen zur Seite, nemlich Mangel einer  
guten Policen, elende Gerechtigkeitspflege, ein unaus-  
stehlicher Despotismus, den sich die obersten Mitglie-  
der des Gouvernements anmaßen, noch andere Miß-  
bräuche und Laster, die unglaublich seyn würden, sagt  
der Verfasser des Reichthums von Holland, wenn man  
nicht öffentliche Beweise davon vor Augen hätte, und  
die uns, wie er sagt, vielmehr das Gemählde einer  
ununterbrochenen Straßenräuberey, als einer Verhand-  
lung von Geschäften, darstellen, welche sonst die Hol-  
länder, ihrem überall erworbenen Ruhme gemäß, mit  
so vieler Rechtschaffenheit zu betreiben pflegen.

Endlich muß der Wettseifer der fremden Kolo-  
nien die von Surinam sowohl, als die andern hol-  
ländischen Kolonien, wovon ich Sie jetzt unterhalten  
will, gänzlich zu Grunde richten. Die Haupterzeug-  
nisse der holländischen Kolonien sind Kaffee, Zucker,  
Baumwolle und Kakao. Nun wachsen alle diese  
Dinge auch in den englischen und französischen Kolo-  
nien in Amerika. Die Urbarmachung eines zum  
Kaffeebau bestimmten Landes, welches fünfzig Klas-  
sen beschäftigen soll, kostet, in Zeit von sechs Jahren,  
an fünf und fünfzigtausend holländische Gulden, und  
wohl noch drüber. Eine solche Plantage bringt jähr-  
lich ein tausend acht hundert und zwölf Gulden ein,  
welches noch nicht drey und ein halb Procent Zinsen  
ausmacht, weil die Mitbewerbung der Engländer und  
Franzosen den Preis des Kaffees so weit herunterge-  
bracht hat. Von diesem Einkommen soll der Kolo-  
nist von den in Holland zum Anbau seines Landes auf-  
geborgten Geldsummen sechs Procent Zinsen abtra-  
gen, alle Auflagen und Lasten tragen, welche beträcht-  
liche

liche Summen ausmachen, und über das alles noch den Verlust ersetzen, den schlechte Jahre, Streifereyen der Negern, und Plackereyen ungewissenhafter Staatsbedienten verursachen.

Ein Drittheil dieser Kolonie gehört der ostindischen Kompagnie, ein Drittheil der Stadt Amsterdam, und ein Drittheil den Erben einer reichen Privatperson von der Familie van Sommelsdyk. Diese Gesellschaft hat bloß damit zu thun, ihre Kolonie zu regieren und zu vertheidigen. Um dieselbe in den Stand zu setzen, diese Unkosten bestreiten zu können, haben die Generalstaaten derselben die Befugniß gegeben, jährlich zween und einen halben Gulden Kopfgeld für jeden Sklaven, und zwey und ein halb Procent von allen ein und ausgehenden Waaren zu erheben. Weil aber die Vertheidigung der Kolonie, hauptsächlich wegen der geflüchteten Negern, außerordentliche Unkosten erfordert, und die Kolonisten dabey noch mehr interessiren, als die Kompagnie, so hat diese mit jenen sich dahin verglichen, daß dieselben freiwillig einen Theil der Unkosten über sich genommen haben, unter der Bedingung, daß die Kompagnie das übrige zuschießen muß.

Der Verfasser des Reichthums von Holland sagt, daß man in dem Jahre 1775 vier und funfzig zu Surinam eingelaufene Schiffe gezählt habe, worunter zehne gewesen, die vom Sklavenhandel zurückgekommen und zweytausend dreyhundert und fünf und sechszig Sklaven mitgebracht haben. Drey und sechszig Schiffe wären nach Holland ausgelaufen mit acht Millionen Pfund Kaffee, funfzehn Millionen und zweymal hunderttausend Pfund Zucker, sechsmaal hunderttausend Pfund Kakao, und hundert und funf-



zigtausend Pfund Baumwolle, einige andere Waaren von minderm Belange nicht mitgerechnet. Den Gewinn für die Schifffahrt an der Rückfracht hätte man auf eine Million viermal hundert und sechszehtausend zweyhundert und funfzig Gulden berechnet.

Die Kolonie von Berbice bringt genau das nemliche hervor, was Surinam hervorbringt. Der Zucker ist zwar das Hauptzeugniß derselben, allein sie trägt auch Kaffee, Baumwolle, Kakao, Tabak und Farbeholz. Sie gehört den Erben von Nikolas und Heinrich van Soorn, von Arnold Dir, Peter Schurmanns, und Kornelis van Peere. Im Jahre 1720 suchten die Eigenthümer der Kolonie ein Kapital von drey Millionen und zweymal hundert tausend Gulden, durch den in Holland so gewöhnlichen Weg, nemlich mittelst Aktien von zweytausend Gulden, aufzunehmen. Sie konnten aber nicht mehr, als eine Million achtmal hundert und zwey und achtzigtausend Gulden zusammenbringen, und diese Aktien von zweytausend Gulden stehn so schlecht, daß man sie nicht einmal für zweyhundert Gulden loß werden kann. An diesem Verfall ist die üble Verwaltung der Direktoren des Gouvernements der Kolonie, und ein Aufstand der Sklaven im Jahre 1763 Schuld, welche in voller Verzweiflung über die Grausamkeit ihrer Herren, sich durch eine allgemeine Niedermachung aller Weißen, sowohl Männer als Weiber, die ihnen in die Hände fielen, und durch die Zerstörung aller Plantagen zu rächen suchten. Als dieser Aufstand gestillt war, gaben die Direktoren den Kolonisten zu verstehen, daß sie sich an ihnen wegen der Unkosten zu erholen gedächten, welche sie hätten anwenden müssen, um die Negern wieder unter das

Joch

Noch zu bringen, und diese Zumuthung brachte zwischen den Direktoren und Eigenthümern Streitigkeiten zu wege, welche vollends jedermann abschreckten, sich um diese Kolonie zu bekümmern, die übrigens viel mehr verspricht, als Surinam.

Die Eigenthümer der Kolonie haben von den Generalstaaten die Befugniß erhalten, gewisse Auflagen zu erheben, wogegen sie die Last aller zum Gouvernement und zur Beschützung von Verbice erforderlichen Unkosten übernommen haben. Es sind jetzt angefehrt hundert Plantagen daselbst, welche von fünftausend fünfhundert Negern bearbeitet werden.

Zwanzig (französische) Meilen von Verbice fallen der Essequebo und Demerary ins Meer. An diesen beyden Flüssen haben die Holländer eine andre Kolonie angelegt, welche, gleich den beyden vorhergehenden, Kaffee, Kakao, und hauptsächlich Zucker, hervorbringt. Die Küste von Demerary ist überaus fruchtbar. Die Holländer leben daselbst beständig in gutem Vernehmen mit den Eingebornen des Landes, welche ihrerseits keine Gelegenheit vorbey lassen, ihre Erkenntlichkeit für die Ruhe zu bezeigen, die man ihnen vergönnt, so daß sie oft den Kolonisten die nützlichsten Dienste geleistet haben.

Die Kolonien, nemlich Verbice, Essequebo und Demerary haben eine Schuldenlast von vierzig Millionen Gulden auf sich, wofür ihre Plantagen zur Sicherheit haften. Die letzte dieser Kolonien gehört der ostindischen Kompagnie. \*)

D 4

Eben

\*) Im Jahre 1781 nahm der tapfere englische Admiral Rodney sowohl Essequebo als Demerary weg. Beyde sind noch jetzt (1782.) in den Händen der Engländer. Uebers.



Eben diese Kompagnie besitzt auch noch in Amerika die Inseln St. Eustaz \*) und Kurassao. Sankt Eustaz ist nichts, als ein steiler Berg, der in Gestalt eines Kegels aus dem Meere hervorragt. Der Umfang dieser Insel beträgt etwa fünf (französische) Meilen. Diese Insel bringt Taback hervor und etwa sechs mal hunderttausend Pfund Zucker. Einige Einwohner haben ihre Wohnungen auf eine unter dem Namen Saba bekannte benachbarte Insel verlegt. Der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte schildert auf eine sehr reizende Weise die gesunde Luft, das leichte Blut, die Munterkeit des schönen Geschlechts, die Ruhe und die beglückte Armuth, deren die Einwohner dieser Insel genießen, welche bloß von dem Anbau der Baumwolle und der Gartenfrüchte leben.

Kurassao ist ein Felsen zehn (französische) Meilen lang und fünfse breit. Er hat einen vortreflichen Hafen, der durch eine feste und wohl unterhaltene Befestigung beschützt wird. Weder dieser Felsen, noch die dazu gehörigen kleine Inseln, Aruba und Bonaire, bringen irgend ein Erzeugniß hervor, das zum Handel taugt. Auch sind, nach dem Verfasser des Reichthums von Holland, die Kolonien St. Eustaz und Kurassao vielmehr nur Komtoirs für den Amerikanischen

\*) Auch St. Eustaz mußte sich im Jahre 1781 dem ebengedachten Seehelden ergeben. Allein zu Ende des Jahres landete der französische Oberst, Marquis de Bouille, unvermuthet auf der Insel mit vierhundert Franzosen, und nahm den englischen Kommandanten, Oberstlieutenant Cockburne, gefangen, der sich mit siebenhundert Engländern ohne Gegenwehr ergab, und vermuthlich das Schicksal des Admirals Bing zu erwarten hat. Uebers.





Holland hingegen beschwert man sich, daß man nicht weiß, wo man mit dem Gelde hin soll. Die Klagen treffen also den Ueberfluß und nicht den Mangel des Geldes. Diese in andern Europäischen Ländern so ungewöhnliche, so unerhörte, Erscheinung ist hier ganz natürlich. Sie läßt sich aus den eingeschränkten Gränzen des Staats, aus der Beschaffenheit des Bodens, aus dem Umfange des Handels und aus dem Nationalgenie erklären.

Die sieben Provinzen sind in ihrer größten Ausdehnung nur acht und vierzig (Franz.) Meilen lang und vierzig breit. Ihr Boden besteht größtentheils aus Morast und Buschwerk. Die Nation, die wenig Hang zum Ackerbau hat, vernachlässigt denselben sogar in den Ländgen Breda, Herzogenbusch, Zutphen und Geldern, wo viel ungebautes Erdreich nur auf arbeitsame Hände wartet, um ihre Mühe durch reichliche Erndten zu belohnen. In den reichsten Provinzen sind von den vier Elementen, so zu sagen, nur die Grundstriche vorhanden. Man beschäftigt sich daselbst bloß mit der Viehzucht, macht fast nichts anders, als Butter und Käse, pflanzt nichts, als Aaleen und baut nichts an, als Blumengärten und Lustgebüsch. Inzwischen ist Geld in Ueberfluß da, und dies Geld wird nicht etwan in den Schränken einiger Privatpersonen aufgehäuft, die auf anderer Unkosten übermäßig reich sind; sondern vertheilt sich in die Hände der Kaufleute aller Arten, der Geldwechsler, der Geschäftsträger, der Mäkler, der Kassierer, der Fabrikanten, der Kleinhändler, der Kapitalisten, der Künstler, der Handwerker, der Erben solcher Leute, die in Indien reich geworden sind, und  
der



der Bauern, hauptsächlich von Seeland, Friesland, Nordholland, Rhinland und Westland.

Was sollen nun Leute mit ihrem Gelde anfangen, die dessen so viel haben? Sollen sie es vergraben, wie die Indianer von jeher gethan haben und noch iho mit dem Gelde thun, das sie aus Europa bekommen haben und noch bekommen? Allein die Bewohner der anmuthigen Ufer des Ganges und der schönen Fluren von Indostan haben keine Bedürfnisse und genießen, ohne Arbeit, alles was die Erde nur irgend hervorbringen kann, anstatt daß die Holländer bey ihren vielen wirklichen oder eingebildeten Bedürfnissen, beständig gegen alle Elemente, und selbst gegen den Boden ihres Vaterlandes zu kämpfen haben. Die Gemueser, die vordem auch mehr Geld hatten, als sie auf die bergichte steile und dürre Küsten ihres Staats zu verwenden vermogten, kauften Fürstenthümer, Markisate, und andere Lehn- und Allodialgüter in beyden Sicilien, im Päpstlichen Gebiet, im Mayländischen, in Montferrat, und besaßen sich ganz wohl dabey. Allein die Holländer haben schlechterdings keinen Geschmack am Landbau. Sie haben zwar an hundert Millionen zum Anbau von Surinam, Berbice und Essequebo vorgeschossen, das haben sie aber bloß als Kaufleute und in ächten Handlungsgeist gethan; dies hat die Kolonien eben zu Grunde gerichtet, deren Fall den Fall der Aktienhaber und noch mehr der Direktoren nach sich gezogen.

Hätten sie diese hundert Millionen auf den Ankauf von Gütern und Ländereyen in Deutschland verwendet, so wären sie nun jenseit des Rheins, der Maas und der Ems Freyherrn und Grafen, indessen

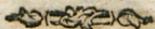


sen daß sie, dießseits dieser Flüsse, Wecheler und Kaufleute seyn könnten. Sie hätten Deutschland von einem unthätigen und müßigliegenden Adel befreyt, der durch den rasenden Hang zur Jagd, durch seinen Hochmuth und seinen Ahnenstolz seine Unterthanen niederdrückt. Sie hätten einen an sich selbst schon fruchtbaren Boden bis zum Ueberfluß ergiebig gemacht, und hätten ihr Kapital schon verdoppelt, anstatt einen großen Theil desselben zu verlieren, wie es ihnen bey den Kolonien ergangen ist. Denn es giebt keinen wahren und dauerhaften Reichtum anders, als solchen, den man durch den Landbau erwirbt.

Allein eine Nation, die einen Boden inne hat, welcher größtentheils keinen Anbau verträgt, und die gewohnt ist, durch den Handel und durch Spekulationen schnelle und blendende, wiewohl nicht sehr dauerhafte Fortschritte zu machen, verachtet den langsamen, aber wesentlichen Anwachs des Reichtums durch den Ackerbau. Sie sucht also noch beständig, wie sie immer gethan hat, ihr Geld ganz anders anzulegen. Alle Mittel aber, die sie von Zeit zu Zeit dazu erfindet, zwecken alle dahin ab, ihr anfänglich höhere Interessen zu verschaffen, als man auf dem ordentlichen Wege zu erhalten pflegt, und ihr am Ende den Verlust des ganzen Kapitals zuzuziehn.

Die Laster und Ausschweifungen der Regenten, und nur sehr selten wahre und unvermeidliche Unglücksfälle, haben dieselben oft genöthigt, Gelder in Holland aufzunehmen. Da sie immer große Summen brauchen, so haben die Holländer das Mittel erfinden, dergleichen Gelder durch Aktien zusammenzubringen. Jergend ein angesehenere Kaufmann übernimmt es, die verlangte Summe herbeizuschaffen, und macht solches

solches durch die Zeitungen bekannt. Viele Privatpersonen schätzen sich sehr glücklich, daß sie eine solche Gelegenheit finden, einen Theil ihres Geldes unterzubringen. Sie eilen, es hinzugeben und schnell ist die verlangte Summe voll. Der Direktor dieses Geschäfts giebt Obligationen dagegen aus mit der Unterschrift des Fürsten, der das Geld aufnimmt. Die Politiker betrachten diese Papiere als einen wahren Zuwachs zu den Reichthümern des Staats. Die Aktienbesitzer, welche meinen, daß der Fürst und der Staat, den derselbe vorstellt, immer vorhanden und immer im Stande seyn werde zu bezahlen, betrachten dieselben als wirkliches Vermögen. Der Fürst bezahlt mehrentheils im Anfang mit der größten Pünktlichkeit die festgesetzten Zinsen mit 6 Procent. Welch ein Glück für ein Land, wo es schwer hält, vier, auch nur drey Procent zu bekommen! Dies reizt eine Menge von andern Privatpersonen, dergleichen Papiere an sich zu kaufen, und den Besitzern eine größere Summe dafür zu bieten, als diese darauf vorgeschossen haben. Indessen fängt der Fürst, den neue Bedürfnisse drücken, an, die Zinsen nicht mehr so pünktlich abzutragen. Oft setzt er dieselben auf fünfe, viere, drey, und zwey Procent herunter. Nun fangen die Aktien an zu fallen. Manche suchen sich davon loszumachen, aus Furcht, der Fürst mögte die Zinsen noch niedriger herabsetzen oder gar bankrott machen, welcher Fall eben nicht selten ist. Manche werden zum Verkauf derselben durch die Noth gezwungen, worinn sie die Ehrlichkeit und die Treue des Prinzen versetzt hat, der weniger Zinsen giebt, als er versprochen hat. In diesem Fall werden dergleichen Aktien für ein Spottgeld



geld an diejenigen verkauft, die die Gefahr über sich nehmen wollen, mit einem Fürsten von diesem Schlage zu thun zu haben, und das sind dann die Reichthümer, welche die Privatpersonen und der Staat haben gewonnen haben.

Die Rathhäuser und ähnliche Staatskörper und Gesellschaften, haben es hierinn den Fürsten, wiewohl mit mehrerer Redlichkeit und minderm Schaden für die gutwilligen holländischen Thoren, nachgemacht.

Öeffentliche Fonds (effets publics) nennt man in Holland die Aktien, welche aus den Obligationen der Fürsten, der Rathhäuser, der Gemeinschaften u. s. f. über die aufgenommenen Summen entstehen. Man unterscheidet diese Fonds von dem, was man daselbst eigentlich Aktien nennt. Denn mit diesem Namen belegt man die Summen, welche viele Privatpersonen zur Errichtung von Kompagnien vorschießen, deren Endzweck ist, Geschäfte zu unternehmen, wozu große Kapitalien erforderlich sind, und woben man viel wagen muß, in der Hoffnung, viel dadurch zu gewinnen. Diejenigen, welche solche Vorschüsse thun, heißen Aktienbesitzer, oder Aktionnaires, und das Recht, so sie durch ihren Vorschuß erworben haben, eine Aktie. So ist die Ost- und die Westindische Kompagnie entstanden. So hat man auch den Kolonisten von Surinam sechzig, und denen von Berbice und Essequebo vierzig Millionen Gulden vorgeschossen. Wenn diese Gesellschaften guten Fortgang haben und die Direktoren große Dividenden unter die Aktionnaires austheilen, dann steigen die Aktien, das heißt, es finden sich gleich Leute, welche den Aktionnaires eine viel größere Summe bieten, als diese zu der

der Gesellschaft hergeschossen haben. So haben viele von denen, die die ersten Fonds zur ostindischen Kompagnie vorgeschossen, bey guten Zeiten, ihre Aktien von zweytausend Gulden, zu neunzehn tausend und funfhundert Gulden jede, verkauft. Hat die Gesellschaft hingegen Unglück, so fallen die Aktien, und die Aktionairs, die sich davon losmachen wollen, bekommen nicht einmahl das Geld wieder, das sie hergegeben haben. Aus dieser Ursache gelten heut zu Tage die Aktien der westindischen Kompagnie nicht mehr, als ungefehr neun und dreyßig statt hundert, da sie, vor der Einbuße von Brasilien, eben so hoch standen als die Aktien der ostindischen Kompagnie.

Die Aktien werden, wie alle andre Kaufmannswaaren, für baar Geld, oder auf Kredit, verkauft. Bey dem Handel mit Aktien der ostindischen Kompagnie bedarf es keiner andern Formlichkeit, als daß der Name des Käufers an die Stelle des Namens des Verkäufers in die Bücher der Kompagnie eingetragen werde, denn in dieser Eintragung besteht das ganze Dokument eines Aktionairs. Die Habsucht und der Handelsgeist haben, wie der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte sagt, noch eine andre Art erfunden, an diesem Handel Theil zu nehmen. Leute nemlich, die keine Aktien zu verkaufen haben, und Leute die keine kaufen wollen, machen sich wechselseitig antheilich, einer dem andern binnen einer festgesetzten Zeit und zu einem verabredeten Preise eine gewisse Anzahl Aktien zu verkaufen und abzukaufen. Beym Verlauf der Zeit zieht man die Berechnung, zu welchem Preise in der Zeit die Aktien verkauft sind, und wie sie gegenwärtig im Preis stehen. Was auf einer oder der andern Seite über-

schießt,



schießt, wird mit baarem Gelde ausgeglichen und so ist der Handel fertig.

Da die englische ostindische Kompagnie ungerneins Glück in Indostan hatte, eilten die Holländer um die Wette, an diesem großen Glücke Theil zu nehmen. Die Reichen glaubten, ihr Geld nicht besser unterbringen zu können. Andere sahen es als den Gegenstand eines vortheilhaften Handels an. Man hat verschiedene Arten ausgedacht, diesen Handel zu treiben. Im Grunde aber läuft alles, wie der Verfasser der belgischen Jahrbücher im Monath Januar des Jahrganges 1773 sagt, auf eine Wette über das Steigen und Fallen der Aktien hinaus. Dieser Verfasser giebt einen so klaren und bestimmten Begriff von allen diesen Operationen, daß ich es ihm nicht nachthun kann. Ich will also die Stelle abschreiben und sie Ihnen in einem folgenden Briefe zuschicken, denn ich bin von nun an fest entschlossen, ihre Geduld nicht mehr so sehr zu mißbrauchen, daß ich Ihnen ferner zumuthen sollte, Abhandlungen, statt Briefe, zu lesen.

### Sechszehnter Brief.

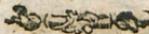
**Aktienspiel.** Verschiedene Art, mit Aktien zu spielen. Wenige machen ihr Glück dabey; viele richten sich damit gänzlich zu Grunde.  
**Kommissionshandel.**

**H**err de Pinto, ein portugiesischer Jude, liebenswürdig durch seine gesellschaftliche Tugenden,  
wo-

wodurch sich in Holland überhaupt alle Juden seiner Nation auszeichnen, schätzbar durch seine Talente, und berühmt durch verschiedene ans Licht gestellte schöne Werke, hat ein kleines Buch über das Aktienspiel geschrieben, woraus ich Ihnen gerne einen Auszug mittheilte, wenn ich dasselbe bey der Hand hätte. Da ich das also nicht kann, so will ich diesem Mangel durch eine Stelle des Schriftstellers abhelfen, wovon ich Ihnen in meinem letzten Briefe geschrieben habe. Hier ist sie:

„Man hat zwar, sagt dieser Schriftsteller, verschiedene Arten, diesen Handel zu treiben, erfunden, im Grunde aber laufen sie sämmtlich auf eine Wette über das Steigen und Fallen der öffentlichen Papiere hinaus. Ich verkaufe Ihnen, zum Beispiel, hundert Aktien, welche Sie mir den ersten Januar mit zweyhundert Pfund Sterling das Stück bezahlen sollen. An dem benannten Tage stehen dieselben auf zweyhundert und zehn: Sie müssen mir also alsdann tausend Pfund auszahlen, als so viel nemlich der Unterschied von zweyhundert und zweyhundert und zehn auf hundert Aktien ausmacht. Ich würde Ihnen eben so viel auszahlen müssen, wenn die Aktien an dem benannten Tage hundert und neunzig stünden. — Oder: Ich verkaufe Ihnen hundert Aktien zu zweyhundert und zehn Pfund auf einen gewissen Tag, und lasse Ihnen, gegen Erlangung einer festgesetzten Summe, die man Prime nennt, die Freyheit, dieselben alsdann zu nehmen, oder nicht. Stehen die Aktien an dem festgesetzten Tage auf zweyhundert, so nimmt sie der Käufer nicht, muß aber seine Prime im Strich lassen: Stehn sie aber etwa zweyhundert und sechszehn, so muß

Dr.üb. Solland zweyt. Th.      E      ihm



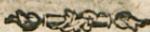
„ ihm der Ueberschuß, oder das, was über zweyhun-  
 „ bert und zehn steigt, ausgezahlt werden. Es ist  
 „ leicht einzusehen, daß man diesem Scheinverkauf vie-  
 „ lerley Gestalten geben, ihn bis ins Unendliche trei-  
 „ ben, und dies Spiel so lange fortsetzen kann, als  
 „ man noch Geld daran zu wagen hat.

„ Das ist noch nicht alles. Um diesen sogenann-  
 „ ten Handel noch höher zu treiben, und von der Ver-  
 „ blindung des Publikums Vorthell zu ziehen, hat  
 „ man alle Triebräder in Bewegung gesetzt, wodurch  
 „ sich nur irgend der Preis einer Waare erhöhen,  
 „ oder erniedrigen läßt. Es ist bekannt, daß, je we-  
 „ niger von einer Waare feilgeboren wird, der Preis  
 „ derselben desto höher steigt. Diesem Grundsatz zu-  
 „ folge kauften also diejenigen, deren Vorthell es  
 „ war, wenn die Aktien stiegen, um zu verhüten, daß  
 „ keine davon feilgeboren würden, über ihr Vermö-  
 „ gen alle Aktien, die sie bekommen konnten, verpfänd-  
 „ deten dieselben und wandten die darauf erborgten  
 „ Summen von neuem zu diesem Spiel an. Durch  
 „ diesen Kunstgrif bekamen sie, mittelst Anwendung  
 „ einer mäßigen Summe, einen großen Antheil an  
 „ den öffentlichen Fonds. Ich kaufe zum Beispiel,  
 „ hundert Aktien von zweyhundert und zehn Pfund,  
 „ thut ein und zwanzigtausend Pfund. Diese ver-  
 „ pfände ich wieder für zwanzigtausend Pfund, so  
 „ darf ich nur tausend Pfund zulegen, um den Ver-  
 „ käufer rein auszusahlen. Derjenige aber, der die-  
 „ selben zum Unterpfand angenommen, thut das nicht  
 „ anders, als unter der Bedingung, daß ich, wenn  
 „ die Aktien fallen sollten, ihm von der aufgenommenen  
 „ Summe soviel wiedergeben muß, als nöthig ist, um  
 „ an den versezten Aktien die Differenz von zweyhun-  
 „ bert

„bert und zehn gegen zweihundert zu vergüten, und  
„wenn ich diesen Ueberschuß nicht ersehe, so kann der,  
„der das Geld vorgeschossen hat, die Aktien ver-  
„kaufen.

„Diese Leichtigkeit, mittelst Verpfändung der  
„Aktien paar Geld in die Hand zu bekommen, hat  
„den Agiotierern Anlaß gegeben, sich sehr hoch zu  
„wagen. Von der andern Seite aber hat eben die-  
„se Leichtigkeit ihren Fall desto unvermeidlicher ge-  
„macht. Denn wenn die Aktien fielen, so mußten  
„sie entweder alles, was sie von Aktien hatten, ver-  
„kaufen, oder die Bedingung des Pfandhabers er-  
„füllen, und die Differenz nachzahlen. Thaten sie  
„das erste, so mußten sie befürchten, daß der Preis  
„der Aktien noch mehr fallen, und sie nicht soviel dar-  
„aus lösen würden, als sie darauf aufgenommen  
„hatten, und so waren sie zu Grunde gerichtet. Man  
„sah sich also genöthigt, neue Anlehen zu machen,  
„um das überschießende zu vergüten; man häufte  
„Schuld auf Schuld, bis man sich gänzlich erschöpft  
„hatte, und sich keine Hand mehr zu fernern Vor-  
„schüssen öffnen wollte. . . . .

„Diejenigen, die klüger, oder wenigstens vor-  
„sichtiger waren, und in diesem Aktienspiel sich nur so  
„weit einließen, daß sie immer das Mittel in Händen  
„behielten, sich zurück zuziehen, wenn sie wollten,  
„auch aus den Nachrichten von Indostan merkten,  
„daß der glänzende Zustand der englischen ostindis-  
„chen Kompagnie nur ein täuschender Schein war,  
„singen an, ihre Aktien loszuschlagen, und behielten  
„sich vor, von neuem dergleichen einzukaufen, wenn  
„sie niedrig genug stehn würden, um sich für das,  
„was sie aufopferten, schadlos zu halten, oder neuen



„Gewinnst zu machen. Diese hatten also ihren Vor-  
 „theil dabey, wenn die Aktien fielen, und fügten da-  
 „her, zu der natürlichen Wirkung der Nachrichten  
 „aus Indostan, noch alles dasjenige hinzu, was die  
 „Geschicklichkeit erfinden konnte, dazu beyzutragen,  
 „unterdessen daß die andern gegen ihr widriges Ge-  
 „schick kämpften, und sich vergeblich bestrebten, die  
 „Aktien zum Steigen zu bringen. Die Agiotierer  
 „nennen dieses entgegengesetzte Interesse, und die  
 „Kunstgriffe, die von beyden Theilen gebraucht wer-  
 „den, sich einander Schaden zu thun, Minen und  
 „Gegenminen. . . . .

„Diesem Handel, (wenn man es so nennen  
 „darf,) hat man noch einen andern, vielleicht we-  
 „sentlicheren, aber doch auch gefährlichen, beygefügt.  
 „Man weiß, daß die Geldanlehen, seit einiger Zeit,  
 „in Holland sehr häufig geworden sind. Die Höfe  
 „von Wien, Rußland, Frankreich, Dännemark  
 „haben daselbst Gelder aufgenommen. Eben dassel-  
 „be haben auch Städte und Privatgesellschaften ge-  
 „than. Der gute Fortgang dieser Geschäfte hat ge-  
 „macht, daß man die Leichtigkeit, solche Geldanle-  
 „hen voll zu machen, gemißbraucht hat. Man ver-  
 „langte, zum Beyspiel, eine Million, so gab derjeni-  
 „ge, dem die Unterhandlung aufgetragen war, eini-  
 „gen großen Häusern Nachricht davon. Diese Häu-  
 „ser übernahmen es, die Anlehe zu erfüllen, oder  
 „doch Theil daran zu nehmen, gegen ein halbes,  
 „ganzes, oder zwey Procent, mehr oder weniger.  
 „Dies war ein reiner Gewinn, wenn diejenigen, die  
 „es auf sich genommen hatten, die Anlehen voll zu  
 „machen, Gelegenheit fanden, ihr übernommenes  
 „Antheil unterzubringen. Diese Million war etwan  
 „ in

„in tausend Obligationen, jede zu tausend Gulden,  
 „vertheilt. Je nachdem nun die Meynung, die  
 „man dem Publikum von dieser Unterhandlung bez-  
 „bringen konnte, mehr oder weniger vortheilhaft war,  
 „nach dem Maaße glückte es auch, die Obligationen  
 „unterzubringen. Schlug dieses fehl, so mußte der  
 „Unternehmer die Papiere selbst behalten, und um  
 „dieselben nicht feil zu bieten, und sie dadurch im  
 „Preise herunterzusetzen, verpfändete man dieselben  
 „zu ein und neunzig, neunzig, fünf und achtzig oder acht-  
 „zig Procent, je nachdem das Publikum eine mehr oder  
 „minder günstige Meynung davon hatte. Unver-  
 „merkt ward man gewahr, daß es an baarem Gelde  
 „fehlte, und daß man dafür nichts, als Papiere hat-  
 „te, worüber man nicht einmal disponiren konnte,  
 „und welche Gefahr liefen, allen Preis zu verlieren,  
 „wenn man dieselben feil böte. (Man behauptet,  
 „daß allein die Kapitalien, welche die Holländer in  
 „Frankreich und in England ausstehen haben, mehr  
 „als siebenhundert Millionen Gulden betragen.)

„Die dritte Quelle widriger Begebenheiten  
 „endlich ist der Mißbrauch des Handels mit Wechsel-  
 „briefen, welches man in einem Buche sehr deutlich  
 „auseinandergesetzt findet, das vor einiger Zeit unter  
 „dem Titel: *Intérêts des nations de l'Europe*  
 „*developpés relativement au commerce.* (Das  
 „Interesse der Europäischen Nationen in Beziehung  
 „auf den Handel entwickelt.) Tom. II. pag. 200.

„Diese drey verschiedene Handels- oder vielmehr  
 „Spekulationszweige haben, wie man versichert, eins  
 „der größten und in dem meisten Kredit stehenden  
 „Häuser der Republik, welches seit ungefehr zwey  
 „Jahrhunderten zu Amsterdam florirt hat, über den



„Haufen geworfen. Man hatte schon einige von denen fallen gesehen, die sich durch den Afrikahandel hatten bereichern wollen; allein ihr Fall hatte keinen sonderlichen Eindruck gemacht. Sobald das Haus, wovon hier die Rede ist, seinen Fall bekannt machte, so war das ein Donner Schlag für die Amsterdammer Börse. Man wußte nicht, wie hoch sich der Bankrutt erstrecken könnte, und was für Häuser in diesen Fall mit verwickelt werden mögten. Die Ungewißheit ward allgemein, der Kredit verschwand, und in einem Augenblicke war kein Geld mehr zu bekommen. Einige fürchteten Wechselbriefe wieder zurückzubekommen; andere glaubten, die Summen nicht einzubekommen, auf welche sie gerechnet hatten; noch andere wollten von der allgemeinen Bestürzung Vortheil ziehen und lauerten auf Gelegenheit, für geringen Preis zu kaufen; ein jeder fürchtete sich, das baare Geld, das er noch hatte, aus den Händen zu geben, und der Geldumlauf stockte ganz und gar.“

Diese Stelle ist freylich etwas lang, aber sie war notwendig, um Ihnen einen hinreichend deutlichen Begriff von den Sachen bezubringen, wovon hier die Rede ist.

Ob es gleich Thoren in Menge giebt, die auf diese Weise ihr Geld und sogar ihr ganzes Vermögen wagen, so ist doch der größte Theil der Nation viel geneigter, das Seinige auf eine andere Weise, nemlich durch den Kommissionshandel, zu wagen. Seit der Staatsveränderung, und vornemlich seit dem Verfall des Handels von Antwerpen, haben die Holländer unvermerkt aus allen Welttheilen Kommissions zum Einkauf und Verkauf der Waaren an sich

sich gezogen. Will ein Spanischer Kaufmann, zum Beyspiel, Holz aus Rußland, oder Korn aus Pohlen haben, so giebt er einem holländischen Kaufmann Kommission, der denn durch seine Korrespondenten in Rußland und Danzig die verlangte Menge Holz und Korn nach Spanien schaffen läßt; oder dies Holz und Korn aus den Vorrathshäusern im Lande aufkauft, wo andere Kaufleute dasselbe niedergelegt haben, um es gelegentlich loßzuschlagen. Eben so schickt erwan ein Weinhändler aus Frankreich seinem Korrespondenten in Holland eine gewisse Anzahl Weine zu, um solche zu verkaufen, und trägt demselben auf, ihm Käufer zu verschaffen. Dieser schießt darauf Gelder vor, und richtet alsdann den Auftrag aus, indem er den Wein in Holland, oder in einem der nordischen Länder verkauft. Diese Kommissionen geben einer sichern und reinen Gewinna; allein die Holländer, welche mehr, als einen Weg ausfindig machen müssen, ihr Geld unterzubringen, begnügen sich nicht mit diesen Kommissionen; sondern nehmen auch noch die Kommission der Auszahlungen über sich. Sie schießen beträchtliche Summen für auswärtige Kaufleute vor, wodurch sie zwar zu Wege bringen, daß ihr Geld mit Vortheil in Umlauf kommt: allein oft machen auch diese fremde Kaufleute Bankrott; oft übersteigen auch die Vorschüsse, welche die Holländer übernehmen, ihr Vermögen; die Fremde erfüllen nicht immer pünktlich genug die eingegangenen Verbindungen, und dieser Mangel von Treu und Glauben stürzt manche Häuser in Holland. Indessen ist dieser Kommissionshandel wirklich die Grundlage der holländischen Handlung.



## Siebzehnter Brief.

Ursachen, welche die Niederländer in den Stand gesetzt haben, das spanische Joch abzuschütteln, und sich so hoch empor zu schwingen.

Man hat viel über die Ursachen philosophirt, welche die Einwohner der Niederlande in den Stand gesetzt haben, das spanische Joch abzuschütteln, so ansehnliche Eroberungen in Indien zu machen, und so große Reichthümer zu erwerben. Ich schränke diese Ursachen auf drey ein, und diese sind, die unmächtige Tyrannen Philipp des II. die Reformation, und die tolerante Freundlichkeit, womit sie die Fremden aller Religionen aufgenommen haben, welche die Liebe zur Freyheit und die Verfolgung nöthigte, ihr Vaterland zu verlassen.

Philipp der II. wollte tyrannisch herrschen, und machte eben deswegen die Religion zur Tyranninn. Er war falsch, unruhig, hochmüthig, grausam und despotisch, und glaubte, je unterwürfiger er das Volk gegen die Kirche machen könnte, desto unterwürfiger würde es auch gegen ihn seyn. Die Bewohner der Niederlande genossen großer Freyheiten. Die Beherrscher mußten allemal die Stände zusammenberufen. Das Volk versammelte sich mit dem Adel, um über die wichtigsten Staatsangelegenheiten sich zu berathschlagen, und die Subsidien zu bestimmen. Es gab sogar Städte, wie Amsterdam, welche mehr unter dem Schutz, als unter der Herrschaft des Regenten, eine Art von Republik ausmachten.

Philipp

Philipp der II. der sich die Mittel erleichtern wollte, diese Völker aller ihrer Freheiten zu berauben, besog den Pabst, in diesen Gegenden drenzehn neue Bisthümer zu errichten, und suchte die Inquisition daselbst einzuführen.

Die Umstände waren der Ausführung eines solchen Entwurfs nicht günstig. Da der unruhige Geist dieses Königs ihn angetrieben hatte, ganz Europa aufzuheizen, und vornemlich in Frankreich und England Handel zu erregen: so schwächten sich seine Land- und Seetruppen durch theuer erkaufte Siege, blutige Niederlagen und Unglücksfälle von Tage zu Tage mehr. Dagegen machten mächtige Städte, Handel, Betriebsamkeit und Schiffahrt die Niederlande immer blühender. In den letztern Kriegen Karl des V. mit Frankreich und Deutschland war beynahе der ganze Adel und ein guter Theil der Einwohner dieser Provinzen treffliche Soldaten geworden.

Europa fing an, sich aufzuklären. Die seit einem halben Jahrhundert erfundene Buchdruckerkunst breitete in diesem Welttheil Kenntnisse, Meynungen und gelehrte Streitigkeiten aus, und gab der ganzen Welt Licht über die Tyrannen des römischen Hofes, über die Laster der Statthalter Jesu Christi, über die verdorbenen Sitten der Geistlichkeit, über die Schandthaten der Mönche, über das lächerliche und den Mißbrauch des Aberglaubens. Luther schrieb, und ganz Europa fing an zu denken.

In den Niederlanden sahen der Prinz von Oranien, und die Grafen von Egmond und von Horn gar bald die tyrannischen Absichten ein, mit welchen Philipp umging. Sie öffneten dem Volke die Augen. Zur Aufrechthaltung der Privilegien fing man



an, sich über die unmäßigen Auflagen, über die lästige Einquartirung spanischer Truppen in einem Lande, das derselben nicht bedürfte, und über die Härte des spanischen Ministers, Bischofs von Arras, zu beschweren. Der hinterlistigen Andächteley dieses Monarchen zum Troß ward die Predigt der neuen Religion, dieser Widersacherinn des Despotismus, der Unterdrückung und des Betruges, angehört, gebilligt und angenommen.

Der Herzog von Alba setzt Todesstrafen, Galgen und Kriegsmacht in Bewegung und erfindet neue Plagen um die Gährung zu dämpfen, worinn sich alle Gemüther befinden. Der Haß gegen diesen von Philipp geschickten neuen Minister, oder vielmehr Henker, facht die Liebe zur Freyheit und die Anhänglichkeit an der neuen Religion, die dieser Minister mit unbeschreiblicher Wuth und Raserey verfolgt, nur noch stärker an. Diese Leidenschaften, die durch die Gewalt, welche sie zu unterdrücken sucht, allemal noch höher gespannt werden, brechen in eine edle und heldenmüthige Schwärmerey aus, die sich aller Herzen bemeistert, und welcher die bewundernswürdige Klugheit des Prinzen von Oranien gerade die Richtung zu geben weiß, welche das Wohl des Vaterlands erfordert. Man greift zu den Waffen, um die Freyheit und die neue Religion zu vertheidigen. Der allgemeine und so gerechte Haß von beynah ganz Europa gegen Philipp, vorzüglich aber der Haß Heinrichs des IV. und der Königin Elisabeth, nebst den glücklichen Fortschritten des Prinzen von Oranien erwerben diesen Vertheidigern ihrer Freyheit mächtige Bundsgenossen. Von nun an ist nichts mehr fähig sie aufzuhalten, noch weniger ihren Muth

zu



zu schwächen. Alle Privatpersonen setzen sich in Bewegung, alle nehmen Theil an der allgemeinen Gährung, zum Besten aller und ihrer selbst. Das Verdienst drängt sich empor und jeder nimmt den Platz ein, der ihm gebührt. Jeder unternimmt, was er seinem Talente für angemessen und seinen Kräften für möglich hält. Das Bedürfnis einer Veränderung, der Hang zu Neuerungen, die Hoffnung besserer Glücksumstände, die Begeisterung und Schwärmeren, welche die Menschen entzünden und zu großen Unternehmungen antreiben, das erstaunliche Glück einiger, welche große Entwürfe gewagt hatten, die schnelle Bereicherung thätiger und unternehmender Männer, die Aufmunterung und die bewundernten Beyspiele — bilden in kurzer Zeit tapfere Soldaten, kühne Seemänner, unternehmende Kaufleute und geschickte Minister, vermehren die Betriebsamkeit, bringen neue Manufakturen empor, vergrößern die Seemacht zum Kriege und zum Handel, vervielfältigen die Anzahl der Matrosen, geben Handelskompagnieen das Daseyn, die an Macht den Königen gleichen, veranlassen einen ungeheuren Geldumlauf, treiben die Staatseinkünfte vierfach höher, als bisher, ohne den Einkünften der einzelnen Glieder Abbruch zu thun, erhöhen den Geist eines jeden, und heben den Staat selbst zu einer solchen Macht empor, daß er den Monarchen selbst zittern machen kann, dessen kleinste Provinz er noch vor wenig Augenblicken war, die kleinste von allen, die sein tyrannisches und abscheuliches Joch trugen.

So groß aber auch diese Vortheile waren, die der Nation durch diese Staatsveränderung zuwuchsen, so würden dieselben doch bald für sie verloren gegangen



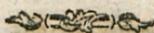
gegangen seyn, wenn die neue Religion nicht die Geistlichkeit außer Stand gesetzt hätte, die zeitlichen Güter der bürgerlichen Gesellschaft zum geistlichen Besten der Kirche an sich zu reißen, ein Tausch, wodurch dieselbe bisher beständig den Staat und die Unterthanen in gleicher Maaße zu betriegen gewohnt war. Hätte man die Klerikern in dem Zustande gelassen, in welchem sie vorher war; hätte man zugegeben, daß dieselbe ferner eine abgesonderte Gesellschaft im Staate ausgemacht hätte, eine Gesellschaft, die ohn Unterlaß die weltliche Güter buhlte: so hätte dieselbe durch ihre andächtige Betrügereyen, durch ihre unaufhörliche Begehlichkeit, durch ihre zum Heil der Seelen vorgenommene Placereyen und durch andere vom Aberglauben, von dem kanonischen Rechte und von päpstlichen Bullen ihr an die Hand gegebene Mittel, alles Geld dieser neuen Republikaner in ihre und des römischen Hofes Kassen geleitet; allen Erwerbungsfließ durch den von ihr gepredigten Müßiggang erstickt und mit dem den Unterthanen abgelockten Gelde, die Anzahl der Domherren, der Mönche und der Messenjäger vermehrt; die Bevölkerung in den Findel- und Waisenhäusern vervielfältigt, dagegen aber die Bevölkerung gehemmt, durch welche die Familien und der Staat ihren Flor erhalten.

Ein einziges Beispiel von dem, was die Klerikern, vor Einführung der neuen Religion, wirkte, ist hinreichend, unwidersprechlich zu beweisen, was dieselbe gethan haben würde, wenn man sie in ihrer ganzen Einrichtung beybehalten hätte. Ich will dasselbe mit den eigenen Worten des Verfassers des Reichthums von Holland anführen. — „Als im Jahr

„ 1515,

„ 1515, sagt dieser Schriftsteller im ersten Bande,  
 „ der Herzog von Sachsen seine Ansprüche auf Fries-  
 „ land Karl dem V. als Grafen von Holland für  
 „ drey-maßshundert und funfzigtausend Gulden an-  
 „ bot, belegte man, um diese Summe aufzubrin-  
 „ gen, die Häuser und Ländereyen mit einer neuen  
 „ allgemeinen Auflage, (Verponding) und schrieb zu  
 „ gleicher Zeit eine Kopfsteuer aus. Diese beyde Auf-  
 „ lagen machten eine Art von Katastrirung der Ländere-  
 „ yen, Häuser und Einwohner von Holland noth-  
 „ wendig. Das Resultat davon war, daß man in  
 „ ganz Holland nicht mehr, als zweymaßshundert und  
 „ dreyßigtausend Morgen steuerpflichtige Ländereyen,  
 „ fünf und vierzigtausend Häuser, und hundert und  
 „ zwey und siebenzigtausend Einwohner vorfand.  
 „ Die übrigen Ländereyen und Häuser gehörten den  
 „ Mönchen, oder andern frommen Stiftungen und  
 „ alle übrige Einwohner waren Mönche oder Bettler.  
 „ Diese nichtswürdige Müßiggänger, die sich dem  
 „ Himmel widmen, um sich auf Kosten ihrer Mit-  
 „ menschen zu mästen, hatten bereits einen großen Theil  
 „ des Landes an sich gerissen. “ —

Vergleichen Sie nun einmal den Zustand, wor-  
 inn sich Holland zu den Zeiten dieser abscheulichen  
 Klerisey befand, mit dem jetzigen Zustande desselben,  
 so werden sich Ihnen die daraus zu ziehenden Folgen  
 von selbst anbieten. Die Städte Amsterdam und  
 Leyden ganz allein haben heut zu Tage weit mehr  
 steuerbare Häuser, als damals die ganze Provinz hat-  
 te, und in der einzigen Stadt Amsterdam sind jetzt  
 mehr reiche, oder doch, wohlhabende Einwohner, als  
 damals überhaupt in allen Städten, Flecken und dem  
 ganzen platten Lande von Holland überhaupt steuer-  
 bare

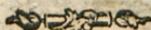


bare Einwohner zu finden waren. Und nun verbanne man einmal eine Gesellschaft, die nach Grundsätzen lebt, und eine dem Ganzen so erspriessliche Auf-  
führung hat!

Sobald die neue Religion herrschend geworden war, duldete sie alle Arten von Gottesdienst. Sie duldete sogar die Religion, welche mehr zum Nutzen der Priester, als zum Dienst Gottes, erfunden zu seyn scheint, die Religion, sag ich, welche lehrt, daß man keine andre Religion dulden müsse, und die solche Brüder mit Feuer und Schwerdt verfolgt, welche sich lieber an den göttlichen Offenbarungen, als an den Zusätzen halten wollen, welche Menschen, um ihres Nutzens und ihrer eigenen Vergrößerung willen, zu denselben hinzugefügt haben. Diese Duldung zog eine Menge Menschen nach Holland, zumahl die Unduldsamkeit damals in den vornehmsten Staaten von Europa wüthete. Die Unterthanen verschiedener harten, heftigen und grausamen Regierungen; Familien, die schon zu Grunde gerichtet waren, oder im Begriff standen, durch den Stolz, die Verschwendung und die Kriege ihrer Fürsten, oder die Plackereyen ihrer Ministers und Finanzbedienten, oder auch der Schreiber dieser Blutigels, zu Grunde zu gehen; Leute, welche der Sklaverey feind waren; Männer von Talenten, die keine Beschäftigung fanden; Künstler und Handwerker, denen es an Arbeit fehlte und verarmte Bauern, eilten bey tausenden diesem Lande zu, das ihnen Freyheit, Sicherheit und tausend Mittel, ihr Brod zu verdienen, darbot.

Glücklicher Weise für Holland fuhr zu eben der Zeit, da sich dasselbe emporzuheben strebte, die närrische Grille in verschiedene Regenten von Europa,  
ihre

ihre Länder schlechterdings zu Grunde zu richten. Ludwig der XIV., der, nach den Grundsätzen seines Aberglaubens, sich schmeichelte, die durch Hochmuth, Stolz, und Wollust in jener Welt verdiente Strafen, durch eine blinde und grausame Beschützung seiner Religion abzukaufen, zwang, durch Wiederrufung des Edikts von Nantes und durch die damit verknüpfte Verfolgungen, viele Millionen Protestanten, die die betriebfamsten seiner Unterthanen waren, ihr Vaterland zu verlassen und sich in Länder zu begeben, wo sie sehr günstig aufgenommen wurden. Ein großer Theil dieser verfolgten Unterthanen, und zwar die reichsten, thätigsten, betriebfamsten und geschicktesten, flüchtete nach Holland, wohin sie ihre Gelder, ihre Talente, ihre Einsichten und ihre Munterkeit mitbrachten. Der König von Spanien wütete in Brabant aus andern Ursachen, und erlebte eben dieselbe Wirkung davon. Der ganze Handel von Antwerpen, alle Manufakturen dieser reichen Gegend zogen sich nach Amsterdam, Middelburg, Leyden und Rotterdam. Eben dieser Monarch verübte durch seine Inquisitionshenker die unerhörtesten Grausamkeiten an den spanischen und hauptsächlich an den portugiesischen Juden, die in Portugal sehr häufig waren und noch sind. Daher entschlossen sich viele derselben, nach Holland überzugehen, und Handel und unsägliche Reichthümer, nebst Sitten und Tugenden wodurch diese jüdische Familien sich immer ehrwürdig gemacht haben, dorthin zu ziehen. Die deutschen Fürsten und Grafen, um ihren lasterhaften Neigungen, ihrer Unmäßigkeit, Trunksucht, ihrem Stolz, ihrer Jagdleidenschaft, ihrem Soldatengeist, und ihrer französischen Modesucht eine Gnüge zu leisten,



sten, erdrückten ihre Unterthanen durch neue Auflagen, durch Werbungen, durch das grausame Verbot, die wilden Thiere zu tödten, die ihre Aecker verwüsteten, und kurz durch alle nur ersinnliche Plackereyen. Diese Unglücklichen kamen nun bey Tausenden, um den Holländern, zur Anbauung ihrer Ländereyen in ihren amerikanischen Kolonien, ihre Arme anzubieten. Und dies alles zusammengenommen, macht die Mittel aus, wodurch sich die sieben vereinigten Provinzen so schnell zu dem blühenden Zustande empor gehoben, wovon ich Sie bisher unterhalten habe.

### Achtzehnter Brief.

#### Verfall der Handlung, der Manufakturen und Fabriken in Holland.

Der Regen nöthigte mich neulich, in ein Kaffeehaus einzutreten, das ich noch nicht kannte, und das, aus den darinn gehaltenen Gesprächen zu urtheilen, ganz ausdrücklich für die Klagen der Fabrikanten bestimmt zu seyn scheint. Sobald ich hereingetreten war, beschwerte sich ein Korkstöpselfabrikant bitterlich über den von den Russen ihm zugefügten Schaden. Auf meine Frage, worinn dieser Schaden bestände, gab er mir folgende Antwort. Er hätte einige Jahre mit den Korkstöpseln seiner Fabrik einen großen Handel nach Portugall und Rußland getrieben. Ich nahm, sagte er, mein Korkholz aus Lissabon, und lieferte dafür meinen Korrespondenten  
in

in Portugall nordische Waaren, an welchen ich einen beträchtlichen Vortheil machte. Alle Korkstöpsel meiner Fabrik gingen nach Rußland, weil man in Norden schlechterdings holländische Korkstöpsel verlangt, da die Holländer ein ganz besonderes Geheimniß besitzen, dieselben besser zu schneiden, als sie irgendwo geschnitten werden. Allein seit ein paar Jahren haben uns die Russen einen geschickten Arbeiter abspenstig gemacht, der die dazu dienliche Schneidewerkzeuge mitgenommen hat, und seit der Zeit fragen die Russen nicht mehr nach holländischen Korkstöpseln.

Er wollte in seinen Klagen weiter fortfahren, als er von einem Stabholzhandler unterbrochen ward. Ihr seyd sehr glücklich, sagte ihm dieser, denn eure Fabrik ist doch noch vorhanden. Wenn ihr keine Korkstöpsel mehr nach Rußland absetzt, so werden nichts desto weniger die Dänen und Schweden, die eben so starke Trinker sind, als die Russen, euch eure Pfropfen abnehmen. Allein mein Handel hat plötzterdings aufgehört. Ich schickte sonst eine Menge Faßtauben nach Frankreich, Spanien, Portugall, den spanischen und portugiesischen Inseln, und nach andern Orten mehr. Allein man hat diesen Handel mit so vielen Auflagen beschwert, daß die Fremden sich einen andern Weg gesucht haben, und nun das nöthige Boden- und Stabholz zu Hamburg, Danzig, Stettin, oder an den Orten selbst einkaufen, wo daselbe wächst. Ich für meine Person kann nun zwar von den Einkünften desjenigen leben, was ich bereits erworben habe; viele Arbeiter aber, Schiffer und eine Menge armer Leute, die von diesem Gewerbe lebten, kommen für Hunger um. Ehedem machten wir den Holzpreis, jetzt sind es die Fremden, die den  
Dr. üb. Solland zweyt. Th. § sel



selben festsetzen. Unsere Böttcher, unsere Brauer, unsere Weins- und Eszighändler, unsere Seifensieder, unsere Tonnenlieferanten für den Herings- und Wallfischfang, unsere Landleute, die zum Verkauf buttern, und andere mehr leiden unendlich darunter. Die ostindische Kompagnie, welche sehr viel Tonnengefäße braucht, empfindet dies noch weit härter, als andere. Auch der Staat verliert dabey, doch ist dieser Verlust vielleicht noch der erträglichste von denen, welche seine Bedürfnisse und die Fehltritte derer, die am Ruder sitzen, demselben zugezogen haben.

Ein Tabaksfabrikant nahm hierauf das Wort und sagte: Und ich, meine Herrn! fabricirte sonst Taback und machte große Versendungen davon nach Norden; jetzt aber habe ich nichts mehr mit dem Taback zu thun, als daß ich ihn rauche. Unsere Tabaksfabriken gaben sonst in dieser Stadt einzig und allein mehr als drentausend Arbeitern Beschäftigung und Brod, die nun aus gänzlichen Mangel der Nahrung mit dem Hunger kämpfen, weil die Schweden, Dänen und Norweger die Tabacksblätter gerade aus Geldern und der Provinz Utrecht kommen lassen, und sie selber spinnen. Durch die Zubereitung hatten wir ein Einkommen von funfzehn Gulden bis auf vier und zwanzig erhöht, und diesen Vortheil haben uns die Fremden entzogen. Ueberhaupt hat der Tabacks-handel in Holland seit einigen Jahren erstaunlich gelitten. Vordem bekamen wir jährlich fünf, sechs, bis siebentausend Rollen Taback aus Brasilien, die Rolle zu dreyhundert und funfzig bis vierhundert Pfund und drüber. Jzt haben uns die Hamburger und Bremer Kaufleute diesen Handelszweig fast gänzlich entrißen. Eben die Bewandniß hat es mit dem

q. v. r. y. o. w. e. c. a. l. l. e. s. d. e. s. V. a. r. i

Marinastaback, oder sogenannten Knaster. Die spanische Gesellschaft von Guipuscoa, die denselben aus den spanischen Kolonien kommen läßt, schickte sonst allen ankommenden Taback an das Comtoir von Casas und Kompagnie nach Amsterdam, mit dem Auftrage, denselben für ihre Rechnung zu verkaufen. Jetzt schickt diese Gesellschaft nur einen kleinen Vorrath davon hieher, alles übrige geht nach Hamburg. Jetzt ist niemand mehr, als Herr Boldingaro und sein Schwiegersohn, der gelehrte Herr Crevenna, die noch mit ihrem Schnupftaback Geld verdienen. Dies sind wackere Leute und ihres Glückes wehrt. Aber wir Rauchtabacksfabrikanten sind darum mit unsern Arbeitern nichts desto minder zu bedauern. Die einzigen Eigenthümer der weitläufigen Tabackspflanzungen in Geldern und in den sandigten Ebenen der Provinz Utrecht leiden nicht darunter. Ihre Blätter werden immer begierig gesucht, und sie haben sich nie mit dem Fabriciren abgegeben.

Ein Privatmann aus Gardam, der neben diesen Tabacksfabrikanten saß, klagte seinerseits, daß man seit dreßsig Jahren in seinem Dorfe mehr als hundert Schneidemühlen niedergerissen hätte, und daß, anstatt die Holländer und vorzüglich die Einwohner von Gardam sonst geschnitten Holz ausgeführt hätten; nunmehr mehr solch Holz in Holland eingeführt würde, als hundert Mühlen in Jahresfrist zu schneiden im Stande wären.

Ein Bierbrauer zog hierauf heftig auf die Auflagen und auf die Einführung des Thees und Kaffes los. Nach seiner Meynung, und er hatte eben nicht unrecht, haben die Auflagen, welche die Staaten auf dieses Getränk gelegt haben, den Preis desselben so



in die Höhe getrieben, daß die Brauer sich genöthigt gesehen haben, dasselbe schlechter zu brauen, und das Volk, dem ein so theures und so schlechtes Getränk nicht ansteht, trinkt lieber lauter Thee und Kaffee, woran es sich um so leichter gewöhnt, als diese beyden Getränke, durch die Art, wie man dieselben zu genießen pflegt, ihm einen anhaltendern Zeitvertreib gewähren.

Ein Hutmacher klagte sehr über den Verfall der Hutfabriken. Vor diesem, sagte er, gab man überall den holländischen Hüten, sowohl wegen der Zuthat, als wegen der Güte, den Vorzug. Jetzt tragen die Holländer selber fast lauter französische, englische und brüsseler Hüte.

Die Klagen eines Buchhändlers fanden mehr Eingang bey mir. Er behauptete, daß die holländischen Buchführer ehedem mehr als eine Million jährlich gewonnen hätten. Jetzt giebt es einige, sagte er, die sich durch die von ihren Vorfahren zusammengescharrten Reichthümer aufrecht erhalten, andere, die sich durch den Verlag solcher Bücher empor helfen, deren Druck der in unserm Lande noch etwas geltende Geist der Freyheit erlaubt und durch die Hindernisse, welche die Blindheit der Katholiken ihren eigenen Druckereyen in den Weg legt. Viele erwerben kaum das Brod. Indessen ist die Anzahl dieser letztern doch noch größer, als die Anzahl aller, sowohl reicher als armer Buchhändler in Spanien, Portugal und Italien zusammengenommen, zu welchen man allensals noch die französischen, mit Ausschluß von Paris und Lyon, hinzurechnen könnte. Er setzte noch hinzu, daß dieser Verfall des Buchhandels den Verfall der Papiermühlen nach sich gezogen hätte.

Chee

Ehemals hätten die Holländer alle Sorten von Papier nach Spanien, Portugall, England, Draband, und selbst nach Frankreich abgesetzt, wogegen man heut zu Tage, selbst in Holland, dem Französischen Papier, wenigstens dem Druckpapier, den Vorzug gäbe.

Bei meiner Nachhausekunft wollte ich sehen, was die heutigen holländischen Schriftsteller über dergleichen Punkte sagten, und ich fand dieselben mit der Meynung der Kaffeehausgesellschaft einstimmig. Ueberdies zählen diese Schriftsteller noch eine ganze Menge anderer Fabriken her, welche ehemals in Holland blühten, und heut zu Tage in gänzlichen oder doch wenigstens in großen Verfall gerathen sind. Unter die Zahl dieser letzten gehören die Tuchmanufakturen, die Fabrik des unächten Porzellans zu Delft und der Schiffbau für die Ausländer.

Ueberhaupt haben alle Handelszweige und alle Arten von Manufakturen, besonders in den letzten vierzig Jahren, in Holland ungemein gelitten. So heißt es in einer Staatschrift des Prinzen von Oranien vom Jahre 1751 über die Mittel, der Handlung wieder empor zu helfen: „Wer Amsterdam vor fünf und zwanzig Jahren gekannt hat, erstaunt über den Verfall des Handels in dieser Stadt, und die daselbst befindliche geringe Anzahl von Seeleuten, ist ein deutlicher Beweis dieses Verfalls.“

„Unsere Kaufleute klagen, daß sie vormals die nordischen Völker mit allen Erzeugnissen von Frankreich, Spanien, Portugall und Italien versorgten, und diesen sämtlichen Nationen dagegen die nordischen Produkte zuführten, ist hingegen alle diese Völkerschäften



schaften selbst diese Fahrt machen und unsere Küsten vorübersegeln. „

„Noch vor wenig Jahren war die Stadt Amsterdam die Niederlage des Indigs und überhaupt aller Farbenmaterialien, und jetzt sieht man kaum noch einige Spuren dieses Handels. Deutschland fängt seit einigen Jahren an, seine Waaren über Alcona und besonders über Hamburg unmittelbar aus Frankreich, Spanien, Portugall und Italien kommen zu lassen. „

„Wenn man die Menge von Zucker, Kaffee und Indig, welche vom 1ten Junius 1750 bis zum letzten May 1751 nach einem darüber geführten Register, aus Bourdeaur ausgeführt worden, mit einer Liste eben dieser Waaren zusammenhält, welche von Nantes nach Amsterdam, Rotterdam und Hamburg ausgegangen sind, so sieht man, daß drey Viertel davon nach Hamburg und nur ein Viertel nach Holland gekommen, anstatt daß sonst diese Versendung in umgekehrtem Verhältnisse Statt fand. „

„Holland schickt nicht mehr, wie ehemals, Hanf, Flachs, und andere nordische Erzeugnisse, nach Portugall und Frankreich. Dagegen sieht man aus den Sundlisten, daß die nordischen Nationen selbst aniso alle diese Erzeugnisse nach den südlichen Ländern verschiften. „

„Es giebt keine holländische Komptoirs mehr in Spanien. Die Holländer haben fast gar keine Schiffsantheile mehr daselbst. Ihr Handel nach der Levante ist erstaunlich gefallen. „

„In Hamburg, in Bremen, und seit kurzem auch in Brabant und Flandern, sind unbeschreiblich viel

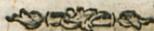
viel Zik- und Rattendruckerereyen, Zuckerfabriken und andere Fabriken angelegt worden. "

Diese Schrift nennt bey weitem noch nicht alle Handelszweige und alle die Arten von Manufakturen, welche seit kurzem in Holland in Bersall gerathen sind, oder doch gelitten haben. Die Wollen- Seiden- Gold- und Silbermanufakturen und eine Menge anderer sind unter der Last der Auflagen erbrükt worden, und haben den Fabriken zu Berviers, Aachen, Limburg, Lüttich und Jülich das Daseyn gegeben. Die französische Manufakturen haben dadurch mehr als zehn Procent gewonnen.

Die Heringsfischerey, dieser erste und vornehmste Handlungsweig der Republik, ist, theils durch die Mitwerbung der Schweden, Norweger, Engländer und Franzosen, \*) theils durch die gestiegenen Preise des Arbeitslohns, des Holzes, der Meze, und der übrigen zur Behandlung dieses Fisches nöthigen Zuthaten, woran die Theurung der Lebensmittel und die ungeheuern Abgaben in diesem Lande Schuld sind, ist beynah auf die Hälfte gefallen. Es nehmen keine Kaufleute mehr, weder an dieser Fischey, noch an dem Wallfischfang, Antheil, diejenigen ausgenommen, welche die Schiffe, die Ausrüstung, die Geräthschaften und den Mundvorrath liefern. Diese Kaufleute erhalten den Fang zur Bezahlung, das ist alles, was sie dabey gewinnen; und daß sich noch Leute

§ 4.

\*) Hier hätte wohl die vor nicht gar langer Zeit eingerichtete preussische Heringsfischerey angeführt werden sollen, die so guten Fortgang hat, daß ein großer Theil der preussischen Staaten sich schon ohne holländische Heringe behilft. Uebers.



te finden, die mit so geringem Vortheil vorlieb nehmen, rührt von dem Ueberfluß des baaren Geldes in diesem Lande, und von dem Mangel der Gelegenheiten her, das Geld vortheilhafter unter zu bringen.

Der Pabst wird ehestens dieser ganzen Fischerey ein Ende machen; denn ohne die Fasten der Katholiken kann sich dieselbe gar nicht erhalten, und der Pabst wird sich mit der Zeit genöthigt sehen, diese Fasten abzuschaffen, weil man schon in vielen Ländern anfängt, unserer lächerlichen Art zu fasten, zu spotten. Ich habe mich eine ganze Fastenzeit über in Paris aufgehalten, und das zu einer Zeit, da der Erzbischof sich alle ersinnliche Mühe gab, den Schaafen seiner Heerde Geschmack an Fastenspeisen bezubringen; allein ich habe selbst am Charfreitage nicht einen einzigen Garloch ausfindig machen können, der mich mit einer Mahlzeit von Fastenspeisen bewirthen konnte. Diese Nichtachtung der Fasten nimmt nach und nach bey allen Nationen überhand. Die deutschen Bischöfe sind im Besiz des Rechts, von der Verbindlichkeit zu fasten loszusprechen, ohne den Pabst zu fragen, und sie bedienen sich dieses Rechts fleißig. Bald werden sie es für beständig thun; und der deutsche Boden, der gerade zu der Fastenzeit die Küchenzwächse nicht hergiebt, die um diese Zeit häufig in den heißen Ländern zu haben sind, wo man diesen hirnlosen Weg, sich bey dem Himmel einzuschmeicheln, erfunden hat, wird endlich den Bischöfen vollends begreiflich machen, daß es dem Schöpfer ganz gleichgültig ist, ob man sich mit Hünnerfleisch oder Stoffsisch sättigt. Einer der vornehmsten Staatsmänner dieser Republik sagte mir eines Tages, daß das holländische Geld und die Fischerey zu Comacchio den Römischen

mischen Hof auf immer abhalten werden, die Fasten abzuschaffen. Allein die kleinen Aale von Comacchio sind schon nicht mehr so beliebt, als vor diesem. Vernünftige Leute fangen schon an, eine so unverdauliche Speise, als diese Anguillorri sind, zu verabscheuen, und es ekelt ihnen vor Fischen, die die kräftigsten Kerls auf Erden mit ihren unsaubern Händen einmachen. Was das holländische Geld betrifft, so hoffe ich immer, daß man es dereinst besser anwenden wird, als zur Bestechung des päpstlichen Konsistoriums, welches ohnehin für unbestechlich ausgegeben wird.

Seit einiger Zeit ist der holländische Handel mit den nordlichen Ländern fast zur Hälfte gefallen. Die Holländer theilen diesen Handel mit den Schweden, Dänen und hauptsächlich mit den Hamburgern, bey welchen die Auflagen auf alles, was den Seehandel emporheben kann, (les leviers de la marine,) eben so geringe, als in Holland übermäßig groß sind. Die Engländer haben durch die beträchtlichen Vorschüsse, die sie den Russischen Gutsbesitzern geben, welche ihnen ihre Erzeugnisse verkaufen, den Holländern den höchst wichtigen Russischen Handel fast gänzlich weggenommen. Diese Abnahme des nordischen Handels hat verhältnißmäßig auch den Handel der Holländer mit den südlichen Ländern und der Levante zu Grunde gerichtet; denn sie nehmen ganz natürlich aus diesen Ländern nun so viel Waaren weniger, als sie weniger nach Norden absetzen.

Nach dem Verhältniß der Frachtabnahme haben sich auch die hiesigen Kommissions vermindert. Die Verkäufer geben sich jetzt die Mühe, ihre Waaren den Käufern unmittelbar und ohne Dazwischenkunft eines



eines holländischen Agenten zu liefern. Sind die Fremden ja genöthigt, bey gewissen Gelegenheiten sich Mittelspersonen zu bedienen, so zieht sie, wenn sonst alles gleich ist, immer Hamburg vor, wo die Waaren nur ein Procent Ein- und Ausgangszoll bezahlen, wogegen in Holland fünfse gegeben werden müssen.

Die Republik hat auch noch das mit ansehen müssen, sagt der Verfasser der Politischen und Philosophischen Geschichte im 4ten Theil, daß der Asskurazionshandel, den sie sonst, so zu sagen, ausschließungsweise trieb, ihr aus den Händen gegangen ist. In ihren Häfen ließen sonst alle europäische Handelsplätze ihre Ladungen versichern, und der Vortheil davon war so groß, daß die Asskurirenden, durch schlaue Berechnung der Gefahr, die sie bald theilten, bald vergrößerten, fast immer reich dabey wurden. Nach dem Maaße, wie sich der Geist des Nachdenkens sowohl in philosophischen als ökonomischen Dingen weiter ausgebreitet, hat man überall das Vortheilhafte solcher Spekulationen eingesehen. Der Gebrauch davon ist bekannter und allgemeiner geworden, und was die andern Nationen dabey gewonnen haben, das hat natürlicher Weise Holland verlohren.

Alles dieses beweist, daß der holländische Handel sehr tief von dem Gipfel des Flores herabgesunken ist, auf welchen er sich nach der Staatsveränderung emporgeschwungen hatte, besonders während des Kriegs, den Holland, zur Beschützung seiner Freiheit mit Spanien führte. Allein die Lage dieses Landes, die Gewohnheit der Einwohner, ihr Geist, ihre Sitten, ihre Einrichtungen und hauptsächlich ihr Geld, werden ihren Handel nie ganz zu Grunde gehen



hen lassen. Vielleicht wird derselbe niemals tiefer fallen, als jetzt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er durch die zu seiner Aufnahme angewandten Bemühungen, durch die beständigen Kriege der Engländer und Franzosen, und durch die Laster, welche den Geist, die Thätigkeit und den Muth dieser beyden Nationen von Tage zu Tage mehr verderben, sich noch in die Höhe schwingen wird. Immer werden die Holländer in einem Lande Waaren aufkaufen, die sie in einem andern wieder absetzen oder vertauschen. Immer werden sie den Wechselhandel treiben; immer Waaren von Ausländern in Kommission nehmen, denen sie die Hälfte, oder zwey Drittheile des Werths darauf vorschießen und die Gelegenheit abwarten werden, diese Waaren mit Vortheil loszuschlagen. Immer werden sie den Fremden ihre Schiffe zur Fortbringung der Waaren von einem Ort zum andern vermietzen. Immer werden sie in der Fischerey, im Gewürzhandel, und in mancherley Fabriken geheime den Ausländern unbekanntte Kunstgriffe behalten; immer die Erzeugnisse ihrer amerikanischen Kolonien, und wohl gar ihren abscheulichen Kaffee von Surinam, zu Gelde machen.

Es ist nur ein Fall möglich, in welchem sie alle diese Vortheile verlieren können; wenn sie nemlich Unterthanen eines Fürsten würden. Alsdann würden sie, was sie niemals waren, — Bettler. Dies waren sie zwar nicht unter den Grafen, denn sie hatten damals noch Privilegien; allein die heutigen Fürsten gehen mit den Privilegien ihrer Unterthanen um, wie die Wölfe mit den Thüren zum Schaffstall, sie reißen sie nieder, wenn sie können; und dies können unsre heutige Fürsten immer, weil sie, mit sechs Kreuzern



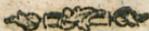
zern täglich für den Mann, ganze Heere elender Kreaturen füttern, die mit Hunger und Kummer und allen erdenklichen Mühseeligkeiten des Lebens kämpfen, und weiter nichts zu erwarten haben, als Stockprügel und den Befehl, den Tod zu geben, oder zu empfangen. \*)

### Neunzehnter Brief.

Auflagen. Admiralitäten. Unbequemlichkeiten für Holland, wenn alle Staatsschulden bezahlt werden sollten. Ueberfluß an baarem Gelde. Unbequemlichkeiten davon.

Der Krieg der Holländer gegen Spanien, der achtzig Jahre dauerte; der Krieg gegen Cromwell,

\*) Ich hätte hier ein hübsches Feld, mein Streifroß gegen meinen Schriftsteller zu tummeln: allein ich habe das Vertrauen zu meinen Lesern, daß sie ohne meine Zurechtweisung empfinden werden, daß diese ganze Deklamation nichts mehr und nichts weniger ist, als das Bedürfniß, das mein Schriftsteller in dem Augenblick, da er dieses niederschrieb, empfand, seiner üblen Laune gegen die Beherrscher des Erdbodens, und dem Mißbergnügen, das ihm etwan irgend eine Militärperson verursacht hatte, Luft zu machen. Ob übrigens Holland, wie mein Verfasser behauptet, unter der Beherrschung souverainer Fürsten nothwendig unglücklich seyn müsse, ist so ausgemacht noch nicht. Vielleicht giebt das nächste Jahrzehend mehr Aufschlüsse in dieser Sache. Uebers.



well, der zwar nur zwey Jahre währte, dem Staat aber mehr kostete, als der spanische, und durch einen Frieden beschloffen ward, der den Holländern eben so viel Nachtheil, als der Friede mit Spanien Vortheil und Ruhm, zu wege brachte; der Krieg gegen Karl den II. König von England; die verschiedenen Kriege endlich mit Frankreich, mit den nordischen Mächten, mit Portugall, mit dem Bischof von Münster, und wieder mit Spanien, haben den Staat genöthigt, das Volk mit unmäßigen Auflagen zu beschweren, um die Kosten bestreiten und die Zinsen von den ungeheuern Summen bestreiten zu können, die derselbe aufnehmen mußte. Diese Auflagen haben alle Lebensbedürfnisse und die zu den Fabriken erforderlichen ersten Zuthaten auf einen übermäßig hohen Preis getrieben. Von dieser Zeit an stieg der Preis aller Sachen verhältnißweise in die Höhe. Der Arbeitslohn, die Manufakturen, die Fracht, die Niederlagskosten, die ein- und ausgehende Waaren — alles ward theuer. Diese Unbequemlichkeit nöthigte die Ausländer, ihre Geschäfte in solchen Ländern zu besorgen, wo sie beym Einkauf mehr gewannen, und beym Verkauf weniger einbüßten. Die Admiralitäten thaten die nemliche Wirkung; doch Sie wissen noch nicht, was ich durch Admiralitäten verstehe.

Die Admiralitäten sind Versammlungen von Staatsmännern, die den Auftrag haben, den Handel zu beschützen. Vor Alters besorgten die Städte von Holland ihre eigene Sicherheit und die Sicherheit ihres Handels und ihrer Schifffahrt selber. Verschiedene Handelsstädte, oft auch einzelne Privatpersonen, thaten sich zusammen, um Schiffe auszurüsten, die im Stande waren, ihre Kauffahrer gegen die Seeräuber,



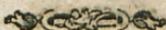
räuber, gegen feindliche Mächte, auch wohl zuweilen gegen die Angriffe ihrer eingebornen Nebenbuhler zu vertheidigen. Dieser Gebrauch zog in den verschiedenen Provinzen der vereinigten Niederlande viele Unordnungen und Ausschweifungen nach sich. Dies bewog den Kayser Maximilian den I. in diesen Provinzen Admiralitäten anzulegen. Die einzige Provinz Holland wollte nicht darin willigen. Nach der Staatsveränderung aber wurden die Generalstaaten im Jahr 1589. eintz, ein Oberadmiralitätskollegium zu errichten, welches aus dem Prinzen von Oranien, als Generaladmiral und aus sechs Rätthen bestehen sollte. Fast zu gleicher Zeit errichtete man Unteradmiralitäten zu Rotterdam, Amsterdam, Hoorn, Middelburg und in Friesland. Acht Jahre nachher ward das Oberkollegium abgeschafft und für die beybehaltene fünf Kollegia eine andre Einrichtung gemacht. Man ließ sie in den Städten bleiben, wo sie ursprünglich errichtet waren, außer daß man festsetzte, daß das Kollegium von Nordholland sich wechselsweise zu Hoorn und Enkhuyzen versammeln sollte.

„Die Nothwendigkeit, alle Kräfte des Staats zusammen zu fassen, sagt der Verfasser des Reichthums von Holland, um der Macht der Krone Spanien zu widerstehen, und alles aus dem Wege zu schaffen, was den einmüthigen Bestrebungen der Regierung hinderlich seyn konnte, hat die Holländer zu der Annehmung eines Plans gezwungen, der der Republik die ausschließliche Sorge überläßt, den Handel zu vertheidigen und die dazu nöthige Ausrüstungen zu veranstalten. Aus diesen Bewegungsgründen mußte die Republik eine Seemacht anschaffen, die im Stande wäre, dem Handel eine würksame Beschützung zu geben

gen die Angriffe und Gewaltthätigkeiten zu gewähren, womit derselbe etwa bedroht werden könnte. . . . Wenn aber die Lage der Republik zu den Zeiten der Staatsveränderung diese Einrichtung nothwendig machte; und wenn gleich dieselbe noch heut zu Tage von großen Nutzen seyn kann: so muß man doch gestehn, daß dieselbe bloß für damalige Zeiten berechnet und eingeführt ward, und daß sie jezt allerdings einer Verbesserung bedarf. „

„ Die Einrichtung einer von der Republik abhängenden Seemacht erfordert große Summen. . . . Zu den Zeiten des spanischen Kriegs fand man die Summen größtentheils in den Prisen, die man dem Feinde wegnahm, und die Verordnung vom Jahre 1597 setzt veste, daß von dem Verkauf der Waaren, welche die von dem Staat ausgerüstete Kriegsschiffe wegnehmen würden, fünf Sechstheile, und von den Waaren, welche die von Privatpersonen ausgerüstete Fahrzeuge wegnehmen würden, mit Bewilligung der Admiralität, der fünfte Pfennig, zum Besten der Republik, eingehoben werden sollten. Ueberdies versattret dieselbe Verordnung den Admiralitäten, die Ein- und Ausgangsrechte davon zu erheben. „

Anfänglich waren diese Abgaben nur mäßig. In der Folge aber vermehrte man nach und nach die alten und erfand neue. Man erdrückte die Handelsleute unter der Last mannigfaltiger Abgaben. „ Die Abgaben und Lasten, womit man die Handlung beschwert hat, „ sagt der Prinz von Oranien in seiner den Generalsstaaten übergebenen Schrift über die Mittel, dem Handel wieder auf zu helfen, „ und welchen man verschiedene Namen gegeben hat, als zum Beispiel, licent, lastgeld, Beylgeld, Wagegeld

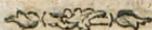


geld u. s. w. sind eine der Hauptursachen, welche die Handlung der Republik den Ausländern in die Hände gespielt haben. "

Die Admiralitätscollegien gestehen ohne Schwierigkeit, daß diese Auslagen dem Handel Schaden thun; sie behaupten aber, daß sie ein nothwendig Uebel sind. Inzwischen schreiben einsichtsvolle Staatskundige diese von den Admiralitätscollegien angeklagte Nothwendigkeit den Fehlern der Staatsverwaltung, dem Mangel des Eifers für das allgemeine Beste, der Thätigkeit und der Talente bey verschiedenen Mitgliedern dieser Kollegien, dem Geiste der Eifersucht, oder ehrgeizigen Absichten und andern Lastern der übrigen Mitglieder zu. Man wirft denselben vor, daß sie die Auslagen oft doppelt und dreysach vergrößert haben, um Kriegsschiffe zur Begleitung der Kauffahrer auszurüsten zu können, daß sie so gar die Kaufleute gezwungen haben, solche Schiffe für ihr eigen Geld anzuschaffen, und daß man nach allem diesem, oft die Kriegsschiffe auf der Rhede zurück behalten hat, und die Kauffahrtensschiffe, ohne alle Konvoy, haben absegeln müssen. Unterdessen fährt man immer fort, die ausgeschriebenen Abgaben zu erheben. Beschweren sich die Kaufleute darüber, so fragt man die Admiralitäten darüber, die niemals unterlassen, die Nothwendigkeit vorzuschützen. Befragte man aber, wie billig, und der Vernunft gemäß, die handelnden Städte und die Kaufleute: so würden sich die Admiralitätscollegien bald genöthigt sehen, andere Quellen aufzusuchen, die ihnen auch nicht entstehen könnten, wenn sie, anstatt immer zu den alten Mitteln zu greifen, ihren Verstand etwas anstrengten, neue zu erfinden.

So

So unmäßig indessen die Auflagen in diesem Lande sind, so werden sie doch nur gewissen Klassen von Leuten fühlbar. Dies trifft hauptsächlich die Kaufleute, welche mittelbar, oder unmittelbar mit Ausländern handeln; Fabrikanten, welche Waaren zum auswärtigen Debit verfertigen; Handwerker verschiedner Art, als Färber, Fassbinder und alle Personen, die für diese Handwerker arbeiten; kurz! es haben sich hauptsächlich fleißige und betriebsame Unterthanen, die mit Ausländern Verkehr haben, darüber zu beschweren. Und sie klagen nicht etwan über die Summen, die sie zu Bestreitung dieser Auflagen hingeben müssen, sondern über die Summen, an deren Erwerb sie durch diese Auflagen verhindert werden. Die Auflage verhindert die Geschäfte gänzlich, oder vermindert sie doch, und diese Leute können ohne Geschäfte nicht leben. Die Kapitalisten, die Kleinhändler, die Kaufleute, die blos einheimischen Handel treiben, die Fabrikanten und Künstler, die nur für die Landesbewohner arbeiten, diejenigen, welche Fabriken und Künste treiben, wovon das Geheimniß auswärts nicht bekannt ist, oder zu welchen mehr Verlag gehört, als die Fabrikanten in andern Gegenden Europens aufbringen können — alle diese Leute bekümmern sich so wenig um diese unmäßige Auflagen, daß sie dieselben, so zu sagen, nicht einmal fühlen. Darum hört man auch hier so selten über die Abgaben klagen, als es an andern Orten selten ist, jemanden zu finden, der über die Abgaben nicht klagt. An diesem Stillschweigen ist die in Holland allgemein herrschende Wohlhabenheit und vorzüglich der große Ueberfluß an baarem Gelde Schuld.



Ich glaube, daß dieser unbändige Gelbüberschuß die Waaren und alle Lebensbedürfnisse mehr vertheuert, als es die Auflagen thun, und daß es schwerer ist, diesem Uebel, als den Auflagen, abzuhelfen. Denn wenn die Auflagen und Lasten aufhören sollten, so würde das Geld ohne Unterlaß zu den Quellen zurückkehren und sich von allen Seiten anhäufen; alles würde ohne Unterschied noch viel theurer werden, und eben daher kein Handel mehr mit Ausländern statt finden, die nicht so reich wären, als die Holländer, und die jede Waare überaus theuer finden würden, wenn auch der Holländer glaubte, daß er sie noch so wohlfeil gäbe.

Nichts ist den vereinigten Provinzen leichter, als die Last der Auflagen zu vermindern. Sie dürfen nur fortfahren, wie sie jetzt thun, und wie es besonders die Provinz Holland macht, die Staatsschulden zu bezahlen. Sie dürfen nur auf Mittel denken, größere Summen auf einmal abzutragen, als sie bisher abgetragen haben. Sie dürfen nur Amortissementsklassen errichten, und dieselben von ehrlichen und einsichtsvollen Leuten verwalten lassen: so werden durch diese Mittel die Staatsschulden sich schnell verringern.

Allein eben die Mittel, die dem Staat eine Erleichterung verschaffen, würden die Unterschänen zu Grunde richten. Die ausgezahlten Gläubiger würden ihr Geld nicht unterzubringen wissen. Sie würden in ihrem eigenem Fett ersticken. Der Ueberschuß würde im ganzen Lande herrschen, aber dieser Ueberschuß würde den Preis aller Sachen erstaunlich in die Höhe treiben. Will der Staat nach Abtragung der Schulden auch noch die Auflagen vermindern, so ist dies

dies eine neue Quelle, die den Geldüberfluß erzeugt und folglich ein neues Unglück von eben der Art; dann steigt der Preis der Dinge noch höher. Holland ist nicht wie andre Länder. Es treibt seinen Handel nicht mit eignen Erzeugnissen. Es hat fast gar keinen Ackerbau, fast gar keine rohe der Verarbeitung fähige Materialien. Es läßt alles von Ausländern kommen, um es wieder an Ausländer abzugeben. Allein der Ausländer wird nicht mehr seine Bedürfnisse in Holland suchen, so bald er gewiß weiß, daß er sie anderswo wohlfeiler haben kann. Seine eigene Waaren wird er auch nicht mehr dahin schicken, sobald er weiß, daß sie niemand daselbst sucht. Die Staatswirthschaftlichen Grundsätze, wonach sich solche Nationen richten müssen, die mit den Erzeugnissen ihres eigenen Landes handeln, passen nicht immer für Holland. Dieses erfordert andere.

Ich sehe es Ihnen an, daß Sie mich bey dieser Stelle fragen möchten, ob ich den Verminderungen der Auflagen zuwider bin. Nein! Gar nicht. Es giebt zu viel Menschen, die darunter leiden, und wenn sie doch einmahl leiden müssen, so ist es freylich besser, vom Ueberfluß, als vom Mangel des Geldes zu leiden. Der Staat darf nur den Privatmann sorgen lassen, wie derselbe sich seinen Ueberfluß vom Halbe schaffen will. Dies ist sehr viel leichter, als sich das fehlende zu verschaffen, zumahl wenn der Staat selbst diesem letztern Geschäfte Hindernisse in den Weg legt. Aber in einem Lande, wo Ueberfluß an baarem Gelde ist, muß die Regierung auf Mittel denken, den aus solchem Ueberfluß entspringenden Unbequemlichkeiten abzuhelfen. Und auch von dieser Seite passen die für Holland schicklichen Staatswirthschaftlichen Grundsätze nicht für andre



Länder, wo alle Umstände des Himmelsstriches, des Bodens, der Volksitten, und der politischen Verfassung, die übermäßige Anhäufung des baaren Geldes verhindern; wo die landesväterliche Vorsorge der Fürsten die Unterthanen in der Dürftigkeit erhält, und höchstens zugiebt, daß sich das Geld in den Kassen ihrer Lieblinge, ihrer Staatswirthschafter und der Werkzeuge ihrer Ueppigkeiten anhäufe.

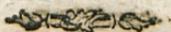
Die holländische Staatskünstler geben zu, daß in den handelnden Städten, besonders in Amsterdam, Rotterdam und Middelburg zu viel Geld vorhanden sey: allein sie behaupten, daß es dagegen andre Städte gebe, wo der größte Theil des Volks genöthigt ist, von den Almosen des Kirchspiels und von der Mildthätigkeit der Reichen zu leben. Daraus folgern sie, daß es unumgänglich nothwendig sey, die Aufsalagen zu vermindern und die Fabriken und Manufakturen aller Art nach diesen zuletzt erwähnten Städten zu verlegen, damit die Kaufleute der Handelsstädte den Fremden die Fabrikwaaren um einen Preis verlassen können, der dieselben geneigt macht, sich damit zu versorgen. So, sagen sie, machen es die Engländer. Die mehresten Manufakturen derselben sind auf dem platten Lande und in den Provinzialstädten, wo die Bedürfnisse wohlfeiler sind, als zu London. Dieser Schluß ist an sich ganz richtig. Durch dieses Mittel können die Manufakturen noch eine Weile blühen; so lange nemlich, bis das Geld sich in diesen Fabrikstädten stopft, wie in den Handelsstädten. Man muß aber hierbey auch noch bedenken, daß die Manufakturen nicht der einzige, nicht einmahl der vornehmste, Handelszweig der Holländer sind. Die Hauptzweige ihres Handels sind der Fischfang, der Fracht-

Frachthandel, die Kommissions, der Aufkauf der Waaren in dem einen und der Absatz derselben in dem andern Lande. Diese Handelszweige sind es, denen der Geldüberfluß schädlich wird, und es giebt kein Mittel, diese Handelszweige von einem Ort, der Ueberfluß an baarem Gelde hat, weg und nach Dertter hinzulenken, die daran Mangel haben. Der Handel mit Spezereyen, zum Beyspiel, und der Kornhandel, welche die beyden Hauptzweige des Kommissionshandels ausmachen, lassen sich nicht an gewisse Dertter binden, und aus andern vertreiben.

### Zwanzigster Brief.

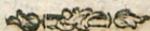
Verschiedene Auflagen. Art, dieselben zu erheben. Sämmtliche Einkünfte der Republik. Widersprüche der holländischen Schriftsteller wegen der Mittel, dem Handel in Holland wieder aufzuhelfen. Preis, den die Gesellschaft der Wissenschaften zu Haerlem deshalb ausgesetzt hat.

In meinem vorigen Briefe habe ich Ihnen von den ungeheuren Auflagen in diesem Lande so viel vor- gesagt, daß Sie natürlicherweise neugierig seyn müssen, zu erfahren, worinn dieselben bestehen, worauf sie gelegt sind, und wie man sie einhebt. Meine Nachrichten hierüber sind nicht so vollständig, daß ich Ihnen diese Fragen von jeder der sieben vereinigten Provin-



zen beantworten könnte, weil jede Provinz die Freyheit hat, ihre Auflagen nach Willkühr auszuschreiben und nach ihrem Gefallen einheben zu lassen. Ich kann ihnen aber sagen, wie es damit in der Provinz Holland gehalten wird, welche ganz allein mehr als die Hälfte zu den Staatsbedürfnissen beynragt. Denn wenn, zum Beyspiel, alle Provinzen zusammengenommen hundert Gulden aufbringen sollen, so muß die Provinz Holland zu ihrem Antheil acht und fünfzig dazu beytragen.

Die mehrsten ein- und ausgehenden Waaren bezahlen Ein- und Ausgangszoll und überdies ein gewisses Waagegeld, welches Lastgeld genannt wird. Dinge, die im Lande verbraucht werden, geben Accise und diese liegt am stärksten auf den Dingen, deren Gebrauch sehr häufig ist. In der Provinz Holland verdoppelt diese Auflage beynah den Preis des Brods und des Biers. Eben diese Bewandniß hat es mit Wein, Del, Bramtwein u. s. w. Bediente, Pferde, Kutschen, Reisewagen, überhaupt alle Fuhrwerke, sogar die Lustschiffe sind mit Abgaben belegt. Obst und Hornvieh müssen gleichfalls Auflagen geben. Die Freyheit, welche jeder Familie zusteht, Thee und Kaffee zu trinken, ist auf mehr oder weniger angeschlagen, je nachdem die Anzahl der Personen in derselben stark ist. Die jährliche Auflage, die unter dem Nahmen der Berponding von Häusern und Ländereyen, nach der Taxe derselben, erhoben wird, macht gemeiniglich zwey und ein halb, ja wohl drey, Procent aus. Der Verkauf der Schiffe und der liegenden Gründe sowohl, als die Hypotheken, sind einer Abgabe theils vom vierzigsten, theils vom fünf und vierzigsten Pfennig unterworfen. Vermächtnisse, Kols  
lateral-



lateral- und Intestaterbschaften müssen eine Taxe von fünf bis dreßsig Procent erlegen, je nachdem der Grad der Verwandtschaft nahe oder weitläufig ist. Die Taxe des Stempelpapiers geht von sieben und einem halben Kreuzer bis auf dreßhundert Gulden, nach Beschaffenheit der Schrift, wozu dasselbe, der Vorschrift gemäß, genommen wird. Die Aktien der Indischen Kompagnie, die Obligationen der Generalstaaten, der Provinzen, der Admiralitäten und der Städte sind ebenfalls einer Abgabe unterworfen. Allein die Holländer ziehn jährlich ungeheure Summen aus den öffentlichen Geldern auswärtiger Nationen und diese Aktien sind von allen Auflagen gänzlich befreyt.

Vordem waren diese Auflagen verpachtet; jezt aber sind die Pachtungen abgeschafft, und die Abgaben werden für Rechnung des Staats erhoben, und in dessen Namen verwaltet. Der Verfasser des Reichthums von Holland sagt im zweyten Theil: „daß die Unterhaltung der Leute, welche die Finanzpächter vordem in Holland hielten, denselben eben so viel gekostet haben, als dem Staat die Unterhaltung einer Kriegsmacht von sechszigtausend Mann gekostet haben würde. Man hält sogar dafür, daß die Provinz Holland, durch Abschaffung der Finanzpächter, die Einkünfte der öffentlichen Kasse von den Auflagen mehr als verdoppelt und sich dadurch in den Stand gesetzt hat, alle Jahr einige Millionen auf die öffentlichen Schulden abzutragen. Indessen sind die Auflagen daselbst in eine unendliche Menge von Zweigen abgetheilt, und ziemlich verwickelt. Auch herrscht dabey Willkühr und Ungleichheit, welche Unbequemlichkeiten man noch bey keiner Nation von den Auflagen hat absondern



bern können. Endlich ist auch dort, so wie in allen Ländern, jeder Zweig der Auflagen heimlichen Betrügereyen und Defraudationen ausgesetzt. Es folgt daraus, daß der Staat jezt weit weniger betrogen wird, als ehemals die Finanzpächter, oder daß diese den Staat ganz erstaunlich betrogen haben müssen.“

Derselbe Verfasser sezt noch hinzu: „daß die Staatseinkünfte der Republik, nach einer an der Stelle gemachten Schätzung, ungefehr hundert und zwanzig Millionen Gulden betragen. Die Kosten der Verwaltung und Einhebung, fährt derselbe fort, sind überaus beträchtlich, weil obige Summe aus den Auflagen erwächst, die sich in unzählige Zweige theilen. Man hält indessen dafür, daß mehr als die Hälfte dieser Summe auf dem Weg hängen bleibt, den dieselbe von ihrer Quelle an bis in die öffentliche Kasse durchzulaufen hat, wie das auch in andern Staaten geschieht, deren Finanzverwaltung hoch gepriesen wird. Man wird sich nicht wundern, die Finanzeinkünfte eines so kleinen Landes, als die vereinigten Provinzen sind, und bey einer Volksmenge, die nur ungefehr aus zwey Millionen Menschen besteht, so hoch steigen zu sehn, wenn man die vielen Arten von Auflagen und zugleich den reichen Handel betrachtet.“ \*)

Alle

\*) Herr Büsching sagt dagegen, daß die Einkünfte der sieben vereinigten Provinzen nicht über sechszig Millionen Livres Tournois steigen. In der Erdbeschreibung giebt Büsching die jährlichen Einkünfte der Republik auf ein und zwanzig Millionen Gulden an. Eben diese Summe finde ich in dem Münchener Intelligenzblatt von 1781. S. 106. angegeben. In den Ephemeriden der Menschheit von 1781.



Alle Schriftsteller, die sich der Handlung und des Flores von Holland annehmen, schreyen über die unmäßigen Abgaben. Dies ist beynah der einzige Punkt, worinn sie alle übereinkommen. Uebrigens behaupten sie fast immer Grundsätze und Meynungen, die gänzlich von einander abgehn. Ein jeder schlägt Mittel vor, dem holländischen Handel wieder aufzuhelfen, und fast ein jedes dieser Mittel wird von den übrigen verworfen, die ihrerseits wieder andre Mittel in Vorschlag bringen, welche ebenfalls von denen, die nach ihnen schreiben, bestritten werden. Noch vor nicht gar langer Zeit hat die Gesellschaft der Wissenschaften zu Haerlem einen Preis auf die Beantwortung folgender Frage ausgesetzt: Worauf gründet sich der holländische Handel, nebst dem Wachsthum und dem Flor desselben? Was für Ursachen und welche Zufälle haben denselben in Unordnung gebracht und heruntergesetzt? Welches sind die schicklichsten und ausführbarsten Mittel, denselben in dem Zustande zu erhalten, worinn er sich izo befindet, oder ihn blühender zu machen und zum höchstmöglichen Flor zu bringen? Der Preis ist der Abhandlung des Gerichtschreibers von Utrecht, Herr van den Heuvel zuerkannt worden. Bey dem Abdruck dieser Schrift ließ die Gesellschaft zugleich die Abhandlungen des Kaufmanns von Saardam, Herrn Adrian Rogge, und des Herrn Cornelis

G 5

XII. Stück S. 758. werden sie auf fünf Millionen einmahlhundert und ein und funfzig tausend und fünfshundert Pfund Sterling und die Volksmenge auf vier Millionen achtmahlhundert und fünf und siebzig tausend Menschen angegeben. Uebers.



nelis Zillefen mit abdrucken. Der Verfasser des Reichthums von Holland sagt bey Gelegenheit dieser drey Abhandlungen, daß dieselben nicht ohne Verdienst sind, besonders die beyden ersteren. Man müsse aber, setzt er hinzu, die Verfasser bedauern, daß die Kompagnie denselben nicht Zeit genug gelassen hätten, ihren Abhandlungen die erforderliche Vollendung zu geben, und der Gesellschaft was bessers vorzulegen. In der That bestreitet dieser Schriftsteller in seinem Werke die mehresten Grundsätze der Herrn van den Heuvel und Rogge, und widerlegt in vielen Stücken die von ihnen vorgeschlagenen und für notwendig ausgegebenen Mittel, dem Handel in ihrem Vaterlande ein neues Leben zu geben.

---

### Ein und zwanzigster Brief.

Betrachtungen über die Folgen, welche in Holland aus der Minderung der Auslagen entstehen können. Betrachtungen über die Mitbewerbung der andern Nationen mit den Holländern in Ansehung des Handels. Betrachtungen über die Navigationsakte von Cromwell, und über das Beyspiel, das er andern Nationen dadurch gegeben hat. Errichtung einer oekonomischen Gesellschaft in Holland.

Der Verfasser des Reichthums von Holland hat zween dicke Bände geschrieben, um folgenden Satz zu behaupten und zu beweisen: Die Holländer



der haben von jeher einen blühenden Handel gehabt, und denselben, nach der Staatsveränderung, trotz allen Bemühungen der vornehmsten Nationen von Europa, diesen Handel an sich zu ziehen, noch blühender gemacht; man darf also nur gewisse Auflagen abschaffen, andere mindern, und einige Hindernisse aus dem Wege räumen, die dem Erwerbungsfließ, dem Genie und den Fähigkeiten der Nation nachtheilig sind, so wird sich der Handel bald wieder auf dieselbe Stufe des Flores, oder doch wenigstens beynabe eben so hoch, schwingen, als er vor seinem Verfall war.

Es fällt mir sehr schwer, der Meynung dieses Verfassers beizutreten, so viel Achtung ich auch sonst vor seine Einsichten habe. Die Engländer, die Franzosen, die Hamburger, die Dänen, die Schweden, und selbst die Russen, geben sich heut zu Tage, jeder für sich, alle ersinnliche Mühe, Handel, Manufakturen und Schiffahrt in ihrem Bezirk empor zu bringen. Jeder hat die dazu erforderlichen Einsichten. Es giebt gar keine, oder fast gar keine, Geheimnisse mehr. Alle Triebfedern, die die verschiedenen Theile dieser ungeheuren Maschine in Bewegung bringen, sind bekannt. Der ganze Unterschied liegt in den Gewohnheiten jeder Nation, in den Absichten jeder Regierung und in den Mitteln, alles erforderliche in Ausübung zu bringen. Die Holländer haben Fertigkeiten und Geld. Allein die andern Nationen haben Mittel, die dem Gelde unendlich vorzuziehen sind, nemlich die Erzeugnisse ihres Bodens. Ein Theil derselben giebt ihnen das Mittel, mit wenigen Kosten zu leben; andere geben den Stoff zu ihren Manufakturen, noch andere



andere nützen ihnen, um sich durch den Absatz, den sie davon in andern Ländern zu machen wissen, die Bedürfnisse zu verschaffen, woran sie Mangel haben, und sich zu bereichern. Den Holländern im Gegentheil fehlen dergleichen Erzeugnisse. Sie hohlen von den Ausländern fast alle Bedürfnisse des Lebens, Vieh, Korn, Wein, Salz u. s. w. Der zu den Fabriken erforderliche erste Stoff fehlt ihnen fast gänzlich. Sie können dem Ausländer nichts überlassen, als Butter, Käse, Fische, Krapp, Tobaksblätter, Zucker, Kaffee, europäische und asiatische Leinwand, noch einige andere indianischen Waaren und hauptsächlich Gewürz; und bey alle dem übertreffen andere Nationen, wenn man das Gewürz ausnimmt, noch die Holländer in dem Absatz der benannten Waaren. Sie sind also gezwungen, ihre übrige Bedürfnisse, und alles, womit sie erwan zu handeln gedenken, für baares Geld einzukaufen.

Da es ihnen am Gelde nicht fehlet, so wird es auch immer Handlung geben. Allein seitdem die Bewohner fruchtbarer Landstriche den Einfall bekommen haben, selbst mit ihren Erzeugnissen zu handeln, und den Gewinn selber genießen wollen, den sonst die Holländer, durch Wiederverkauf derselben an andere Ausländer oder durch Verarbeitung derselben in ihren Fabriken, oder durch Vertauschung derselben gegen die Waaren anderer Länder zogen, bey welchem Umsatz sie auch noch die Fracht und die Niederlagskosten gewannen; seitdem die handelnden Nationen endlich, eine jede für sich, mit ihren eigenen Waaren, den Handel selber treiben wollen, den die Holländer bis auf einen gewissen Zeitpunkt mit den Waaren aller europäischen Länder, in ganz Europa getrieben haben, begreife



begreife ich gar nicht, wie man sich noch schmeicheln kan, daß der holländische Handel jemals wieder zu dem Flor voriger Jahrhunderte kommen könne, als die fremden Mächte, weit entfernt dem Handel von Holland den geringsten Abbruch zu thun, denselben beschützen und durch allerhand bewilligte Privilegien empor zu bringen suchten, wie das der Verfasser des Reichthums von Holland selber eingesteht.

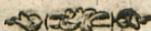
Es ist, sagt dieser Verfasser im zweeten Theil, für die Aufrechthaltung des holländischen Handels von Wichtigkeit, daß der Ausländer in den holländischen Speichern eine große Menge Waaren aus allen vier Welttheilen zu einem billigen Preise finde, und sich daselbst wohlfeil damit versorgen könne. Dazu wird erfordert, daß man sowohl Käufer, als Verkäufer, dahin locke, und dies kann man nicht anders, als durch Verminderung der Auflagen, bewerkstelligen. Allein, wenn sich nun die Käufer mit diesen Waaren in den Ländern versorgen, die dieselben hervorbringen? Wenn der Däne seinen Franzwein aus Bourdeaux hohlt, anstatt denselben in Holland zu kaufen, so wird er immer die Niederlagskosten ersparen, man mag sich dieselben in Holland so niedrig heruntergesetzt denken, als man nur immer will; und er braucht alsdann auch nicht den Profit zu bezahlen, sey er doch so klein, als er wolle, den der holländische Kaufmann bey solchem Wiederverkauf sucht und suchen muß. Die mehreste Zeit will ein Kaufmann, der Waaren abzusetzen hat, dieselben lieber gegen Erzeugnisse eines fremden Landes, die man ihm zuführt, und an welchen er selbst wieder einigen Profit machen kann, vertauschen, als seine Waare an Käufer überlassen, die ihm bloß baar Geld



Geld, oder Waaren dafür geben, welche nicht auf ihrem Boden erzeugt sind, welche sie selber haben einkaufen müssen, und woran sie noch Profit zu machen gedenken. Man vermindre also, soviel man nur immer will, die Auflagen in Holland, die Ausländer werden es doch immer vortheilhafter finden, unmittelbar miteinander zu handeln, als sich der Vermittelung der Holländer zu bedienen. Wenn überdies die Holländer ihre Auflagen vermindern können, um dem Handel daselbst aufzuhelfen, so kann man ja auch anderer Orten diesem Beyspiel folgen, um den Handel aufrecht zu erhalten und um zu verhindern, daß er nicht wieder den Holländern in die Hände gerathe, und in solchem Fall werden immer die Länder, deren Boden an Waaren der ersten Nothwendigkeit ergiebig ist, einen großen Vorzug vor einem Lande behaupten, das daran Mangel hat.

Ich will aus allen diesem nicht die Folge ziehen, daß man nicht nöthig habe, die Auflagen in Holland zu vermindern. Ich gestehe vielmehr, daß dieses Land noch viel von seinem Handel einbüßen wird, wenn man nicht verschiedene Auflagen abschafft und manche andere vermindert. Ich glaube aber nur so viel daraus folgern zu können, daß die Holländer niemals im Stande seyn werden, alle die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche ihnen so viele Nationen heut zu Tage in den Weg legen, die sich alle Mühe geben, theils mit den Fremden, die ihrer Erzeugnisse bedürfen, aus der ersten Hand zu handeln, theils alle die wichtigsten Handelszweige überhaupt an sich zu ziehen.

Durch Verminderung der Auflagen, sagt man, und durch eine bessere Einrichtung der Staatswirtschaft,



schafft, kan man den Manufakturen neues Leben verschaffen. Das gebe ich zu. Allein der Absatz der Manufakturwaaren wird größtentheils auf den einheimischen Handel der vereinigten Provinzen eingeschränkt bleiben. Denn in fremden Ländern werden die holländischen Manufakturen die Konkurrenz so vieler in diesem Jahrhundert überall angelegten Fabriken nicht aushalten, weil diese an solchen Orten blühen, wo alles, was dazu erfordert wird, wohlfeiler ist, zum Beispiel die Waaren der ersten Nothwendigkeit, der erste Stoff, die Hausmiete, das Arbeitslohn, u. s. f. Vergebens würde man sich in Holland schmeicheln, den Preis aller dieser Sachen, durch politische Einrichtungen, daselbst eben so tief heruntersetzen zu können, als sie in Ländern stehn, wo die Natur selbst das für geforget hat. Das bleibt indessen wahr, daß, so lange der Hang zum Luxus herrschend bleibt, die theuersten Manufakturwaaren, wenigstens von der geringsten Anzahl von Menschen, nemlich von den Reichen, die den Aufwand mehr lieben, als den Reichtum, werden gesucht werden. Man verlangt aber auch in diesem Falle, daß diese Waaren die wohlfeileren an Schönheit, oder an andern reizenden Beschaffenheiten überreffen sollen. Die Holländer werden also gezwungen seyn, ihre Waaren, wenn sie ihren Manufakturen aufhelfen wollen, schöner und in die Augen fallender zu machen, als die französischen, englischen, schweizerischen, italiänischen, und diejenigen sind, die man noch in der Folge an andern Orten verfertigen wird. Allein der Verfasser des Reichthums von Holland warnt seine Landesleute an verschiedenen Stellen seines Werks, sich durch eine solche Hofnung nicht einschläfern zu lassen. Denn wenn

es



es ihnen auch in Ansehung einiger Manufakturen glückte, daß sie ein andern Nationen unbekanntes Geheimniß erfänden, so hätten diese andre Nationen schon längst das Geheimniß erfunden, ihnen ihre Arbeiter mit sammt den nöthigen Werkzeugen abspenstig zu machen und zu entföhren.

Ich will nur noch eine einzige Betrachtung über die Wirkung anstellen, die die Minderung der Auflagen, in Rücksicht auf die Manufakturen haben kann. Wenn man durch Minderung der Auflagen die Mittel der Unterhaltung beträchtlich erleichtern kann, so werden sich viele Leute finden, die nicht mehr Lust haben, sich um Tagelohn zu schwerer Arbeit bingen zu lassen, die Fabrikanten werden nur geringes Lohn geben, und viele Eltern werden es gar nicht der Mühe wehrt finden, ihre Kinder ein Handwerk, woben nicht viel zu verdienen ist, in einem Lande lernen zu lassen, in welchem so viel Wege offen sind, reichlichem Verdienst zu haben. Die Theurung der Lebensmittel reizt viele Leute zur Arbeit, theils um ihr Brod zu verdienen, und theils um das, was sie haben, zusammenzuhalten. Wenn die Fabrikanten hingegen ihren Arbeitern hohen Lohn geben müssen, so werden sie dieses eben so hart fühlen, als sie jezt die übertriebene Last der Auflagen empfinden. Inzwischen gestehe ich, daß, wenn man nicht gewisse Auflagen mindert, die holländischen Manufakturen noch mehr fallen werden. Es ist aber zweyerley, in gegenwärtigen Zeitläuften ganz verfallenen Manufakturen wieder aufzuhelfen, oder die noch vorhandenen aufrecht zu erhalten. Da die Endzwecke verschieden sind, so müssen natürlicher Weise auch die Mittel verschieden seyn, die man zu Errichtung dieses oder jenes Endzwecks anzuwenden hat.



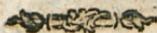


eben auch dergleichen Fabriken haben, die Hofnung vergeblich ist, dieselben jemals wieder zu dem Flor emporzuheben, worinn sie ehemals waren.

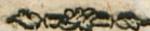
Der Verfasser des Reichthums von Holland sagt im zweeten Theil: „es gebe holländische Kaufleute, welche die Erzeugnisse der nördlichen Gegenden gerade nach den Häfen von Frankreich, Spanien, Portugall und Italien, und die Waaren aus diesen Ländern hinwiederum gerade nach Norden absenden, ohne Holland zu berühren. Es ist ausgemacht, sezt er hinzu, daß die Unkosten der Niederlage dieses Verfahren veranlaßt haben, welches, ob es gleich in Holland berechnet worden, doch in Absicht des holländischen Handels als fremde zu betrachten ist. Dem Anscheine nach kan dieses Verfahren sich nicht auf wichtige Gegenstände erstrecken, weil die Konkurrenz aller dieser Plätze dagegen ist. Inzwischen ist es eine Thatsache, daß die Holländer, durch Aufkauf, Verkauf und Versendungen von einem Lande zum andern, einen sehr ausgebreiteten Handel treiben, ohne daß die Schiffe Holland berühren; und der Verlust, der dadurch dem Handel zuwächst, verdient wohl eine Stelle unter den Ursachen, die eine Minderung der Auflagen anrathen; denn der wichtigste und wesentlichste Gegenstand dieser Minderung bleibt doch immer dieser, daß man den Ueberfluß an fremden Waaren auf die holländischen Märkte zu ziehen suche.“

Kurz vorher hatte eben dieser Schriftsteller gesagt: „Wenn man nur die verschiedenen Handelsplätze von Europa ein wenig betrachtet, so wird man sich, durch den Fortgang, den die Handlungskunst bey allen Kaufleuten gemacht hat, und durch Beob-

ach-



achtung | der Lage von Holland, leicht überzeugen,  
daß eine ungeheure Menge von Waaren in Europa  
umläuft, womit die Holländer in ihren Niederlagen  
keinen Eigenthumshandel treiben können, das heißt:  
sie können dieselben nicht für ihre Rechnung kaufen,  
weil sie bey der Konkurrenz der übrigen Nationen,  
vermöge ihrer Lage, zu wenig Vortheil dabey haben,  
um sich dadurch zu einigem Gewinnste Hofnung machen  
zu können. Wie kann es, zum Beyspiel, ein hollän-  
discher Kaufmann wagen, französische oder amerikani-  
sche Waaren in Frankreich einzukaufen, und nach Holland brin-  
gen zu lassen, um solche nachher nach Hamburg, Bre-  
men, oder einen andern nordischen Platz verfahren zu  
lassen, wenn er weiß, daß die Hamburger, oder Bre-  
mer Kaufleute, denselben Auftrag in Frankreich geben  
können, oder wirklich geben, um sich mit diesen Waa-  
ren aus erster Hand zu versorgen? Diese haben eine  
schnellere und zuverlässigere Kenntniß von den Be-  
dürfnissen der nördlichen Gegenden, und was daselbst  
verbraucht wird, als sie der Holländer sich verschaf-  
fen kann, und wenn dieser letztere mit jenen wetteifern  
will, so haben diese immer den Vortheil über ihn,  
daß sie von den ungeheuren Niederlagskosten befreyt  
sind, die der Holländer in Holland bezahlen muß. In  
eben diesem unvortheilhaften Verhältniß steht der  
Holländer mit den Kaufleuten aller andern Handels-  
plätze. Er hat nur ein einziges Mittel, mit ihnen  
zu wetteifern, wenn er nemlich den Augenblick zu be-  
nutzen weiß, da die Waaren sehr wohlfeil sind, und dann  
den Zeitpunkt abwarten kann, da andre Umstände den  
Preis eben dieser Waaren in die Höhe treiben. Da-  
zu wird eine außerordentliche Aufmerksamkeit und viele  
Vorsichtigkeit erfordert. . . . Daß die Holländer



wenig für ihre eigene Rechnung einkaufen; läßt sich daraus beweisen, daß seit sehr vielen Jahren sowohl die südlichen, als nördlichen, europäischen Waaren zu Hamburg wohlfeiler gewesen sind, als in Holland, so daß man sogar Beispiele hat, daß dergleichen Waaren von Hamburg nach Holland geschickt worden. "

„Daraus folgt, daß, wenn die Niederlagskosten geringer wären, die Holländer sich mehr auf Spekulationen legen würden, und dann würden die Preise der verkäuflichen Waaren in Holland niedriger seyn, als in Hamburg, folglich würden auch die Fremden ihre Waaren häufiger dahin schicken. Mit den andern Handelsplätzen hat es gleiche Bewandniß. "

Ueber diese Stelle des gedachten Verfassers lassen sich zwei Betrachtungen anstellen. Zum ersten: Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Fremden, die sich einmal angewöhnt haben, mit den andern Nationen unmittelbar zu handeln, von dieser Gewohnheit abgehen, und die Waaren andrer Länder in Holland aufsuchen werden, wo sie von denselben, selbst nach der Abschaffung des Ein- und Ausgangszolles, und außer der Fracht, noch immer die Ausladungskosten bey der Ankunft, die Einladungskosten bey der Abfahrt, die Unkosten des Einpackens, des Briefwechsels und den Profit bezahlen müßten, den der holländische Kaufmann für sich nimmt, dieser letzte mag auch so geringe seyn, als man immer will. Zum andern: Die Geschicklichkeit, den Einkauf gerade zu der Zeit zu besorgen, wenn die Waaren am wohlfeilsten sind, um sie wieder zu verkaufen, wenn der Preis derselben auf das höchste gestiegen ist, ist den Holländern nicht ausschließ

schließlich eigen; vielmehr, zum Unglück für dieselben, verstehn sich nur gar zu viele Kaufleute anderer Nationen eben so gut darauf. Da es indessen den Kaufleuten anderer Länder oft an Thätigkeit, oft an Mitteln zum Einkauf, hauptsächlich zum Einkauf in dem erforderlichen Zeitpunkte, fehlet: so kann der holländische Handel nicht anders als bey der Abschaffung des Ein- und Ausgangszolles gewinnen, wenn gleich die Hoffnung, denselben durch dieses, oder irgend ein anders Mittel zu dem ehemaligen Flor wieder emporzubringen, vergeblich ist.

Eben dieser Schriftsteller glaubt, seinen Landsleuten die Versicherung geben zu können, daß sie keine andere Konkurrenz zu befürchten, oder zu überwinden haben, als die von Dänne-mark, von den nordischen Städten und von England. Er setzt hinzu: daß diese Mächte und diese Städte schon alles gethan haben, was in ihren Kräften stand, um den Handel an sich zu ziehn, und daß Holland nur einige Auflagen aufheben und andere vermindern darf, um diese Konkurrenz mit Vortheil auszuhalten. „Dürfen wir befürchten, sagt er, daß es den Beherrschern von Frankreich, Spanien und Portugall einfallen werde, eine solche Schiffsfahrtsverordnung ergehn zu lassen, wie Cromwell in England?\*) Keine dieser Nationen

H 3

ist

\*) Als dieser große Staatskundige sich vorgenommen hatte, den Handel von Holland zu schwächen, und den von England emporzubringen, erfand er ein Mittel, die holländischen Schiffe von den Großbritannischen Häfen auszuschließen, ohne dem Handel der Engländer in den Häfen der Republik zu schaden. Er machte nemlich ein Gesetz, daß kein fremdes Schiff in die Häfen von Großbritannien



ist im Stande, ein solches Gesetz zu geben. Frankreich ist die einzige Nation; sagt er im zweeten Theil, bey welcher zuweilen schon an den Entwurf einer Navigationsakte gedacht worden. Allein die Regierung hat sich nie im Stande befunden, sie einzuführen. Gewiß ist es, daß durch eine solche Verordnung die französische Seemacht die Oberhand über die englische bekommen hätte, weil Frankreich unter allen Ländern die mehreste Erzeugnisse und Waaren für die Schifffahrt von Europa liefert, und, nach Maafgabe seiner mehreren Einfuhrn, auch die mehresten Waaren aus den nordischen Ländern ausführen kann. " Zu einem solchen Gesetze ist aber nothwendig, daß die Nation, die es giebt, vollständige und segelfertige Kauffahrteyflotten besitze, um selber den Ueberfluß ihrer Waaren ausführen zu können, weil sonst ein großer Theil davon im Lande zurückbleiben würde. Nun hat aber Frankreich, nach dem angeführten Schriftsteller, niemahls so zahlreiche Kauffahrteyflotten unterhalten können, daß sie zu einem solchen Unternehmen hinreichend gewesen wären, und wird solches auch, allem Ansehn nach, niemals bewerkstelligen können, weil die Regierung den Unterthanen Unterstützung und Prämien geben mußte, die sie nicht geben kann, und weil die Obermacht der Engländer zur See und die großen Kapitalien, welche die dassigen Kaufleute besitzen, den Franzosen immer un-

ersteig-

einlaufen sollte, wenn es nicht Erzeugnisse seines eigenen Landes geladen hätte. Diese schließt auf immer die holländischen Schiffe von den englischen Häfen aus, weil Holland fast gar nichts hervorbringt, was man nach fremden Ländern verschahren könnte.

ersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Dieser Schriftsteller scheint sich sogar mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß die Obermacht der Engländer nicht mehr lange dauern könne. Sie wird am Ende unter der Last der Auflagen und ihrer Schulden erliegen müssen und der Verlust ihrer nordamerikanischen Kolonien muß ihren Handel größtentheils zu Grunde richten.

Zum Grunde ist es wahr, daß es jetzt lediglich diese Nationen und Städte sind, die, durch ihren unmitttelbaren Handel mit den andern handelnden Nationen, dem Kommissions- und Frachthandel der Holländer Schaden thun. Allein die Schweden fangen schon an, den Dänen nachzuahmen und es ihnen sogar zuvorzuthun. Die Russen scheinen eben den Endzweck zu haben. Wenn die Engländer dereinst fallen, so werden es die Franzosen vielleicht höher bringen, als es die Engländer gebracht haben, wenigstens haben sie mehr Mittel, dazu zu gelangen und sich dabey zu erhalten. Die Holländer, und überhaupt der Verfasser des Reichthums von Holland, schmeicheln sich mit Unrecht, daß die französische Regierung niemals darauf denken wird, die Handlungsschiffahrt im Reiche aufzumuntern. Das hatte schon Ludewig der XIV. mit gutem Glück gethan. Er versprach denenjenigen, welche in den Häfen seines Königreichs würden Schiffe bauen lassen, fünf Livres für jede Tonne, die das Schiff tragen könnte. Er gab für jede Tonne dreißig Franken Ausfuhr- und vierzig Franken Einfuhrprämie. Er ließ über sechszigtausend Matrosen einschreiben, die bald auf den Kauffahrtsschiffen, bald auf den königlichen Flotten dienen sollten. Allein der Geiz des einen Ministers, die Verschwendung



dung des andern, die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit verschiedener andern, unrichtige Einsichten, Hofkniffe und sogar Weiberintriguen brachten in der Folge die französische Handels und Kriegssee-macht schnell wieder in Abnahme. Die Lage des Landes aber, die Menge seiner Erzeugnisse, das Genie seiner Einwohner, und das Interesse der Krone müssen früh oder spät die Regierung dahin bringen, die Unterthanen aufzumuntern, daß sie sich mehr, als bisher geschehen ist, auf die See-handlung liegen. Der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte behauptet sogar, daß die französische Nation nur auf die dazu erforderliche Erlaubniß wartet, um sich diesem Geschäfte zu widmen. Die Regierung, sagt derselbe, darf ihr nur freye Hände lassen.

Die Schweden haben gezeigt, daß es so schwer nicht ist, als es sich das französische Ministerium vorstellt, und der Verfasser des Reichthums von Holland einbildet, Cromwells Beyspiel in Abfassung der Verordnung nachzuahmen, wodurch derselbe den holländischen Schiffen die großbritannischen Häfen verschlossen hat. Im Jahr 1724 gaben die schwedischen Stände ein Gesetz, welches unter dem Namen des Produktionsedikts bekannt ist, wodurch den Ausländern verboten wird, in schwedischen Häfen andere Waaren einzuführen, als die in dem Lande herzu vorgebracht werden, woher die Schiffe sind, und solche Waaren von einem Hafen des Reichs zu dem andern zu bringen. Vor dieser Zeit hatte man noch keine Flagge dieser Nation außerhalb Schweden gesehen. Ihre Matrosen waren gar nicht zu rechnen. Fremde Schiffe, besonders Holländische, führten alles Holz, Pech, Theer, Eisen, Kupfer und Silber aus,

was

was nur auszuführen da war. Allein seit der Herausgabe dieses Gesetzes setzten die Schweden alle Seemächte, durch die Anzahl ihrer Kauffahrtschiffe, durch die Geschicklichkeit ihrer Matrosen und durch ihre Emsigkeit im Handel in Erstaunen. Sollten die Franzosen, deren Seemacht schon so zahlreich, deren Thätigkeit so groß, und deren Hülfsmittel so häufig sind, weniger fähig seyn, als die Schweden, den Absichten eines solchen Gesetzes zu entsprechen?

Wenn die Franzosen jemals Hand anlegen, ihre Handlungsseemacht auf festern Fuß zu setzen und mehr auszubreiten, so wäre es kein Wunder, wenn sie dieses Unternehmen mit holländischen Gelde zu Stande brächten. Ohne dieses Geld würden weder die Franzosen, noch die Engländer, jemals so weit gekommen seyn, als sie es sind.

Jetzt ist der Zeitpunkt vorhanden, da der holländische Handel, der lange Zeit immer abgenommen hat, sich wieder emporschwingen muß. Der Geist der Vaterlandsliebe, der Eifer für das gemeine Beste ist in den Herzen aller Bewohner der vereinigten Provinzen wieder aufgewacht. Man wetteifert in Erfindung bequemer Mittel, dem Handel und den Manufakturen das verlorne Leben wieder zu geben. Aus meinem vorigen Schreiben haben Sie gesehen, was die Gesellschaft der Wissenschaften zu Haerlem dabey gethan hat. Dies ist nur eine kleine Probe von dem, was eine andre Gesellschaft thun wird. Ich meyne, die in dieser Stadt seit kurzem errichtete oekonomische Gesellschaft. Der Endzweck derselben ist, sich für alles zu interessiren, was auf das Publikum überhaupt, und den Handel, die Manufakturen,



die Schiffahrt und den Ackerbau insbesondere, Bezug hat. Man unterzeichnet häufig, um zu den Preisen beizutragen, welche die Gesellschaft denjenigen bestimmt, welche ihre Vaterlandsliebe durch irgend eine nützliche Erfindung, durch eine neue, dem Staate vortheilhafte Unternehmung, durch eine gemeinnützige Entdeckung, oder durch Anlegung einer Manufaktur, die es auswärtigen Manufakturen gleicher Art zuvor thut, auf eine auszeichnende Weise beweisen. Die Deputirten aller Provinzen versammeln sich alle Jahre zu Haerlem, um nach den meisten Stimmen die Preise auszutheilen. Eine solche Gesellschaft muß unfehlbar große Wirkungen hervorbringen. Das ist kein Kommerzkollegium, das zum Theil aus Kindern besteht, die sich höchstens auf Kanten und Hutsefchern verstehen, und zum Theil aus weiblichen Greisen, die, anstatt sich mit Leuten vom Handwerk zu besprechen, ihre ganze Zeit am Puztisch verbringen; denn gerade solche Kommerzkollegien sind es, die überall den Handel zu Grunde richten, und zu gleicher Zeit die Kaufleute, für deren Beschützer sie sich sehr pralerisch ausgeben, und die Landbauer, die sich den Handel zur Pflicht machen, niederdrücken.

Wenn ich ein Mitglied dieser Haerlemer Gesellschaft wäre, so würde ich sehr auf die Erfindung eines Mittels bestehen, wodurch die Kriegsseeacht auf einen furchtbaren Fuß zu setzen wäre, weil ohne dieselbe die Handlungsseeacht immer von den Kriegsschiffen der wetteifernden Mächte beleidigt, angegriffen, geplagt, beraubt und endlich zu Grunde gerichtet wird. Die Holländer empfinden diese traurige Wahrheit jetzt mehr als zu sehr. Gegen vier oder fünf Wagehälse, die während dem jetzigen Kriege

zwischen England und seinen nordamerikanischen Kolonien und Frankreich ein außerordentliches Glück gemacht haben, sind eine Menge anderer beynahе zu Bettlern geworden. Wenn die am Meer gelegenen Provinzen eine Vermehrung der Kriegssee-macht fordern, so bringen die Provinzen des festen Landes allemal auf die Vermehrung der Landtruppen, und ver-eiteln also eine die Vorschläge der andern, ohne zu bedenken, daß das Wohl der Landprovinzen von dem Wohl der See-provinzen abhängt; daß die vereinigte Niederlande, nach dem Verhältniß der jetzigen Zeitumstände, sich nicht im Stande befinden, den geringsten Landkrieg gegen irgend einen ihrer Nachbarn auszuhalten, wenn sie auch, statt dreysigtausend Mann, doppelt so viel halten wollten. Ueberdies muß man bedenken, daß heut zu Tage ohne Seemacht kein Staat blühen kan. Seitdem ein unsern Vorfahren unbekannter Luxus, sagt der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte, Europa mit mancherley neuem Geschmack gleichsam vergiftet hat, sind die Nationen die angesehensten, welche die andern mit den dazu erforderlichen Bedürfnissen verlegen können. Denn indem sie unter den Gefahren der Schifffahrt und unter den Mühseligkeiten des Handels ihre Kräfte üben, verstricken sie ihre Nachbarn, in Müßiggang und Weichlichkeit. Sie unterwerfen Völker der Bothmäßigkeit ihres Erwerbungs-fleißes, welche sie mit eben dem Gelde zu Kriegsdiensten dinge, dessen sie dieselben durch den Luxus beraubt. Seit dieser Veränderung, welche so zu sagen die Erde dem Meer unterworfen hat, werden alle große Staatsstreiche zur See ausgeführt.

Zwey



## Zwey' und zwanzigster Brief.

Aus dem Haag, vom 15ten Decembr. 1778.

Schrittshuhlaufen auf dem Eise. Spaziergänge und Mittagsmahlzeiten außerhalb der Stadt. Schlechte Beschaffenheit und unbändige Theurung des Wenigen, was man in den Gasthöfen außerhalb der Stadt findet. Spaziergänge der Bürgerstöchter von Haag nach Scheveningen. Jahrmärkte. Mäßigkeit der holländischen Nation in den Lustbarkeiten.

Der Frost erzeugt hier eine seltsame Veränderung bey den Menschen. Diese das ganze Jahr hindurch plumpe, steife, hölzerne, schwerfällige, bey nahe unbewegliche Geschöpfe werden mit einemmal beweglich, behende und gelenkig, sobald die Kanäle zugefroren sind. Was ist der Grund davon? Dringen etwa die aus den gefrorenen Kanälen verdrängte Feuertheilchen in die Körper der Menschen und setzen dieselbe in Bewegung? Oder zieht alsdenn die Sonne weniger Dünste in die Höhe, daß die Luft reiner wird und nicht mehr so sehr von fremdartigen Theilchen geschwängert ist, als in den andern Jahreszeiten? Die Ursach sey, welche sie wolle, genug! man sieht wirklich diese Menschen, welche sich in den schönsten Sommertagen kaum rühren, auf den gefrorenen Kanälen laufen, springen und tanzen. Diesen Morgen habe ich die Hälfte des Stadtvolks sich auf diese Weise lustigen gesehn. Die Bauern sogar kommen auf diese Weise

Weis

Weise zur Stadt und kehren auf dieselbe Art wieder  
 heim. Vor dem Mittagessen habe ich Damen  
 und Stutzer gesehen, die sich durch diese Übung Lust  
 zum Essen zu verschaffen suchten. Alle Kinder liegen  
 auf den Kanälen; eben die Kinder, die in andern  
 Jahreszeiten sich zu besinnen scheinen, ob sie sich von  
 ihrem Platz rühren und einer Kutsche ausweichen,  
 oder sich lieber rädern lassen wollen, um der Bemü-  
 hung des Ausweichens überhoben zu seyn. Es giebt  
 Leute, die so von Stadt zu Stadt, ja aus einer Pros-  
 vinz in die andere reisen, und dies sind eben die Leute,  
 die das ganze übrige Jahr lang im Stande sind, mit  
 der Peise im Maule lieber halbe Stunden lang am  
 Ufer des Kanals zu stehn, ohne einen Fuß aus der  
 Stellung zu bringen, worein sie denselben setzten, als  
 sie dort ankamen, um die Barke zu erwarten, die von  
 da abgehen soll, ehe sie einen einzigen Schritt zu Fuß  
 gehen wollten. Diese auf dem Eise lustwandelnde  
 oder reisende Läufer haben Schrittschuhe, die unten  
 mit einem langen, polirten, schmalen und vorn in die  
 Höhe gebogenen Eisen beschlagen sind. Man kann  
 auf diese Art sehr geschwind laufen. Es hat Leute  
 gegeben, die fünf Meilen in einer Stunde gelaufen  
 sind; die schnellsten Pferde können sie nicht einholen.  
 Man hat sogar Schiffe erfunden, die mit Hülfe eines  
 großen Eisens, womit man sie unten in Gestalt ei-  
 nes Schrittschuhes beschlagen hat, auf dem Eise se-  
 geln. Mit diesen Schiffen hat man in einer Stunde  
 beynabe funfzehn (französische) Meilen zurückgelegt.  
 Dies ist aber eine halsbrechende Narrheit, weil man  
 theils Gefahr läuft, durch den Widerstand der Luft zu  
 ersticken, theils auch, weil das Eis nicht überall gleich  
 dick ist, umverfen und den Hals brechen kann. Auch  
 sind



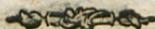
sind die Holländer, im Ganzen genommen, zu gesezt, um diese Erfahrungen anders, als höchst selten, anzustellen; und bey meinen vielen Reisen in diesem Lande, habe ich doch nur ein einzimal ein solches Schiff gesehn.

Dieses laufen auf dem Eise vertritt die Stelle der Fastnachtslustbarkeiten bey den Holländern. Das sind ihre Feste, ihre Opern, ihre verlarvte und gepuzte Bälle, und ihre Ausschweifungen. Dabey ist in dieser Jahreszeit, in welcher sich in andern Ländern so viele Menschen zu Bettlern machen, ihre ganze Ausgabe auf ein paar Schrittschuhe eingeschränkt, eine Ausgabe, die nur ein, oder höchstens zweymal in ihrem Leben vorkommt.

Mit dem Frühlinge kommt eine andere Belustigung auf die Bahn. Man besucht die Blumengärten. Die wohlhabenden Bewohner von Amsterdam, Leiden, Haag, Rotterdam und andern benachbarten Städten besuchen die Haerlemmer Gärten, welche in dieser Art die schönsten in den vereinigten Niederlanden sind. Dies geht ohne Kosten nicht ab. Denn gemeintlich macht man diese Lustreise in guter Gesellschaft, daher man den Ueberrest des Tages im Gasthose mit Thee und Kaffeetrinken zubringt und etwas Fisch, Flügelwerk und Butterbrod isst, für welche Ergözllichkeit der Gastwirth sich das Recht anmaßt, für jeden holländischen Kopf einen Dukaten und für jeden fremden Kopf noch ungleich mehr zu fordern, mit der Bedingung oben ein, daß die Herrn Fremden, weder unter sich, noch mit den Aufwartmädgen, die geringste Thorheit begehn, denn in diesem Fall belegen die Gastwirth, nach Willkühr, jedes besondere Freudenzeichen, das man von sich giebt, mit einer

ner besondern Taxe. Man kann sich kein anders Vergnügen ungestraft machen, als daß man seine Pfeife Toback in der größten Stille raucht. Auf alle andere Vergnügungen sind Geldstrafen gesetzt, und je lärmender das Vergnügen ist, desto größer ist die Strafe. Ein lautes Gelächter gilt so viel, ein anhaltendes Lachen so viel, ein lustiges Liedgen so viel, ein trauriger Gesang so viel; wenn Sie sich einfallen lassen, einem Mädgen Süßigkeiten vorzuschmecken, wenn Sie sich merken lassen, daß Sie gegen eine Dame in der Gesellschaft zärtlich sind, oder wenn Sie sich irgend ein anderes Vergnügen machen, als das Vergnügen, auf ihrem Stuhl festgenagelt zu sitzen, und sehr bescheiden und sehr wenig zu sprechen — kurz! alles hat eine Taxe, welche der Wirth, nach Maafgabe seiner Wohlhabenheit, oder Dürftigkeit, seiner guten oder bösen Laune, bald erhöheth, bald mildert. Die Strenge dieser Sittenlehrer thut den Haerlemmer Gärten viel Schaden, denn die mehesten Holländer begnügen sich, diese Gärten ein oder zweymal in ihrem Leben gesehn zu haben, und also nehmen die Geschenke, die man beim Austritt aus dem Garten zu machen pflegt, verhältnißweise ab. Man kann es um so mehr entbehren, diese Gärten zu sehn, da man eben dergleichen an vielen andern Orten in Holland findet. Haerlem übertrifft in diesem Stücke die andern Städte bloß durch die Menge, und Größe der Gärten, und durch den ausgebreiteten Handel, den die dasigen Gärtner treiben.

Auch fährt man zu dieser Jahreszeit auf irgend ein benachbartes Dorf, um Fische zu essen. Gemeinlich giebt der Mann seiner Frau und seinen Kindern diese Lustbarkeit des Jahrs einmahl; einige nehmen,



men auch wohl einen Verwandten, oder guten Freund, mit. Dies ist die unschuldigste und wohlfeilste Lustbarkeit von dieser Art. Denn weil dabey nicht gelacht, ja nicht einmahl gesprochen wird, so finden die Gastwirthe gar keinen Anlaß, eine so traurige Gesellschaft zu schnellen. Oft versammelt sich eine große Gesellschaft zu diesem Endzweck. Dann nehmen die Gastwirthe Gelegenheit, ihren Schnitt zu machen. Sie geben sehr wenig, und lassen sich grausam bezahlen. Ein elender Gastwirth zu Scheveningen ließ sich vor Kurzem von einer Gesellschaft, die daselbst zu Mittag speiste, bloß für das dazu hergegebene Feuer und Wasser und für das Zimmer, das er dazu eingeräumt hatte, vierzig Gulden bezahlen. Als einer von der Gesellschaft ihm zu verstehen gab, daß er zu viel forderte, sagte der Wirth, daß er vielmehr zu wenig gefordert hätte. Denn, meine Herren! sagte er, Sie haben mir mein Bett verdorben, weil Sie sich mit den Damens darauf gesetzt haben. Dabey haben Sie so viel Lärm gemacht, daß viele Leute, welche Willens waren, bey mir abzustiegen, in dem gegen überliegenden Gasthose abgestiegen sind. Ihre Leute haben die ganze Küche für sich eingenommen; meine Leute haben beständig Wasser und Holz zutragen müssen; für mich hat gar nichts im Hause gethan werden können, und der ganze Tag ist für mich verlohren. Man mußte nur eilen, die vierzig Gulden zu bezahlen, damit er sich nicht besinnen möchte, daß er sich vielleicht noch zu seinem Schaden verrechnet hätte.

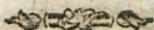
Hier im Haag gehn die Bürgerleute und das gemeine Volk, besonders aber die Weiber und Mädgens,

gens, in der schönen Jahreszeit haufenweise nach Scheveningen. Sie gehn zu Fuß bis an das Städtthor, wo sie einen Phaeton finden, der sie, die Person für zweyen oder drey Kreuzer, nach dem Dorfe fährt. Gasthöfe giebt es da in Menge, einen so schlecht wie den andern. Indessen steigen sie doch daselbst ab, um Thee zu trinken, der noch schlechter ist, als album græcum oder Affa foetida. Dieses Getränk wird langsam ausgeschlürft, und setzt, seiner Abscheulichkeit ungeachtet, alle Weiber und Mädgens in eine so lustige Laune, daß man sagen mögte, sie wären weintrunken. Bey ihrer Zurückfahrt nach der Stadt thun sie nichts, als singen, und die Vorübergehenden hohnneckeln. Ihr Gesang, ein wahres Gänsegeschnatter, beleidigt das Ohr, zumahl der Fremden, die aus den Ländern kommen, wo jedes Mitglied des Pöbels den Opernsängern nachäfft. Viele Menschen fahren auch nach Scheveningen, um sich in dem Meere zu baden. Ich habe mir dieses Vergnügen auch einmahl machen wollen, und ging dahin in Gesellschaft einiger Holländer, die meine gute Freunde waren. Die Fischerweiber und Mädgens dieses Dorfs erriethen unsere Absicht. Sie folgten uns haufenweise nach, und boten sich an, unsere Kleider zu verwahren. Meine Freunde, die das schon gewohnt waren, nahmen ihr Anerbieten ganz willig an. Sie entkleideten sich in ihrer Gegenwart und sprangen ins Meer. Bey ihrer Zurückkunft gaben die Mädgens ihre Kleider zurück, und halfen ihnen sich abzutrocknen. Diese Höflichkeit erzeigen sie einem jeden, der sie bezahlt. Indessen reizten sie mich im geringsten nicht; denn sie stinken, wie unsre Kapuziner, und sind auch beynahse eben so gekleidet; und das ist wirklich Schade, denn einige derselben sind recht schön.

Dr. üb. Holland zweyt. Th.

I

Die



Die Jahrmärkte von Amsterdam, Haerlem, Rotterdam, Leyden, und besonders die im Haag verursachen auch einige Vergnügungen, aber von der schweigenden und unbelebten Art, welche die Menschen bloß antreibt, von einer Krambude zur andern zu schleichen, und die Waaren mit müßigen Augen zu betrachten. Uebrigens dienen diese Märkte bloß dazu, daß die Kleinhändler ihre sehr mittelmäßige Waaren auf demselben viel theurer verkaufen, als eben diese Waaren währendes Markts, in ihren eigenen Läden zu haben sind. Ein Fremder hofst gemeinlich, auf diesen Märkten die außerordentlichsten und köstlichsten Sachen aus allen vier Welttheilen zu finden, und diese Vorstellung von einem holländischen Markte ist sehr natürlich. Im Grunde aber machen diese Märkte einen auffallenden Abstich mit dem Handel von Holland. Ein Liebhaber von Seltenheiten, ein Mann von Geschmak findet schlechterdings keine Waaren da, die er kaufen mögte. Deutsche Eisenkramerswaaren von dem schlechtesten Geschmak, sehr mittelmäßiges Silbergeschirr, elende Kupferstiche von Basam und Augsburg, Landkarten, worunter keine einzige von d'Anville, Schweizerische und Deutsche Leinwand, die man für Indianische ausgiebt, sehr wenige und dabei ganz alltägliche, physikalische Instrumente, gemeines Tuch von Leyden, sehr schlechte Kanten, wohlriechende Wasser, Pomade von der kläglichsten Beschaffenheit, und endlich bey den Modehändlerinnen — garstige Krankheiten — das sind so ungesehr die Hauptartikel, die man auf diesen Märkten haben kann. Die mehresten Kaufleute, die da feil haben, sind Italiener, Brabanter und Deutsche, die zu Amsterdam und Rotterdam wohnen, und Kleinhändler  
aus

aus der Stadt, wo der Jahrmarkt gehalten wird. Auch gehen die mehresten Menschen auf den Markt, nicht um etwas einzukaufen, sondern um die Leute und Waaren zu sehen, die da sind. Man spaziert umher, bis man irgend einen Tropf gewahr wird, der bey einer Bude stehen bleibt, um einen Handel zu machen. Gleich drängt sich alles um ihn herum, man begast die Sache, die er anfeilscht, hört Forderung und Gebot mit an, und unterdessen blasen ihm die mehresten dieser Neugierigen dicke Wolken von dem schlechtesten Tabaksdampf in das Gesicht. Schauspiele giebt es bey diesen Märkten selten. Zuweilen finden sich gemeine Tänzer ein; ein andermal läßt man einheimische mißgestaltete Kinder für Geld sehen, die man für Lapländer ausgiebt, oder einen Menschen, der beynabe sieben Fuß mißt, und aus dem man einen patagonischen Riesen macht, und dergleichen Betrügerereyen mehr. Wenn Sie einmal Affen, abgerichtete Vögel und tanzende Hunde, oder ein Kameel zu sehen bekommen, das ein Geschrey erhebt, als wenn es sich über das hiesige Klima beschweren wollte, so ist das schon sehr viel. Des Abends ist Gesellschaft in den Musko's oder Tanzböden, diesen Tummelplätzen der Ausschweifungen des Pöbels. Es gehn auch wohl ehrbare Leute zuweilen dahin, um zuzusehn, wie die liederliche Kerls mit sokratischer Mine, mit der Pfeife im Munde und mit einer Ernsthaftigkeit tanzen, daß man glauben sollte, sie wollten ihr Gebet verrichten, anstatt sich ein Weibsbild auszusuchen.

Dies sind nun alle Gelegenheiten zum Zeitvertreib, welche die Holländer haben. Es ist schwer zu begreifen, wie eine so reiche und polizierte Nation



sich an so wenigen Lustbarkeiten, Ergözüngen und selbst an so wenigem Genusse des Lebens begnügen kann, zumal wenn man dieselbe mit so vielen andern Nationen vergleicht, die sich unendlich mehr Gelegenheiten und Gegenstände der Ergözüng geschaffen haben, ob sie gleich unendlich kleinere Mittel haben, ihren Grillen zu folgen. Betrachten Sie nur die Deutschen auf der Jagd, an der Tafel, in ihren französischen und Nationalschauspielen, in ihren gepuzten und maskirten Bällen, in ihren Schlittensfahrten, in ihren Gasthöfen, in ihren Konzerten, in ihren Jahrmärkten, in ihren Thiergärten, die voll Wirthshäuser sind, und vergleichen Sie dieselbe mit den Holländern, die sich so wenige Vergnügungen machen, und in denen, die sie sich machen, noch dazu so enthaltsam sind, so wird es Ihnen schwer werden, zu begreifen, wie zwei benachbarte Nationen in ihrem Geschmack und Leidenschaften so verschieden seyn können, und wie sich eine Nation, die die Mittel hat, alle Leidenschaften zu Ergözülichkeiten zu befriedigen, deren so wenige genießt, unterdessen die andere alles auf Vergnügungen wendet, und sich größtentheils damit zu Grunde richtet.

### Drey und zwanzigster Brief.

Urtheil über den Luxus der Holländer, so wie über ihren Hang zur Wirthlichkeit. Vergleichung ihres Luxus mit dem Luxus anderer

anderer Nationen. Betrachtungen über  
den Luxus und die Anwendung des Geldes  
mit Rücksicht auf die holländische Nation.

Die Holländer geben sich selbst einen zu großen  
Luxus Schuld; von Fremden hingegen werden  
sie einer zu großen Wirthlichkeit beschuldigt. Von  
diesen widersprechenden Urtheilen haben zuverlässig  
die Fremden Unrecht. Die wohlhabenden Leute  
in Holland sind, im Ganzen genommen, sehr geneigt,  
ihre Begierden zu befriedigen. Diese Nation hat  
aber nur wenig Begierden; mithin hat sie auch nicht  
viel zu befriedigen. Allein dieser Mangel an Be-  
gierden beweist noch keine besondere Wirthlichkeit,  
er verkündigt vielmehr eine Tugend, die den andern  
Nationen heut zu Tage ziemlich unbekannt ist. Der  
Holländer isset sehr wenig, sowohl zu Hause, als bey  
andern. Wenn er seinem Körper die zur Gesund-  
heit und Stärke nothwendige Nahrung aus Spar-  
samkeit versagte, so könnte man denselben mit Recht  
des Geizes beschuldigen. Da er aber mit dieser karg-  
lichen Nahrung die Bedürfnisse seines Körpers voll-  
kommen befriedigt, so muß man ihn vielmehr seiner  
Enthaltbarkeit wegen loben. Ein Vieltraß kann  
sich zwar mit dieser Mäßigkeit nicht vertragen; er  
wird immer behaupten, daß die Holländer zu wenig  
essen, und in ihren Küchen zu häuslicherisch sind —  
das ist denn aber auch das Urtheil eines Vieltraßes.

Alle Bürgerleute, fast alle obrigkeitliche Per-  
sonen, die mehresten Edelleute, selbst der größte Theil  
vornehmer junger Leute tragen Jahr aus Jahr ein,  
Kleider von schwarzen oder blauen Tuch. Nur sehr  
sel-



selten sieht man sie in einer reichen Weste, oder in einem mit Tressen besetzten Kleide. Ein Fremder könnte vielleicht glauben, daß man sich hier aus Sparsamkeit so kleidet. Allein dies ist nicht die Ursach; sondern die Holländer sind unter allen Nationen auf Gottes Erdboden diejenige, die Pralerey und Prunk am meisten hasset. Sie lieben Keinlichkeit und Bequemlichkeit, verabscheuen aber alles eitle Prunken, und ein schwarzes oder blaues Tuchkleid ist in der feuchten und dicken Luft von Holland viel bequemer, als ein Kleid von Moor oder Atlas, und für Leute, welche die Keinlichkeit lieben, müssen Tressen eine unausstehliche Tracht in einem Lande seyn, wo die Dünste der Luft und der Rauch von Torf und Torferde dieselben beschmutzen und schwarz machen. Nur den Parisern allein ist so viel Geduld und Eitelkeit zu Theil geworden, daß sie auf den kothigsten Straßen, die auf Erden zu finden sind, und in einer fast eben so garstigen und dunstvollen Luft, als die holländische ist, in Gallakleidern und schneeweißen Strümpfen umherhüpfen können.

Wenn man in England einen vornehmen oder reichen Mann auf seinem Landsitz besucht, so fällt es gleich in die Augen, daß man daselbst großen Aufwand macht. Man sieht es an der für die benachbarten oder vielmehr für alle Edelleute aus der Provinz beständig offenen Tafel; an dem Ueberfluß aller Arten von Wein; an der unendlichen Menge auf das Wohlseyn abwesender Personen wechselseitig ausgebrachter Gesundheiten; an den Bedienten, die alle von Bier und Wein glühen; an den Kutschern der Wegfahrenden, die so betrunken sind, daß sie sich kaum auf den Sitz erhalten können; an den weis-

läuf-

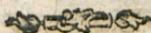
läufigen Gebäuden nach italienischer Bauart; an den mit Rothwild und Damhirschen angefüllten Thiergärten; an den Gärten, die man gezwungen hat, die Früchte und Garrengewächse solcher Gegenden hervorzubringen, deren Boden mit dem Boden von England nicht die geringste Ähnlichkeit hat; an den mit Obstbäumen aus allen Ländern bepflanzten Baumgärten; an den künstlichen Wäldern von Bäumen, die aus allen vier Welttheilen herbeugeholt worden, als da sind: Cedern von Libanon, Platanen aus Persien, irokesische Tulpenbäume, Balsamsteuden aus Kanada. u. s. w; endlich an der Menge von Pferden, Jagdhunden u. d. gl. Bey den Holländern schränkt die natürliche Mäßigkeit der Nation, die alle Verschwendung und Ausschweifung haßt, der überall von Flüssen durchschnitene, vom Meer überall eingeschlossene und von unzähligen Kanälen durchkreuzte Boden, die Beschaffenheit ihres Himmelsstrichs und ihres Erdreichs den auf vorbenannte Gegenstände zu machenden Aufwand nothwendiger Weise ein.

Wenn man in Italien, oder Frankreich, bey dem Landsitze irgend eines großen Mannes, oder reichen Kaufmanns, zu der Jahreszeit ankommt, wenn der Besitzer daselbst gegenwärtig ist, so kündigt alles die Gegenwart eines Mannes an, der Aufwand macht. Eine Menge Kutschen, Jagdwagen, Herren und Damen zu Pferde bedecken die Landstraßen hin und zurück. Müßige Bediente gehn in der Nähe spazieren, andere laufen hin und wieder, um die Herrschaften zu bedienen, und die Befehle seiner Hausofficiers zu vollstrecken. In den Gärten sieht



man die Herren mit den Damen scherzen, und hört das Geschrey der Kinder, die miteinander spielen.

Wenn Sie Sich in Deutschland der Residenz eines Landbarons nähern, so hören Sie gleich zuerst die Waldhörner, worauf die musikalischen Bedienten desselben blasen, theils um sich zu üben, theils um dem Pfarrer, den Pächtern und den Bauern des Dorfs ein Zeichen zu geben, daß der Herr aus dem Bett aufsteht, daß er sich zu Tische setzt, oder daß er zu Bette geht. Alle Jagdhunde begleiten diese Musik mit ihrem Geheul. Ganze Heerden von Gänsen, Enten und Truthähnen vervollständigen das Konzert mit ihrem Geschrey. Dichte bey dem Schloß sehen Sie den Informater, der mit entblößtem Schädel die Kinder Seiner Gnaden spazieren führt und mit martervoller Mühe zu verhindern sucht, daß sie ja keinen Augenblick die stolze Ernsthaftigkeit bey Seite setzen, die ihrer Geburt geziemt, und sie unterrichtet, wie sie ihren Gegengruß auf den Gruß des Dorfpfarrers, des Organisten, des Schulmeisters, der Frau Richterin und des Richters abzumessen haben. Am Schloßthor erblicken Sie einen Husaren, einen Grenadier, einen Füsilier, die zusammen die Truppen des gnädigen Herrn ausmachen, und an ihrer Spitze einen Korporal haben, der den Oberstab im Kleinen vorstellt. Diese Geschöpfe schneiden Gesichter, um Ihnen Furcht einzujagen, und Sie zu zwingen, den Hut abzunehmen. Gegen Mittag begegnet Ihnen der Pfarrer und der Richter, die mit entblößtem Haupt sich ehrfurchtsvoll nach dem Schlosse begeben, um die Ehre zu haben, mit ihrem hochgebietenden Herrn zu Mittage zu speisen. Etwas später kommt der Hofjude mit einer naseweisen Miene,



Miene, und den Fils auf dem Kopfe habend, weil der Herr seiner bedarf, um sich an dem Kammer-tische satt zu essen. Umher sehn Sie nichts, als dichte Wälder zur herrschaflichen Jagd, Felder und Aecker, welche von Hirschen und Schweinen verwü-ster sind, Bauern, die aus dem Forst zurückkommen, wo ihr Herr sie den ganzen Morgen beschäftigt hat, den Wald durchzuklappern, andre, die ihre Feldar-beit liegen lassen, um für den Herrn auf Hofedienst zu gehn, andre die frühzeitig ihre Arbeit unterbre-chen, um noch bey Tage ein paar Stunden zu schlaf-fen, damit sie des Nachts unbemerkt das Wild von ihren Saatsfeldern wegscheuchen können. Von allem dem sieht man nichts auf den holländischen Landsitzen. Da giebt's kein Getümmel; keine Spur von Hochmuth, Abgeschmacktheit, Naserey und Wildheit. Das ist schon viel, wenn Sie des Vor- oder Nachmittags die Damen und die Her-ren in einem Lusthäusgen am Ende des Gartens in aller Stille Thee trinken sehen. Das ist das ganze Lärm, das man hier auf dem Lande macht, wenn die ganze Gesellschaft bey guter Laune ist. Das geschieht aber nicht aus Geiz, daß man hier in solcher Stille sein Gericht Fische ißt, und seinen Thee trinkt mit den Freunden, die zum Besuch aufs Land gekommen sind; sondern weil es in dem Charakter dieser Nation ist, Ordnung und Stille zu lieben, und Lärm und Prunk zu verabscheuen. Die dicke und dunstige Luft macht hier alle Empfindungswerkzeuge dick und stumpf. Was aber den Holländern an Lebhaftigkeit abgeht, ersetzen sie durch Vernunft und guten Menschenver-stand. Dies hält sie von Thorheiten ab, weil ihr ge-sunder Verstand ihnen einen Abscheu vor den Narr-heiten andrer Nationen einflößt.



Die Franzosen, und besonders die Mayländer, Neapolitaner und Sicillaner mögen gern viel Bedienten halten, damit das Volk glauben soll, daß da das Haus eines großen Herrn oder eines reichen Mannes ist, wenn gleich dieser große Herr im Grunde nur ein Pächter und der reiche Mann nur ein verschuldeter Edelmann seyn sollte. Die Holländer hingegen wissen nichts von dieser dummen Eitelkeit. Sie halten gerade nur so viel Bedienten, als sie nöthig haben, und sie sehn es sehr ungern, wenn ihre Umstände sie nöthigen, viele zu halten. Sie wissen sehr gut, daß dieses Geschmeiß nur Verwirrung im Hause anrichtet und Unordnungen macht, daß einer sich immer auf den andern verläßt, und der Herr dadurch in die Verlegenheit kömmt, sich selber bedienen zu müssen, daß solche Leute, die weder Erwerbungsfließ, noch Erziehung haben, sich untereinander selbst verderben, und mit ihrem Sittenverderbniß sogar die Kinder der Herrschaft anstecken. Es geschieht also nicht aus Geiz, sondern aus Klugheit, daß sie so viel als möglich der Bedienten zu entbehren suchen.

Spielhäuser giebt es hier nicht, auch keine Gauner, (grees) weil hier niemand Lust hat, eine große Summe aufs Spiel zu wagen. Diese Leidenschaft bringt hier niemanden an den Bettelstab. Außer Amsterdam und dem Haag findet man sogar selten Leute, welche auch nur, ihre Zeit dem Spiel aufzuopfern, geneigt wären. Ist das Geiz, oder Menschenverstand?

Wenn Sie nun nach allem diesem Sich noch an dasjenige erinnern, was ich Ihnen in meinen vorigen Briefen von der Sittsamkeit der Holländischen Französinen, von ihrem wenigen Geschmak an Schau-

spiez

spielen, an lärmenden Ergötzlichkeiten und Lustbarkeiten zu melden die Ehre gehabt, so werden sie finden, daß diese Nation mäßig, nüchtern, vernünftig und von Geiz und Luxus gleich weit entfernt ist.

Indessen schreyt man hier sehr über den Luxus von Amsterdam und dem Haag, und verschiedene heutige Holländische Schriftsteller ziehn gegen diesen Luxus, als eine der Hauptursachen von dem Verfall des Handels, in dieser Gegend zu Felde. Man hat schon lange für und wider den Luxus gestritten, ohne daß man bis jezt noch über den Begriff einig geworden ist, den man mit diesem Worte zu verbinden hat. Wenn ein Professor der Moral, der sechs bis siebenhundert Gulden Besoldung hat, zu mir sagte, daß der oder iener Kapitalist zu Amsterdam, der dreyßig tausend Gulden Einkünfte hat, im Luxus lebt, weil er oft Gesellschaften auf seinem Landhause bewirthe, weil er eine Menge zahmes Vieh hält, fremde Vögel, ein Gewächshaus und Fischteiche unterhält; weil er ein schönes Naturalienkabinet, eine treffliche Büchersammlung, Silbergeschirr und Porzellan besitzt; weil er sechs Kutsch- und zwey Reitpferde hält, und seine Frau alle Konzerts besucht: so würde ich den Herrn Professor fragen, ob dieser Kapitalist die Geschicklichkeit hat, alle diese Ausgaben zu bestreiten, ohne sein Kapital und seine Güter anzugreifen, ohne die nothwendigen Vorschüsse zu vermindern, die zur Unterhaltung der Güter und Deckung derselben gegen alle unvorgesehene Unglücksfälle erforderlich sind. Bezahlet dies der Herr Professor, so würde ich ihn versichern, daß dieser Kapitalist des Luxus nicht bezüchtigt werden könne. Verneint er es, so würde ich ihm zugeben, daß dies wahrer Luxus sey, zugleich aber



aber behaupten, daß Erscheinungen dieser Art in Holland selten genug vorkommen. Der große Aufwand macht den Luxus nicht aus, sondern nur derjenige Aufwand, der das Kapital und die zur Unterhaltung und Verbesserung des Vermögens notwendige Vorräthe angreift. Hat man alles, was dazu erforderlich ist, bey Seite gelegt, so kann nur ein Geizhals das Uebrige vergraben, und nur ein Barbar sich anständigen Genuß versagen, um das Vergnügen zu haben, Klumpen Goldes zusammen zu scharren, ohne zu wissen, wie er davon Gebrauch machen soll.

Das Geld ist in diesem Lande so häufig, daß viele Menschen nicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Was soll man mit dem Gelde machen? Es zum Handel anlegen? Die sichern Gelegenheiten sind nicht immer vorhanden, und es hat auch nicht jeder die dazu gehörigen Kenntnisse. Soll man es aufhäufen? Dann ist es für den Umlauf verloren. Soll man es auswärtigen Fürsten borgen? Wenn sie Bankrott machen, so ist es auch verloren, und wenn sie die Zinsen richtig abtragen, so machen diese bald das Doppelte ja Dreyfache der Summe aus, wovon man sich los zu machen gedachte. Der beste Rath, meines Erachtens, ist, es, wo möglich, im Lande zu verthun, und wenn das nicht möglich ist, außer Landes, indem man sich Natur- und Kunstprodukte aus fremden Gegenden kommen läßt, und solche genießt. Diejenigen, die man damit beschäftigt, haben doppelten Vortheil davon, zum ersten vergrößern sie ihren Handel mit den Ausländern; denn da sie dem Ausländer seine Waaren abnehmen, setzen sie denselben in den Stand, ihnen dagegen die übrigen abzuhandeln; zum andern genießen sie die  
Rom-



Kommissionsprovision und den Profit, den sie bey dem Artikel von Emballage, Vöschungskosten und andren Speſen zu machen wiſſen. Außer den Kaufſteuten ſind bey dergleichen Beſtellungen auch noch Handarbeiter, Tagelöhner und Aufſeher, die ſich bey der Handlung ernähren, ihr Brod. Durch das Geld, das auf dieſe Weiſe außer Landes geht, wird des baaren Geldes im Lande weniger. Daraus entſpringt noch ein neuer Nutzen für das Publikum, dieſer nemlich, daß die nothwendigſten Bedürfniſſe, Lebensmittel und Arbeitslohn wohlfeiler werden. Dieſe Spekulationen paſſen freylich nicht auf alle Länder; ſelbſt nicht auf alle ſieben Provinzen der vereinigten Niederlande; ſie paſſen aber unvergleichlich auf die Provinz Holland, wo das baare Geld in ſolchem Ueberfluſſe iſt, und wo der Boden faſt gar nichts hervorbringt, wenn man dagegen rechnet, was die Menge von Menſchen, die auf demſelben lebt, nöthig hat, um ſich zu nähren, zu genießen und fröhlich zu ſeyn.

Herr van den Heuvel ſagt in ſeiner von der Haerlemmer Geſellſchaft gekrönten Abhandlung, daß der Luxus der Holländer alle Jahre ſehr beträchtliche Geldſummen nach andern Ländern zieht, und daß dadurch nach und nach der Reichthum des Staats ſich vermindern muß. Wenn dies geſchieht, ſo wird es, meines Dafürhaltens, ein großes Glück für den Staat und für die Unterthanen ſeyn. Die Lebensmittel werden alſdann viel wohlfeiler werden. Die fremden Nationen werden alſdann mit den Holländern handeln können, weil ſie alſdann denſelben mehr baares Geld geben können, und dagegen weniger an Provision und Speſen auf die Waaren verlieren, die ſie von denſelben empfangen. Es iſt unſchicklich in  
un



unfern Tagen, noch in dem Wahne des Übels zu verharren, der sich einbildet, daß nur der Geldüberfluß eine Nation reich und blühend mache. Würde eine Privatperson, die ganze Kasten voll Geld besäße, an allen andern Dingen aber Mangel litte, reich seyn, wenn sie sich nicht mit ihrem Gelde dasjenige verschaffen könnte, was ihr fehlt? Mit einer ganzen Nation hat es eben dieselbe Bewandniß. Was hilft ihr ihr Geld, wenn selbst der Ueberfluß ihrer Schätze sie außer Stand setzt, mit denenjenigen zu handeln, von welchen ihr Glück, ja ihr ganzes Daseyn abhängt?

Freylich braucht ein Volk, das, wie die Holländer, nicht ohne Handel leben kann, viel Geld; nur muß sich dies Geld bey demselben nicht übermäßig anhäufen. Umlaufen muß es, nicht allein innerhalb, sondern auch vorzüglich außerhalb Landes. Nun ist aber der angebliche Luxus ein Mittel, den zu großen Reichtum zu vermindern, und den zur Wohlfahrt der Holländischen Nation nothwendigen Umlauf zu erhalten, sowohl in Rücksicht auf die durch den Umlauf über das Land selbst verbreitete Wohlhabenheit, als auch in Rücksicht auf die durch die Wohlhabenheit hinwiederum den Ausländern dargebotenen Mittel, den Handel mit Holland zu unterhalten.

Der Luxus verdirbt aber die Sitten, wie man sagt. Das gebe ich zu, wenn der Luxus auf nichtswürdige Dinge verfällt. Ausgaben aber, die man für erlaubten Lebensgenuß, für Bequemlichkeiten, für Gegenstände des schönen Geschmacks hingiebt, führen gar nicht zum Sittenverderbniß. Sie erheben vielmehr den Geist, und verfeinern den Geschmack: und Vervollkommnung des Verstandes und Geschmacks muß

muß ja den Menschen vielmehr von der Verschlimmerung der Sitten abhalten, als ihn dazu verleiten. Holland, wo der Hang nach nichtswürdigen Kleinigkeiten kaum bekannt ist; beweist durch tausend Beispiele, daß man, für seine Bequemlichkeiten und für den Geschmack an den schönen Künsten, einen sehr großen Aufwand machen kann, ohne darum sich weniger zu bereichern, und ohne dadurch den Hang zu Ausschweifungen, Liederlichkeiten und nichtswerthen Dingen anzunehmen. Braamcamp hat sich aus dem Stande eines ganz gemeinen Bürgers zu dem Stande eines der vornehmsten und einsichtsvollesten Handelsherrn emporgeschwungen, der ganz erstaunlichen Ausgaben ungeachtet, die er auf Schildereyen verwendet hat.

Die Holländer werden gewiß früh oder spät durch ihr eigenes Geld zu Grunde gerichtet, wenn sie nicht in Absicht auf die Arten, dasselbe anzulegen, ihre Denkungsart ändern. Wenn ihr Handel künstig noch blüht, so werden sie mit der Zeit die schläfrigen, unthätigen, oder mit keinem Erwerbungsleiß begabten Nationen in die Unmöglichkeit versetzen, ihnen irgend etwas abkaufen zu können, weil der reiche und betriebsame Holländer seine Waaren nicht mehr um einen Preis wird verlassen können, den arme Nationen zu erlegen im Stande wären. In diesem Falle werden den Holländern nicht dieselben Hülfquellen zu Gebote stehn, welche die Engländer haben, weil Hollands Boden weder Wolle, noch Korn, noch Stahl, noch irgend einen andern ersten Stoff hervorbringt, dessen die Ausländer nicht entbehren könnten. Wenn die Holländer im Gegentheil Unglücksfälle erleben, wenn ihr Handel noch mehr verfällt, es sey  
nun



nun durch den Eifer der andern Nationen in Absicht auf die Manufakturen, oder durch die Klugheit der auswärtigen Kaufleute, einen unmittelbaren Handel zu treiben, ohne sich holländischer Mittelspersonen zu bedienen; wenn die öffentlichen Fonds verlohren gehn, oder merklich abnehmen; wenn Fürsten oder Nationen, zum Nachtheil der Holländer Bankrott machen; wenn ihre Kolonien, auf welche sie so viel Geld hingegeben haben, zu Grunde gehn — dann ist ihr ganzer Reichthum ohne Wiederkehr verlohren, und da sie sonst nichts haben, als Geld, so sind sie alsdenn auch aller Mittel beraubt, sich wieder aufzuhelfen. Wollen sie sich aber einen wiewohl minder glänzenden, doch dauerhaften Wohlstand versichern: so müssen sie die Genueser zum Muster nehmen; Güter in Deutschland kaufen, wie die Genueser in der Lombardien, im Neapolitanischen und Sicilien gekauft haben; müssen die fruchtbaren Gegenden Deutschlands von den wilden Thieren reinigen, die sie verwüsten; müssen den unterdrückten Bauern die Freyheit wieder geben, den Handwerkern Mäßigkeit, Nüchternheit und Folgsamkeit beybringen, und die Fabrikanten lehren, wie sie ihre häufige, aber schlechte Manufakturen zur Vollkommenheit bringen sollen. Der Handel, der anfänglich Reichthum bringt, zieht am Ende Armuth nach sich. Das Beyspiel aller ehemals durch Reichthum berühmten Staaten würde dies schon hinlänglich beweisen, wenn es auch die bloße Vernunft nicht schon unwidersprechlich darthäte. Der Besitz liegender Gründe ist das einzige Hülfsmittel gegen die Armuth, die mit der Länge der Zeit allemahl aus der durch den Handel verursachten gar zu großen Anhäufung des Geldes entsteht.

Vier-

## Bier und zwanzigster Brief.

Peinliche Geseßgebung dieser Gegend. Seltenheit der Verbrechen. Gemüthsart der Matrosen. Die örtlichen Umstände dieses Landes sind den Bösewichtern sehr hinderlich. Gelindigkeit der Poltizen. Schlechte Eigenschaften der römischen Geseße. Zustand der Rechtsgelehrsamkeit.

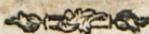
**I**ch kenne kein Land, wo die peinliche Geseßgebung so schlecht, und doch die begangenen Verbrechen so selten sind, als die sieben vereinigten Provinzen. Wären nicht deutsche Juden, verdächtige Weibsbilder, und Leute, die sich für französische Marquis und deutsche Barons ausgeben: so würden die Gefängnisse nicht allein in den minder beträchtlichen Städten, sondern auch im Haag, zu Rotterdam und Amsterdam fast immer ledig seyn. Seitdem die Manufakturen zu Leyden so sehr in Verfall gerathen sind, giebt es mehr als dreyßigtausend Arme, die bloß von den Almosen der Reichen und der Konsistorien leben: ins dessen hört man daselbst niemals von einem beträchtlichen Diebstahl, oder einem andern solchem Verbrechen, die aus der Armuth zu entstehen pflegen. Zween Knabenschänder ausgenommen, die im vorigen Jahre hingerichtet worden, weiß man sich in dieser Stadt keiner öffentlichen Hinrichtung zu erinnern. Binnen einer Zeit von siebzehn Jahren bin ich sechsmal in Amsterdam gewesen, und man hat mich versichert, daß während dieser Zeit nur zwo Personen zum Tode verurtheilt worden. Die Poltizey bedarf hier keiner

Dr. üb. Solland zweyt. Th.      R      Mar.



Marschallswache, keiner Häfcherhäufen, keiner Spi-  
ons, keiner Tagewächter, keiner bewaffneten Nacht-  
wächter, um die öffentliche Sicherheit aufrecht zu er-  
halten. Es werden hier nicht einmahl Spi-  
ons in den öffentlichen lieberlichen Häusern gehalten, da hin-  
gegen an andern Orten jeder ehrliche Mann in den  
Kaffeehäusern, in der Oper, in der Komödie, auf Lust-

Die örtlichen Umstände des Landes tragen in-  
dessen nicht wenig dazu bey, die kleine Anzahl von Bö-  
sewichtern im Zaum zu halten, welche ihre boshafte  
Gemüthsart zu freywilligen Verbrechen hinreißen  
möchte. Die Seeleute, welche überhaupt von ziemlich  
roher und grober Gemüthsart sind, haben unter sich  
manche wilde Kerls, Betrüger und Spitzbuben. Die  
ungeschliffensten suchen gern Handel mit jedermann.  
Die mehresten führen breite Messer; und man darf  
nur den mindesten Wortwechsel mit denselben haben,  
so läuft man Gefahr, mit Messerschnitten gemißhan-  
delt zu werden. Indessen begeht auch so gar dieses  
Gesindel keine Mordthaten, auch nicht solche Haupt-  
verbrechen, worauf die Todesstrafe steht. Diese  
Schel-



Schelme sind kalteblütig genug, um sich durch die Rücksicht auf die Strafe davon abhalten zu lassen, welcher sie in einem Lande, wie Holland, schwerlich würden entweichen können. Der überall von Kanälen durchschnitene Erdboden, die beständig mit Menschen angefüllte Landstraßen, die weiten Ebenen ohne Gehölz, der Mangel an Wäldern und Abwegen, sind lauter Hindernisse der Entweichung. Wenn dies nicht wäre, so würde das kalte Blut, das in den Adern dieser schlechten Menschen schleicht, gewiß mehrere und größere Verbrechen hervorbringen, als anderwärts die zu große Lebhaftigkeit und die Hitze der Leidenschaften zu erzeugen pflegt. Ich glaube nicht, daß in Italien, diesem Vaterlande der Mordschelmdörder, wo dieselben, wegen der geringen Vorsichtigkeit, die man anwendet, ihre Flucht zu verhindern, wegen der Strafflosigkeit, worinn alle Vornehme und zugleich alle in ihrem Solde stehende Bösewichter leben, und wegen des Uebergewichts, das man den Vornehmen, den Damen und den Prälaten über die Geseze einräumt, von der Regierung so zu sagen geschützt werden — ich glaube nicht, sag ich, daß in diesem Lande jemals irgend einem Fremden begegnet ist, was dem Descartes begegnete, als derselbe auf einer Westfriesischen Barke nach Holland reisete. Sie wissen, daß die fünf Matrosen, die die Barke führten, sich beredet hatten, denselben umzubringen, um sich seiner Habe zu bemächtigen, und daß dieser große Mann, der eine so wichtige Veränderung in dem menschlichen Verstande bewürkt hat, das Opfer dieser Bösewichter geworden wäre, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, ihre Sprache zu verstehen, und Muth genug, sie durch seine Drohungen zu schrecken.



Leibniz lief zwar dieselbe Gefahr in den venetianischen Gewässern; allein der Schiffer der ihn ins Meer werfen wollte, war bloß deshalb auf diesen Einfall gekommen, weil er in dem Sturm umzukommen befürchtete, dessen Entstehung er der schlechten Religion dieses berühmten Weltweisen zuschrieb, und sich einbildete, daß Gott diesen Augenblick dazu ausersehen hätte, denselben mit Sturm und Schifbruch dafür zu bestrafen.

Die peinliche Gerichtspflege ist hier sehr strenge und das Verfahren sehr ungereimt. Die Gerichtshöfe dieses zu Verbrechen so wenig geneigten und so pollicirten Volkes behalten noch immer die Folter bey, unterdessen klügere Gesetzgeber selbst bey Nationen, wo die Verbrechen häufig sind, fast nicht die geringste Sittlichkeit zu finden und der gute Menschenverstand selten ist, diesen unmenschlichen Gebrauch mit Recht abgeschafft haben. Die Beklagten, sie mögen schuldig oder unschuldig seyn, müssen sich hier zween Processen unterwerfen, es wäre denn, daß sie, um der Marter geschwinder los zu seyn, das ihnen angeschuldigte Verbrechen eingestehn. Wenn sie dies nicht thun, so fängt man mit dem außerordentlichen Proceß an, wovon die Folter ein Theil ist. Hat man durch diesen Proceß von dem Beschuldigten kein Geständniß erzwingen können, so erfolgt der ordentliche Proceß, worinn der Beklagte und der Fiskal nach der ordentlichen Vorschrift eines bürgerlichen Rechts Handels gegen einander verfahren. Die Richter thun bey diesem Proceße nichts, als daß sie die Partheyen anhören, ihre Sakschriften lesen, ihre Beweismittel prüfen, und ihr Gutachten über die etwa vorkommenden Zwischenpunkte, und über die von dem Fiskal ange-

angestellte Kluge fällen. Die Zeugen verhören sie blos über die von den Partheyen vorgeschriebene Artikel. Ich kenne keine andere Nation, wo dieser doppelte Proceß noch im Gebrauch wäre, indessen ist gar nicht zu hoffen, daß sich die Holländer in diesem Stücke sobald bessern werden, als andere Nationen sich gebessert haben, bey denen eben diese Albernheit vormals gebräuchlich war. Die Nation wird sich über dieses abscheuliche Verfahren nicht beschweren, weil ihre gute Sitten sie ohnehin dagegen schützen. Die Rechtsgelehrten denken nicht daran, dasselbe abzuschaffen, weil sie größtentheils an dem alten Scheldrian verhalten, und weit entfernt, an diesem Verfahren etwas grausames, wildes und verwerfliches wahrzunehmen, dasselbe vielmehr unverbessertlich finden.

Die Rechtsgelehrten dieses Landes mögen von keiner Verbesserung, weder der peinlichen noch bürgerlichen, Rechtspflege hören. Es ist noch nicht lange her, als der Präsident Schorer, den seine lange Praxis in den Stand gesetzt hat, die gute und schlechte Seite der in den sieben Provinzen eingeführten bürgerlichen Gesetze nach Verdienst zu würdigen, eine Schrift herausgab, worinn er bewies, daß die Römischen Gesetze, worauf sich das bürgerliche Recht dieser Provinzen gründet, gar nicht auf die physischen und moralischen Umstände, auf die Sitten, Gewohnheiten, Handlungsgebrauch, Lebensart und Denkart dieses Volkes passen. Es erfolgte eine Antwort darauf, die voll der größten und niederträchtigsten Schimpfwörter war; und nun ward an die Sache nicht weiter gedacht. Der Präsident wollte seine Würde nicht gegen die Narrheit eines dummen



Köpfigten Bösewichts aufs Spiel setzen. Alle andre Wissenschaften und Künste haben schon beträchtliche Fortschritte gemacht, weil die Menschen sich bemüht haben, sie von den Vorurtheilen, Unrichtigkeiten, Thorheiten und Finsternissen zu reinigen, womit sie durch Menschen verstellte worden waren. Man hat neue Methoden erfunden, die wahren Grundsätze aufgedekt, richtige Folgen daraus gezogen, Entdeckungen gemacht, und Erfahrungen angestellt, um dem wissenschaftlichen Theil derselben Bestigkeit und Zuverlässigkeit zu geben. In einigen dieser Wissenschaften ist man schon so weit gegangen, daß man der Vollkommenheit überdrüssig geworden ist, und Spielwerke an die Stelle der Gründlichkeit gesetzt hat, daß man falschen Schimmer der natürlichen Schönheit, Spitzfindigkeit der Einfalt, Wiß der Wahrheit und der Beurtheilungskraft vorgezogen hat; daß man das wesentliche verläßt, um sich einzig und allein der Einbildungskraft zu überlassen; daß man die Natur verachtet, um Hirngespinnste zu lieblosen, und sich von Wahn und Eigensinn misleiten zu lassen. Die einzige Rechtsgelehrsamkeit ist beständig so vernachlässigt worden, daß sie noch immer in derselben Finsterniß und Barbarey gleichsam begraben liegt, worinn sie in den Jahrhunderten der Unwissenheit und Wildheit verhüllt worden. Man hat sehr schöne Schriften über die römischen Gesetze; die holländischen Rechtsgelehrten haben sich hierinn vorzüglich hervorgethan; namentlich die Grocius, die Woodt, die Bynkershoek, die Huber, die Vinnius, und einige andre. Diese Werke sind sehr schätzbar und zum Verständniß und zur Erklärung des römischen Rechts unentbehrlich. Allein was ist denn dieses römische



mische Recht an und vor sich selbst? Ein Zusammen-  
mengeschmiere von Gesetzen verschiedener Völker,  
verschiedener Zeiten, verschiedener Rechtslehrer, ver-  
schiedener Regierungen, und verschiedener Kaiser,  
welches der Kaiser Justinian, einer der schwachsin-  
nigsten Fürsten, von geizigen und leichtsinnigen Leuten  
ohne Kopf, ohne Geschmack, und ohne Beurthei-  
lungskraft hat anfertigen lassen. Diese Gesetze sind  
Ueberbleibsel der in Förmlichkeiten verhüllten Rechts-  
lehre, welche die Patricier in den ersten Jahrhunderten  
der römischen Republik erfunden haben, um sich die  
Plebejer unterwürfig zu machen, und sich der Güter  
und Personen derselben ungeahndet bemächtigen zu  
können; Ueberbleibsel von Gesetzen, welche der römi-  
sche Senat in der Eil zu Athen, Sparta, und in ei-  
nigen andern griechischen Städten, durch solche Leute  
hat zusammenstoppeln lassen, die selber die griechische  
Sprache nicht hinlänglich verstanden, so daß man in  
Rom, nachdem sie dahin gebracht waren, einen  
Griechen kommen lassen mußte, um den Sinn davon  
ausfündig zu machen; Ueberbleibsel von den gelehrten  
Streitübungen der alten römischen Juristen über  
die Bedeutung der in den alten Gesetzen geradebrech-  
ten Worte; Ueberbleibsel der von diesen Rechtsgelehr-  
ten eingeführten Schikane, als sie vom Geist der  
Gesetze abwichen, um sich an den Buchstaben zu hal-  
ten; bloße Fragmente von den Schriften einiger  
Rechtslehrer, abgerissene Stücke von Gutachten, die  
dieselben den Leuten ertheilten, die sich bey ihnen  
Raths erholten, und aus welchen die Zusammen-  
stoppler noch die mehreste Zeit die Erzählung des  
streitigen Falles weggelassen haben; Restripte ver-  
schiedener Kaiser in Sachen, worüber die Statthal-  
ter



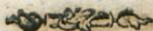
ter in den Provinzen, und einige Proceßführende Parthenen angefragt hatten; Gesetze, die von verschiedenen heydnischen, christlichen, klugen, dummen, geizigen, verschwenderischen, strengen, weichlichen Kaisern gegeben worden, die verschiedene Denkungsart und verschiedene Absichten hatten, und sich in ganz verschiedener Lage gegen ihre Unterthanen befanden. Und welches sind denn vollends die Gegenstände dieser Ueberbleibsel aus dem entferntesten Alterthum von Griechenland und Rom, dieser Fragmente von rechtsgelahrten Schriften, dieser Stücke von Rechtsstreitigkeiten, dieser Reskripte und verschiedenen Gesetze der Kaiser? Lauter Dinge, die auf unsere Lebens-, Denk- und Handlungsart, Sitten, Neigungen, Kontrakte und Testamente nicht mehr passen. Wir machen zwar noch Testamente, allein wir haben andere Absichten bey unsern Testamenten, und wie wir keine Sklaven mehr zu vermachen haben, die ein Hauptgegenstand des römischen Rechts sind, so vermachen wir dagegen viel andre Dinge, die den Römern völlig unbekannt waren. Wir machen noch Testamente, aber wir drücken uns ganz anders aus, als die Römer; und wie ihre Rechtsgelehrten eine unendliche Menge von Büchern und Abhandlungen geschrieben haben, um ihre verschiedene Ausdrücke zu erklären; so müssen wir nun auch wieder eine andere unendliche Menge von Abhandlungen haben, um die verschiedene Arten unsrer Ausdrücke zu erklären; und in der That haben wir eine unendliche Menge von Büchern über diese Materien, weil es uns noch an einem Gesetz fehlt, wodurch alles Bücherschreiben zur Erklärung der Willensmeynung und der Ausdrücke eines Menschen verboten, und dem

Rich-



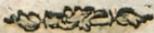
Nichtern aufgegeben würde, die moralischen und physischen Umstände der Person zu untersuchen, deren Willensmeinung erklärt werden soll, und alsdann sich lediglich an dem zu halten, was die gesunde Vernunft lehrt. Wir machen noch Testamente; aber wie die Römer in ihren Testamenten ihre eigene Grillen hatten, die von ihrer Denkungsart, Neigung, Sitten und politischen und religiösen Grundsätzen abhängen, so haben auch wir unsere eigene von eben diesen bey uns ganz anders, als bey den Römern, beschaffenen Dingen abhängende Grillen. Wie den Kontrakten hat es eben die Bewandniß. Wir schließen auch Kontrakte; haben aber bey unsern Kontrakten andere Absichten, andere Gegenstände und andre Grillen, die sich nach unsern Sitten, unserer Denkungsart, unsern Bedürfnissen, unserm Luxus, den verschiedenen Zweigen unsrer Handlung, den verschiedenen Waaren, die wir kennen gelernt und liebgewonnen haben, nach der Schiffahrt und tausend andern Sachen richten, die die Alten nicht kannten, oder keinen Gefallen daran fanden.

Und was haben denn endlich die Zusammenschmierer der unter dem Namen eines *Corporis iuris romani* bekannten Sammlung römischer Rechtslehren bey Zusammenstopplung ihres Werks für eine Methode befolgt? In den Pandekten haben sie Stellen aus Schriften der Rechtslehrer aus jedem Jahrhundert der Stadt Rom, und aller ihrer von einander abweichenden Sekten, die daselbst entstanden waren, bey tausenden auf einander gehäuft, ob dieselben gleich auf tausend verschiedene Anfragen und bey besondern Fällen abgefaßt waren. Eben so haben sie in dem Eoder tausend Reskripte von verschiedenen Kaysern auf



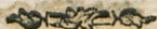
auf tausend besondere Anfragen und bestimmte Fälle gesammelt. Nach allem diesem wird mir doch erlaubt seyn zu fragen; wenn wir gleich voraussetzen wollen, daß diese veraltete Entscheidungen und Reskripte, die sich so wenig zu unsern Zeitumständen schicken, zu damahligen Zeiten nützlich und brauchbar gewesen, woran ich noch sehr zweifle; ist es vernünftig, zu verlangen, daß eben dieselben Entscheidungen und Reskripte der Rechtsgelehrsamkeit unsrer Zeiten zur Grundlage dienen sollen? Wenn wir auch voraussetzen wollten, daß unter so viel tausend unsern Sitten und unserm ganzen Wesen nicht anpassenden Entscheidungen und Reskripten, tausend befindlich wären, aus denen wir Einsichten, gute Beurtheilung und richtige Grundsätze zur Gerechtigkeitspflege schöpfen könnten, ist es vernünftig, von uns zu fordern, daß wir so viel tausend unbrauchbare Gesetze studiren, und den größten Theil unserer Zeit darauf verwenden sollen, um Grundsätze daraus zu ziehn, die uns, bey Beobachtung einer vernünftigen Methode, auf wenigen Blattseiten mitgetheilt, und von uns auf diese Weise ohne Mühe erlernt werden könnten? Ja, was noch mehr ist, selbst wenn wir voraussetzen wollten, daß in dem ganzen Wüste so vieler tausend über einander zusammengewälzten und lauter einzelne Fälle betreffenden Entscheidungen nichts veraltetes, nichts unnützes zu finden wäre, ist es vernünftig, uns eine so ungeheure Arbeit, so hartnäckigte Anstrengung, und so außerordentliche Geduld zuzumuthen, als zur Erlernung dieser Gesetze erforderlich ist, um uns dadurch erst in den Stand zu setzen, Gesetze gehörig einzusehen, die einem jeden faßlich seyn sollten, und es auch leichtlich seyn könnten, wenn die Landesobrigkeiten ihre Schul-

bigkeit



digkeit thun wollten? Und ist es endlich wohl billig, die nach Tagen und Umständen sich ändernde Rechtspflege auf eine so hartnäckigte, so schwere und so langwierige Arbeit und Anstrengung ankommen zu lassen, daß man alt wird, ehe man die Hälfte der Laufbahn zurückgelegt hat?

Wenn auch die römischen Gesetze, wie sie uns Justinian überliefert hat, keinen andern Fehler hätten, als diesen, daß sie fast alle nur einzelne Fälle betreffen, so wäre dies allein schon hinreichend, sie verwerflich zu machen. Die Einsicht des größten Geistes ist zu schwach, alle Fälle vorher zu sehen, und sie durch besondere Gesetze im Voraus zu entscheiden. Es ist also ein thörigtes Unternehmen, über einzelne Fälle Gesetze zu geben. Geschehene Thatsachen sind denen, die noch geschehen sollen, selten ganz gleich, weil immer einige Umstände dabey vorkommen, die eine beträchtliche Verschiedenheit oder doch einige Abstufungen darinn bewürken. Dann greift die Schifane gierig nach dem Buchstaben, und die Vernunft sieht auf den Geist. Daher entstehen Proceffe, die ohne das Gesetz nicht Statt gefunden hätten. Die Gesetzgebung ist also unvernünftig, wenn sie nur Gesetze für einzelne Fälle giebt. Ein weiser Gesetzgeber muß lauter allgemeine Gesetze geben, aus welchen die Entscheidung für einzelne Fälle ohne Schwürigkeit erfolgt. Wäre es auch möglich, alle Fälle vorauszusehn, die in der bürgerlichen Gesellschaft vorkommen können, so könnte doch unmöglich ein Mensch, er sey wer er wolle, die unendliche Menge von Entscheidungen lernen und behalten; noch weniger könnten Leute, die sich nicht gänzlich der Rechtsgelehrsamkeit widmen, jemals die geringste Kenntnisse davon erlangen. Untertanen in  
solchen



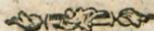
solchen Umständen würden also, bey einem ungeheuren Wust von Gesetzen, gerade so leben müssen, als wenn sie gar keine Gesetze hätten. Doch — ich irre mich; sie würden vielmehr so leben, als wenn sie bloß dazu Gesetze hätten, daß sie durch dieselben in allen ihren Unternehmungen gestört und behindert werden sollten, weil sie unmöglich jemals voraus wissen könnten, ob ihre Handlungen gesetzmäßig gut seyn würden, oder nicht. Nehmen Sie die Sache, wie Sie wollen, Sie werden immer finden, daß der Einfall des Justinian, Entscheidungen und Rescripte über einzelne Fälle zu Gesetzen zu erheben, die thörigste, ausschweifendste und schädlichste Grille ist, die jemals einem Fürsten in den Kopf kommen konnte.

---

### Fünf und zwanzigster Brief.

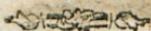
Fortsetzung der Betrachtungen über den jetzigen Zustand der Rechtsgelehrsamkeit in Europa. Grotius. Verbindlichkeit, welche die Rechtsgelehrten demselben schuldig sind.

**D**iejenigen, welche die Rechtsgelehrsamkeit bloß wissenschaftlich und nicht aus der Übung kennen; Leute, die Rechtsgelehrte sind, ohne von den Geschäften des gesellschaftlichen Lebens die mindeste Kenntniß zu haben, können nicht begreifen, warum die bürgerliche Gesetze nicht bey allen Völkern, oder bey einem und eben dem Volke nicht zu allen Zeiten gleich



gleich seyn können. Es giebt nur eine Wahrheit, sagen sie, und die Gesetze sind Schlussfolgen oder Regeln, die aus den Verhältnissen des Menschen abgezogen sind, auf unveränderlichen Wahrheiten beruhen und von Meynungen oder willkürlichen Einverständnissen schlechterdings nicht abhängen. Hat man also einmahl gute Gesetze ausföndig gemacht, so müssen diese Gesetze für alle Nationen und für alle Zeitalter gut seyn.

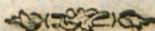
Wenn diese Herrn sich aus ihrer Studierstube heraus bemühten, um mit Menschen umzugehn und die Handlungen derselben zu untersuchen; und vergleichen die Thathandlungen einer Nation mit den Thathandlungen einer andern: so würden sie ganz andre Schlüsse machen lernen. Sie würden finden, daß die Bedürfnisse, die Hülfquellen, die Einsichten der verschiedenen Völker unendlich von einander abgehn. Sie würden gewahr werden, daß diese wenige Bedürfnisse haben und folglich auch nur auf wenige Hülfquellen denken; daß jene viel Bedürfnisse, und dagegen auch viel Hülfquellen haben; daß andre mehr Bedürfnisse als Hülfquellen, und wieder andre mehr Hülfquellen als Bedürfnisse haben. Diese Beobachtungen würden sie auf den Schluß leiten, daß es sehr lächerlich seyn würde, allen diesen Völkern einerley bürgerliche Gesetze zu geben, und bey dem einen von Bedürfnissen und Hülfquellen zu reden, wovon es gar keinen Begriff hätte, oder bey dem andern von Bedürfnissen und Hülfquellen zu schweigen, die doch den größten Theil seiner bürgerlichen Handlungen bestimmen. Sie würden finden, daß die Staatsverfassung gewisser Völker die Unterthanen in verschiedene Klassen eingetheilt hat, die verschiedener Vorrechte genießen und verschiedene Pflichten zu erfüllen haben



ben, unterdessen daß die Staatsverfassung bey andern Völkern nicht in so viele Klassen getheilt und selbst den verschiedenen Klassen nicht den Unterschied beigelegt hat, wodurch dieselben sich anderswo auszeichnen. Daraus würden sie den Schluß machen, daß es abgeschmakt wäre, den Bauern zum Beyspiel besondere Gesetze bey einer Nation zu geben, wo ein Bauer durch nichts, als seine Handhierung, von andern Bürgern unterschieden ist; wie es im Gegentheil abgeschmakt wäre, den Bauern keine verschiedene Gesetze bey einer Nation zu geben, wo die Regierung dem Edelmann, dem Kaufmann, dem Soldaten, dem Geistlichen, Rechte verwilligt, die sie dem Bauer versagt, und wo der eine Pflichten zu erfüllen hat, wovon der andre befreyt ist. Sie würden finden, daß einerley Dinge, zu einerley Zwecken bestimmt, verschiedene Gesetze nöthig machen, und das bloß wegen der verschiedenen Umstände, welche in verschiedenen Ländern eine verschiedene Form und Anwendung derselben erfordern. In Ihrem Lande zum Beyspiel hat man viele Verordnungen wegen der Mühlen machen müssen, damit die Müller sich nicht durch wechselseitige Entziehung des zum Betrieb der Mühlen nöthigen Wassers Schaden thun. Es würde eben so lächerlich seyn, wenn die Holländer dieselben Gesetze bey ihren Windmühlen annehmen wollten, als es lächerlich ist, daß sie ein fremdes Gesetzbuch angenommen haben, welches tausend Gesetze über solche Dinge enthält, wovon man in Holland gar keinen, oder doch einen ganz andern Begriff hat. Sie würden finden, daß die Art sich zu nähren und der Grad der Hefigkeit in den Leidenschaften bey den Völkern verschieden sind, je nachdem der Himmelsstrich,

streich, unter welchem dieselben leben, sich mehr oder weniger von einander unterscheidet. Und daraus würden sie dann begreifen lernen, daß es die größte Unbilligkeit ist, strenge Gesetze für diejenigen zumachen, die nur gemäßigte Leidenschaften haben, so wie es von der andern Seite höchst unvernünftig seyn würde, Nationen, die heftige Leidenschaften haben, durch gar zu gelinde Gesetze im Zaum halten zu wollen. Sie würden fühlen, daß Todesstrafen bey Völkern, die den Tod nicht fürchten, nichts fruchten; bey Völkern hingegen, die gern alle Mühseligkeit des Lebens ertragen, wenn sie nur das Leben erhalten und also nichts so sehr fürchten, als den Tod, sehr nöthig und nützlich sind. Kurz wenn diese Theorienkrämer die Geschichte kennten; so würden sie wissen, daß die Bedürfnisse und Hülfquellen bey einem und eben demselben Volke sich veränderten, je nachdem dasselbe sich verfeinert, oder verwildert, reicher oder ärmer wird, und seine Verbindungen mit Ausländern vervielfältigt, oder sich auf sich selbst einschränkt. Und dann würden sie augenblicklich fühlen, daß die Gesetze, die sich für ein Volk im Stande der Wildheit schikten, demselben nicht mehr angemessen sind, wenn dasselbe sich verfeinert hat, und daß die Gesetze, die es hatte, als es nur noch wenige Bedürfnisse kannte, und nur wenige und einfache Mittel suchte, dieselben zu befriedigen, nun nicht mehr passend seyn können, nachdem seine Bedürfnisse vielfacher geworden, und es zu deren Befriedigung zahlreichere Hülfquellen aufsucht, die dem Eigensinn seines neuen Geschmacks gemäßer sind, als der Einfalt der Natur.

Diese Leute könnten sich durch ein sehr einfaches Mittel von dem Irrthum überzeugen, worin  
 sie



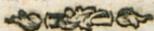
sie stecken, wenn sie glauben, daß die bürgerlichen Gesetze für alle Völker und zu allen Zeiten gleich seyn können. Sie dürften nur die Werke der Rechtsgelehrtheit, die in den beyden letzten Jahrhunderten bey den verschiedenen Nationen Europens herausgekommen sind, durchlaufen, und dieselben mit einander vergleichen. Bey dieser Vergleichung würden sie drey Dinge gewahr werden:

1) Daß die Gesetze und Sitten der heutigen europäischen Nationen sehr von einander abweichen. Vergleichen Sie zum Beyspiel das Werk des Italiensers Savelli, welches aus sieben Foliobänden besteht, mit der neuen Sammlung von Rechtslehren aus dem bürgerlichen, geistlichen und andern Rechten, welche jezt in Frankreich herauskommt: so werden Sie mit Verwunderung bemerken, daß zwey Dritttheile dieser beyden Werke keine andere Aehnlichkeit miteinander haben, als die aus der Benennung allgemeiner Materien entspringt, und daß in den einzelnen Theilen eine überaus große Verschiedenheit herrscht. Sie werden über einerley Materien Abhandlungen, Eintheilungen, Untersuchungen und Gesetze finden, die den Italienern schlechterdings unbekannt waren.

Vergleichen Sie die Anfangsgründe des Rechts von Blackstone, mit den Schriften des d'Argou und Boutaric: so werden Sie noch eine größere Verschiedenheit zwischen dem Rechte der Engländer und Franzosen wahrnehmen.

2) Daß das römische Recht dabey fast gar nicht in Betrachtung kommt, daß die mehresten der darinn abgehandelten Materien den Römern schlechterdings unbekannt waren, daß selbst diejenigen, die sie dem

Nach



Nahmen nach kannten, heut zu Tage eine ganz andere Gestalt haben, und daß unsre Sitten, unser Geschmack, unsre Einsichten, unsre Bedürfnisse, unsre Denkungsart und unsre Geseze dieselben im Einzelnen erstaunlich abgeändert haben.

3) Daß diese Verschiedenheit in den Gesezen und Sitten der verschiedenen heutigen Völker von der Verschiedenheit ihrer Gemüthsart, ihrer Leidenschaften, ihrer Lebensart, ihrer Betriebsamkeit, ihrer Regierungsform, ihres Himmelsstrichs, und so viel anderer örtlichen, natürlichen und sätlichen Umstände entspringt, und es folglich eben so unmöglich seyn würde, die bürgerlichen Geseze aller Völker über einen Leisten zu schlagen, als allen Staaten einerley Form, und allen Nationen einerley Beschaffenheit des Leibes und der Seele, einerley Empfindungsvermögen, einerley Denkungsart, einerley Leidenschaften und Einsichten und einerley Vorden und Erzeugnisse zu geben.

Alles dieses beweist, wie unvernünftig unsere Vorfahren gehandelt haben, die Nekriptensammlung des Justinian zur Grundlage unsrer römischen Rechtsgelehrsamkeit zu machen. Wir handeln aber noch tausendmal unvernünftiger, indem wir diese Geseze beybehalten, und sie auf den Universitäten lehren und anpreisen lassen, trotz allen Einsichten, die wir erlangt, trotz allen Verbesserungen, die wir in unsern andern Wissenschaften zu Stande gebracht, und trotz allen Fortschritten, die wir in der Weltweisheit gemacht haben.

Es ist ungemein belustigend, die Wirkung zu betrachten, welche die Verschiedenheit dieser Geseze, in Verbindung mit der Verschiedenheit der Gemüths-



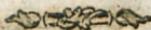
art und Einsichten der Nationen, auf die ausübenden Rechtsgelehrten gemacht hat. In England, wo die Gesetze alles umfassen, alles vorhersehen, alles entscheiden und der Willkür der Richter und Geschworenen gar nichts überlassen wollten, haben sie den Advokaten den Hang zur Schilane bengebracht, die sich überall an den Buchstaben des Gesetzes bindet, und sich um den Geist desselben gar nicht bekümmert, die die Spitzfindigkeiten und Umwege hervorfücht, und sich von der Gründlichkeit, Gleichförmigkeit und Billigkeit entfernt, die der Vernunftlehre und dem Menschenverstande den Krieg ankündigt, und sich bemüht, Nichtswürdigkeiten und Abgeschmacktheiten geltend zu machen. Ich will Ihnen nur ein Beyspiel davon anführen: In einem Proceß, den man im Jahre 1722 einem gewissen Christoph Layer vor dem Oberparlamente wegen Hochverraths machte, drückte sich der Advokat desselben, in seiner Anrede an den Kanzler, folgendermaßen aus:

„Der zweete Grund, die Klage abzulehnen, liegt in dem Worte *Christophorus*, welches mit einem *e* geschrieben ist. Eure Herrlichkeit weiß, daß dieses Mittel, eine Klage unstatthaft zu machen, ausdrücklich in der Parlamentsakte von den Worten, die nach einer falschen Rechtschreibung geschrieben, oder in unregelmäßigem Latein ausgedrückt sind, enthalten ist. Es war mir nicht möglich, Mylord! alle Auktoritäten, die ich über diesen Punkt anführen kann, mit hierher zu bringen, aber ich habe hier verschiedene der besten Wörterbücher, welche beweisen, daß das Wort *Christophorus* heißt, und ich glaube, daß meine Gegner mir kein einziges, aus einem klassischen, Griechischen oder Lateinischen Buche genommenes

Bey-

Beispiel entgegensetzen können, wo dieses Wort nicht mit einem o, niemals aber mit einem e, geschrieben wäre. . . Ich hoffe, Mylord! daß Eure Herrlichkeit mir verzeihen werde. Es kommt hier auf das Leben eines Menschen an, und wie ich mich nicht geru auf einen Grund berufen mögte, der in ähnlichen Fällen schon einmal verworfen worden, so darf ich auch noch weniger irgend einen Grund verwerfen, der dem Gefangenen wesentlich nützlich seyn kann, dessen Vertheidigung mir der Gerichtshof anvertraut hat. Ich komme nun zu den Worten, die in unregelmäßigem Latein ausgedrückt sind. *Compassatus et imaginatus fuit et intendebat*. Ich weiß nicht, ob man dieses Latein im Saale von Westminster wird gelten lassen; in den Schulen von Westminster geht es sicherlich nicht durch. *Et intendebat*. . . Dies *et* verbindet hier zwey Zeitwörter, die ein verschiedenes Zeitmaaß ausdrücken. *Compassatus et imaginatus fuit* steht in der vollkommenen vergangenen Zeit und *intendebat* in der unvollkommenen vergangenen Zeit. Warum hat man dieses letzte nicht so wie die beyden ersten nach den Regeln des klassischen Lateins in der vollkommenen vergangenen Zeit gesetzt? . . . Aus diesen Gründen u. s. w."

In Italien hingegen erlaubt die Rechtsgelahrtheit, alle Gesetze zu deuten und zu erklären. Diesem Grundsatz folgt ein anderer, nemlich, daß die Auslegung keinen Eigensinn verrathen müsse. Um also allem Verdacht von dieser Seite auszuweichen, hüten sich die Advokaten sorgfältig, selbst keine Schlüsse zu ziehn. Sie führen blos die Schriftsteller an, die vor ihnen geschrieben, und sich gleichfalls vor eigener Schlussfolgerung möglichst gehütet haben. Das vor-



nehmste Geschäft eines Italienischen Advokaten besteht also darinn, in irgend einem Schriftsteller die Entscheidung des vorliegenden Falles *in terminis terminantibus*, wie sie sich ausdrücken, aufzusuchen. Geht das nicht an, so muß er wenigstens Auktori-  
täten über Fälle beybringen, die dem Falle, den er unter Händen hat, möglichst ähnlich sind. Daher ist bey denselben die läppische Gewohnheit aufgekommen, nichts, ja nicht einmal die allereineuch-  
tendsten Sachen zusagen, ohne dieselben zugleich mit Anführung unzähliger Beweisstellen zu unterstützen. So fängt zum Beispiel ein Gutachten eines ih-  
rer berühmtesten Rechtsgelehrten an, dessen Werke gedruckt sind: „Der Markis de . . . . der im Jahre 1701 sein Testament gemacht hatte, wiederrief dassel-  
be nach zwey Jahren, denn der Wille des Menschen ist veränderlich bis an seinen Tod. *Iason Comment. ad Digest. Lib. 28. Tit. 3. Alexander Consil. Vol. 6. Consil. 7. N. 10. Oinotom. Instit. Lib 2. Tit. 17.* Dieser Widerruf hat zwischen den Erben, die im ersten, und denen, die im zweyten Testament eingesetzt waren, einen Proceß veranlaßt, denn das ist die gewöhnliche Wirkung des Verdrußes, wenn man sich in einer solchen Hofnung getäuscht sieht. *Decian. Consil. 23. n. 12. et 13. Peregrin. de Fideicom. cap. 27. n. 15. Trentacinque Consil. 12. n 23.*“ Mehr will ich nicht abschreiben, um Ihnen nicht gar zu viel lange Weile zu machen. In der Art ist aber das ganze Gutachten abgefaßt, und alle, oder doch beymahe alle, Italienische Advokaten arbeiten noch heut zu Tage in eben diesem Geschmal und mit eben dem Maasse von Beurtheilungskraft.

In

In Frankreich, wo der Willkühr außerordentlich viel und den Gesetzen fast gar nichts überlassen ist, legen sich die Advokaten ungemein stark auf rednerische Künste. Es hat daselbst einige gute Redner gegeben, und giebt deren noch, aber die juristische Beredsamkeit fängt schon an, erstaunlich aus der Art zu schlagen. Die mehresten Advokaten suchen nur Ruhm im Schwulst. Ihre Reden strozen von Metaphern, Allegorien, abgeschmackten und mit Haaren herbengezeirrten Gleichnissen, schwülstigen Ausdrücken, aufgeblasenen Redensarten und falschwitzigen Gedanken, die blos schimmern, ohne im geringsten gründlich zu seyn.

Von der Schreibart der Holländischen Advokaten kann ich Ihnen nichts sagen, weil ich die Sprache nicht hinlänglich verstehe, und mir daher nicht viel Mühe gegeben habe, Aufsätze von denselben zu bekommen. Wenn ich dem, was andre mir davon gesagt haben, trauen darf, so philosophiren dieselben viel, haben aber, im Ganzen genommen, eine zu weit-schweifige Schreibart. Ich kenne einige, die in der Griechischen und Lateinischen Litteratur wohl bewandert sind, einen feinen Geschmak und einen durchdringenden Verstand haben. Noch andere verbinden Philosophie mit der Rechtsgelehrsamkeit. Solche Advokaten müssen der Holländischen Justizverfassung nothwendig Ehre machen.

Die Rechtsgelehrten aller Länder haben einem Holländischen Rechtslehrer, nemlich dem berühmten Grotius, viel zu danken. Er war der Schöpfer einer Wissenschaft, die die Grundlage des ganzen bürgerlichen Rechts ist, und wovon alle Juristen der vorigen Jahrhunderte nichts gewußt haben. Durch



sie werden die Grundsätze des natürlichen, des Völker- und des Staatsrechts auseinander gesetzt und erklärt. Vor ihm hatten die Rechtsgelehrten nur einige Uebungskennnisse von diesen Gegenständen, und auch diese nur theils aus ihrem natürlichen Gefühl, und theils aus der Erfahrung. Ihre ganze Wissenschaft erstreckte sich also nur auf einige Grundregeln der Moral und des natürlichen, oder des Staatsrechts, die ihnen keine Kenntniß des ganzen Systems gewährten, und die sich auf keine Grundsätze stützten. Dggleich Grotius zur Absicht hatte, die Grundsätze des natürlichen, des Völker- und des Staatsrechts fest zu setzen: so gab er doch seinem Werke einen Titel, der dem ganzen Anfange seines Endzwecks nicht entsprach. Er nannte dasselbe das Recht des Kriegs und des Friedens; vermuthlich, weil er dasselbe zu einer Zeit herausgab, da Europa durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet war, und er also hoffte, daß dieser Titel, mehr als jeder andre, den Fürsten und Staatsministern der verschiedenen Nationen auffallen sollte.

Der Abbé de Condillac sagt in seinem *Cours d'étude*, daß die Grundsätze dieses ehrwürdigen Schriftstellers nicht immer genau richtig sind, daß er sie nicht genug aus einander setzt, und keine Methode beobachtet. Er giebt zu, daß derselbe gründlich philosophirt, sagt aber, daß es es schwer ist, ihm zu folgen, weil er sich die einfache Ordnung nicht zu eigen zu machen gemußt hat, die nur bey der genauesten Zusammenstimmung der Begriffe Statt findet, und alles Ueberflüssige verwirft; weil er seine philosophische Vorträge selbst dadurch verwirrt, daß er so viel Gelehrsamkeit verschwendet, um dieselben zu erklären; und weil

weil er seine Urtheile andern nachspricht, da er doch im Stande war, selbst besser zu urtheilen. Her Linguet beweist nicht Achtung genug für die Einsichten und Verdienste des Grotius; wenn er in seinem Vorbericht zu der *Theorie des loix civiles* von den Fehlern dieses Gelehrten spricht, die im Grunde nur die Fehler seines Jahrhunderts waren, zu welchem er sich herablassen mußte, und sich also ausdrückt: „Das berühmte Buch des Grotius vom Rechte des Kriegs und Friedens ist nichts, als eine schreckliche Sammlung Griechischer, Lateinischer und Hebräischer Schriftstellen. Es ist ein Wust von unverdauter mausstehlicher Gelehrsamkeit, ein Gewebe unverständlicher Abtheilungen und Unterabtheilungen. Um Beweise bekümmert er sich nicht; er citirt. Er wirft Streitfragen auf und macht sich Einwürfe und Schwürigkeiten, die er nicht durch seine Vernunft, sondern durch sein Gedächtniß aufzulösen bemüht ist. Man kommt gut weg, wenn er bey einem nichtsbedeutenden Worte nur ein Duzend Auktoritäten anführt. Er treibt diese gelehrte Verschwendung sogar bis zu unanständigen Ausschweifungen. Ihm ist alles willkommen; Homer, der heilige Augustin, Hesiodus, der heilige Chrysostomus, Ovidius, das Evangelium, geweyhtes und ungeweyhtes, alles rühret er unter einander. Die Kirchenväter erläutert er aus den Heydnischen Dichtern, und eine Stelle des Apostels Jakobus erklärt er aus Stellen des Terentius, Lukian und vieler andern eben so ehrwürdigen Ausleger. Einen Beweis davon findet man im 1. Buch, Kap. 2. Art. 8. Num. 16.“

Mag doch Grotius immer seine Fehler haben, soviel ist doch ausgemacht, daß er zuerst die Rechtsgelehr-



gelehrten in einer Wissenschaft unterwiesen hat, die sie nicht kannten. Jetzt müßte nur ein Mann aufstehn, der eben soviel Talente und Ruf hätte, als Grotius, und mit gleichem Glück eben diese Gegenstände auf eine der Natur derselben gemähere, und mit dem Nutzen des Publikums inniger verbundene Art abzuhandeln. Dazu wäre die Methode die beste, die der Verfasser der *Principes de la législation universelle* gewählt hat. Dieser scharfsinnige Schriftsteller fängt mit Auseinandersetzung der Verhältnisse des Menschen mit der Natur an, und geht alsdann zur Betrachtung der Verhältnisse des Menschen mit der Gesellschaft über, welches ihm Gelegenheit giebt, von der allgemeinen, häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft, von den Rechten und Pflichten des gesellschaftlichen Menschen, von dem Eigenthum und der Freyheit, den Gesetzen und Gewohnheiten, die den verschiedenen Arten des Eigenthums entweder beförderlich, oder hinderlich sind, nemlich dem persönlichen Eigenthum, oder der Freyheit, dem Eigenthum an fahrender Haabe, und endlich dem Eigenthum an liegenden Gründen, zu reden. In der Folge handelt er von Gütern und Reichthümern, und den damit verwandten Materien, als dem Ackerbau, den Künsten, der Betriebsamkeit, dem Handel, der Gleichheit des Reichthums und dem Luxus. Da in jeder bürgerlichen Gesellschaft, Folgsamkeit gegen Obere nöthig ist, so handelt der Verfasser zuerst von dieser Folgsamkeit überhaupt, und dann von derselben in den verschiedenen Klassen aller Personen, die zusammen genommen, einen Staat ausmachen. Dies führt ihn auf die unumschränkte Gewalt und auf die Macht der Gesellschaft. Nachdem er auf diese Weise  
den

den Menschen in seinen Verhältnissen gegen die Gesellschaft betrachtet hat, untersucht er auch die Verhältnisse der verschiedenen Gesellschaften gegeneinander. Nach diesem handelt er von der Nationalaufklärung, vom Glück der Gesellschaft, und von den ausdrücklichen Gesetzen.

Dies sind die wahren Grundlagen der Rechtsgelehrsamkeit. Dies sind die Materien, die ein Jurist von Grund aus inne haben, und seine ganze Wissenschaft darauf bauen muß. Läßt sich wohl was abgeschmackteres und unverschämteres denken, als daß man junge Leute damit martert, ihnen den Kopf mit tausend bürgerlichen Gesetzen vollzupropfen, und sie über alle die Rechte, wovon diese bürgerlichen Rechte abhängen, über die Natur der Fälle, die sie betreffen, und der Gegenstände, über die sie sich erstrecken, in der tiefsten Unwissenheit zu lassen. Jetzt lehrt man zwar Natur- und Völkerrecht auf allen europäischen Universitäten. Das ist aber nicht genug für Leute, die Rechtsgelehrte werden sollen; sie müssen außerdem noch von allem unterrichtet werden, was den Menschen in der Gesellschaft, und was den Staat glücklich oder unglücklich macht. Nur mit diesen vorläufigen Kenntnissen kann man von der guten oder schlechten Beschaffenheit der bürgerlichen Gesetze urtheilen, und bloß der Mangel dieser Kenntnisse ist Schuld daran, daß die bürgerlichen Gesetze aller europäischen Länder noch so schrecklich fehlerhaft sind. Wenn die Fürsten sich in den Stand setzen wollen, die bürgerlichen Gesetze ihrer Länder zu verbessern, und sich Unterthanen zuziehen wollen, die dieser Unternehmung gewachsen sind, so müssen sie vor allen Dingen den Professoren ihrer Universitäten auf-



aufgeben, die Jugend, die sich den Rechten widmet, in den Grundsätzen der Gesetzgebung zu unterrichten. Zu gleicher Zeit aber müssen sie denselben die Methode vorschreiben, die sie befolgen sollen, damit sie diese Wissenschaft nicht zu trocken, zu pedantisch, oder mit zuviel unnützer Gelehrsamkeit, abhandeln, nicht Definitionen, Abtheilungen und Unterabtheilungen, oder bloße metaphysische Grübelungen, statt gründlicher Schlussfolgen, und statt solcher Grundregeln zu Markte bringen, die sich auf Erfahrung gründen, und aus der Natur der Dinge selbst, und aus dem wahren wechselseitigen Verhältniß derselben abgezogen sind.

---

## Sechs und zwanzigster Brief.

Aus Leyden vom 1sten April 1779.

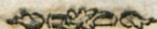
Betrieb der Künste, der Litteratur und der schönen Wissenschaften in den vereinigten Niederlanden. Geheimnisse einiger Handgriffe in verschiedenen Fabriken. Entdeckungen des Huygen und anderer holländischen Naturkündiger und Aerzte. Mahlerey. Tonkunst. Kupferstiche. Buchhändler. Öffentliche Versteigerungen.

So klein dieses Land und so stark auch die allgemeine Neigung der Einwohner zum Handel und zu den Fabriken ist, so sind doch Künste, Gelehrsamkeit

samkeit und schöne Wissenschaften daselbst höher getrieben worden, als in manchen weit größern europäis-chen Staaten, deren Einwohner weniger Erwerbungsfleiß haben, und sich nicht so sehr auf den Geldverdienst legen. Einige Künste sind in dieser Gegend erfunden, andere sind hier zu einen Grad von Vollkommenheit gebracht worden, wovon man anderswo nichts weiß. Die Holländer schreiben sich die Erfindung der Buchdruckerkunst zu, und behaupten, daß Lorenz Koster, Schöppe von Harlem, diese herrliche Kunst zuerst erfand, und eine mit goldenen Buchstaben über die Haushür dieses großen Geistes gefetzte Inschrift vertheibigt dieses Vorgeben öffentlich gegen die Maynzer, die dagegen behaupten, daß die Ehre dieser Erfindung ihrem angeblichen Zauberer, Johann Faust, und ihren Landesleuten, den Gebrüdern Konrad und Arnhold, gebühre. Der verstorbene Herr Meerman, der eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besaß, und der seinem Sohne, einem sehr verdienstvollen jungen Menschen, eine große Büchersammlung und ansehnliche Einkünfte hinterlassen, hat ein Buch herausgegeben, worinn er mit sehr bündigen Beweisen darthut, daß die Maynzer den Holländern diese Ehre mit Unrecht rauben wollen. Herr Visser, der hierüber, theils allein und theils in Gesellschaft mit Herrn Meermann, viele Untersuchungen angestellt hat, und der in der Geschichte seines Vaterlands und der Wissenschaften überhaupt sehr bewandert ist, könnte, wenn er wollte, die über erwähntes Buch in Deutschland herausgekommene Beurtheilungen widerlegen. \*)

Mit

\*) Aus Furcht, daß die hiebey zu machende Anmerkung für eine Note zu lang werden möchte, will ich



Mit noch weniger Ansehen des Rechts machen die Italiener dieser Nation die Erfindung des Fern- und Vergrößerungsglases streitig. Es ist bey nahe unwidersprechlich bewiesen, daß der wahre Erfinder dieser nützlichen Werkzeuge ein Brillenmacher zu Middelburg ist, der gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts lebte und Zacharias Janssen hieß. Er hatte seine herrliche Entdeckung einem bloßen Zufall zu danken. Er stellte nemlich eines Tages zwey Brillengläser in einer gewissen Entfernung gegen einander über, und ward gewahr, daß sich alle Gegenstände durch diese beyde Gläser dem Auge um ein beträchtliches größer darstellten. Gleich fing er an, über diese Erfahrung nachzudenken und brachte auf diese Weise die Ferngläser zu Stande. Eine bey nahe ähnliche Erfahrung leitete ihn auf die Erfindung des Vergrößerungsglases. Andere behaupten, man habe die Erfindung des Fernglases einem andern Holländer, nemlich dem Jakob Metius von Alkmar, zu danken, der auch das Zeugniß des Descartes vor sich hat.

In ganz Europa sind die Holländer, wegen der chemischen Werkstätten zu Amsterdam, berühmt, die eine so große Menge Geldes dahinziehn, und die sie ihren Grübelehen und ihren Kenntnissen zu danken haben, welche ihnen andere Nationen noch nicht haben ablernen können. Diese ihre Vorzüge bestehen in der Verfeinerung des Borax und Kamphers, in der Zubereitung des Mennigs, Zinnobers, des ätzenden  
Sublim

in einem der letzten Briefe diese Grille der Holländer kürzlich widerlegen, und die Ehre der Deutschen, in Absicht auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, zu retten suchen. Uebers.

Sublimats, des Oels von Muskateln, Nägelein, Rosenholz, Cassiafras, Zittwer, Zimmt und dergleichen, womit sie ganz allein handeln. Die Kunst, den Hering zu salzen und einzumachen, ist den Holländern so vorzüglich eigen, daß sie alle andre Nationen darinn übertreffen, obgleich dieses von einem Holländer erfundene Geheimniß seit langer Zeit allen Völkern bekannt ist, die sich mit dem Heringsfang beschäftigen. Eben die Bewandniß hat es mit der Kunst Blumen zu ziehn. Es giebt Gärtner, die sich nicht damit begnügen, bloß praktische Kenntnisse von ihrer Kunst zu haben, sondern sich bemühen, in die Grundsätze derselben einzudringen, und sie so weit zu treiben, als sie gehen kann. Der Universitätsgärtner zu Leyden, Niklas Meerburgh, hat die genauesten Zeichnungen von allen überaus seltenen Pflanzen herausgegeben, die sich in dem Garten dieser Universität befinden.

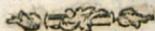
Das jährliche Austreten der Flüsse, und das beständige Streben des Meers, das Erdreich zu untergraben und wegzureißen, hat es diesem Volke zur Nothwendigkeit gemacht, auf die kräftigsten Mittel zu denken, wie man das Wasser bändigend und in sein Bett zurück treiben könne, und das sind Deiche, Schleusen und Windmühlen. Man findet in der ganzen Welt keine solche Deiche und Schleusen, als man in Holland, Seeland und Friesland sieht. Kunst und Wiß haben alle ihre Kräfte daran erschöpft und der Staat hat ungeheuere Summen darauf gewendet. Noch vor kurzem hat Herr Cornelis Redelikhbeyd eine neue Art von Schleusen erfunden, welche besonders dazu dient, einen Theil eines Flusses abzuleiten, wenn das Wasser so hoch steigt,



steigt, daß eine Ueberschwemmung zu fürchten steht. Sie erleichtert die Schiffahrt durch die weit leichtere und geschwindere Art, die Schleusenthore auf- und zu zumachen; und kann auch im Nothfall dazzu dienen, ein Land, oder Befestigung, schneller unter Wasser zu setzen, wenn man den Feind nicht durch andere Mittel abzuhalten vermag. Die Staaten haben die Wichtigkeit dieser Erfindung eingesehn und dem Verfasser eine Prämie zu erkannt.

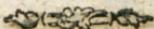
Unter den schönen Künsten ist die Mahlerey die einzige, worinn die Holländer sich hervorthun. Sie lieben die Tonkunst, aber ihre Empfindungsmittel sind nicht für dieselbe geschaffen. Die Vornehmen, die einige Erziehung genossen haben, finden Geschmack an der Bau- und Bildhauerkunst; unter den Holländern giebt es aber weder Baumeister, noch Bildhauer; in ihren Gärten stehen Kielkröpfe, aber keine Statuen. An Liebhabern von geschnittenen Steinen ist kein Mangel. Der berühmte Natter, der die Griechen so geschickt nachahmte, hat hier viel Geld verdient; aber Natter war ein Deutscher. Noch vor kurzem bezahlte man die Antiken mit hundert, hundert und funfzig, bis zweyhundert Dukaten. Allein die Ausrottung der Jesuiten hat den Preis davon heruntergebracht, weil ihre Umläufer seit dem viele verkauft haben, wie ich Ihnen schon sonst geschrieben habe.

Der Geschmack an Kupferstichen ist ziemlich allgemein. Viele Personen besitzen große Sammlungen davon. Herr Ploos van Amstel, ein Mann von seltenen Talenten, hat das Geheimniß ausfindig gemacht, schon abgedruckte Kupferstiche noch einmahl abzudrucken, oder von einem gedruckten oder gezeichneten



zeichneten Blatte, durch einen neuen Abdruck so viele Exemplare zu machen, als ihm beliebt, die alle dem Original so gleich sind, daß man sie nicht davon unterscheiden kann. Ich habe drey oder vier Kupferstiche von großen Meistern gesehen, von welchem er auf diese Weise zweyhundert Abdrücke gemacht hat. Wenn er sich jemals entschließt, sein Geheimniß zu entdecken, so wird man den Holländern die Ehre der Erfindung dieser neuen Art von Druckerrey nicht streitig machen, wie man ihnen die Erfindung der Buchdruckerkunst abstreiten will. Ungeachtet des Geschmacks der Holländer an Kupferstichen, kenne ich doch keine Künstler unter ihnen, die sich in diesem Fach hervorgethan hätten. Das Beste, was sie in dieser Kunst geliefert haben, sind Landschaften und possirliche Figuren. Weil aber diese Künstler die ungefällige Natur, die sie vor Augen hatten, zum Muster genommen haben, so fallen ihre Kupferstiche zwar bey dem ersten Anblick gut in die Augen, reizen aber nicht das Verlangen, sie öfter zu sehen. Es geht mit denselben, wie mit den Schildereyen ihrer besten Landschaftsmahler. Der Fleiß derselben und das Vollendete ihrer Arbeiten ist viel vollkommener als bey den italienischen Mahlern: aber die Natur, die sie zum Urbild wählten, ist so ekelhaft, daß ihre Nachahmung um desto widriger wird, je vollkommner sie ist. Wenn ein Fremder diese Mahlereyen sieht, so erstaunt er anfänglich über die vollkommene Vollendung derselben und über die possirliche Figuren, findet sich aber gar bald geneigt, den Einsall Ludwig des XIV. zu wiederhohlen, der bey einer ähnlichen Gelegenheit ausrief: Nehmt mir diese Nurmehiere weg!

Hätte



Hätte ich genugsame Kenntniß von der holländischen Sprache, so wollte ich Ihnen auch etwas von der Dichtkunst der Holländer sagen. Es giebt hier Bauern, Prediger, Buchhändler, Advokaten und Frauenzimmer, die Dichter sind. Der Bauer Poot hat sich darinn sehr hervorgethan, noch izt zeichnen sich zwey Frauenzimmer unter den Dichtern aus. Nach den Erläuterungen, welche mir Leute von Geschmack gegeben, habe ich die holländische Dichtkunst in Verdacht, daß es ihr an Feuer, Einbildungskraft und Geschmack fehlt, und daß sie durch Possen, die in das Niedrige fallen, und durch abentheuerliche Fantasteen sehr entstellt wird. Leute von Geburt und guter Erziehung werden zwar freylich nicht in diese letztere Fehler verfallen, es könnte ihnen aber doch wohl an dem starken Feuer gebrechen, das zur Begeisterung der Dichter erforderlich ist. Diese Stadt besonders wimmelt von Dichtern. Neulich haben sich diese Herren zu einer Art von Satire verketen lassen, von welcher ich Ursach habe zu glauben, daß sie nicht in dem Geschmack des Horaz und Boileau gearbeitet ist, weil sie ihnen einen Injurienproceß auf den Hals gezogen hat.

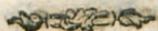
Die Fächer, worinn sich die Holländer am meisten hervorgethan haben, sind Litteratur, Weltweisheit und Arzneykunde. Von dieser Seite haben sie ein doppeltes Verdienst, theils, daß sie die berühmtesten Gelehrten zu sich berufen, theils daß sie selbst sich dergestalt auf diese Wissenschaften gelegt, daß sie neues Licht über dieselben verbreitet haben. Ihre Philologen haben sowohl in den griechischen, als lateinischen, klassischen Schriftstellern viele verdorbene Stellen berichtigt; manchen dunkeln Text verständlich gemacht;

gemacht; manche verborgene Alterthümer enthüllt, und uns die Dinge einzeln auseinandergesetzt, wovon jene Schriftsteller nur im Allgemeinen gehandelt haben. Es ist nicht zu leugnen, daß sie in ihren Noten und Erklärungen auch viel nichtswehrete Dinge, viel Pedanterie und viel unnütze Gelehrsamkeit ausgekramt; daß sie oft durch gar zu gewagte Kritiken, richtige und fehlerfreye Stellen verdorben; sich sehr oft bey Kleinigkeiten aufgehalten und die wichtigsten Sachen vernachlässigt; noch öfter über Wörter gestritten, und sich dabey einander wacker geschimpft, die Leser aber, denen es nicht sowohl um Worte, als um Sachen, zu thun war, über die ganze Materie, wovon die Rede war, in der größten Dunkelheit gelassen haben. Allein diese Fehler sind beynah die allgemeinen Fehler aller Philologen. Für das Wenige, das wir von ihnen gelernt haben, müssen wir ihnen vieles zu Gute halten, weil dieses Wenige für uns von Wichtigkeit ist. Wenn übrigens unter der Menge von Philologen sich auch die mehresten bey Wortkritiken aufgehalten haben, so hat es doch auch andere gegeben, die, wie Gronovius und Justus Lipsius, sich mehr damit beschäftigte haben, ihren Lesern die Sachen klar zu machen, als denselben den Wehrt der Worte vorzuzählen. Die Universität zu Leyden hat jetzt noch zween Professoren, die, bey eben den Talenten, aber bey mehreren Hülfsmitteln, bey eben demselben Geschmack im Grunde, aber bey feinem Gefühl für einzelne Schönheiten, dem Beispiel dieser beyden großen Männer folgen, die ehedem auf dieser Universität die schönen Wissenschaften lehrten, und dieselben Lehrstühle bekleideten. Ich meine die Herren Valkenaer und Ruhnken.

Dr. üb. Holland zweyt. Th.

M

Phis



Philologen gab es in Holland schon vor der Staatsveränderung. Weltweisheit aber und Arzneykunde, mußten erst diesen glücklichen Zeitpunkt abwarten, um in Verbindung mit gesunder Vernunft und Wahrheitsliebe auftreten zu dürfen. Physik und Astronomie hat dem Huygens, Zergliederungskunst aber und Arzneykunde dem Ruysch, die beyde im Haag geboren, und Zeitgenossen waren, Entdeckungen von der größten Wichtigkeit zu danken. Vom Huygens versichert man, daß er, noch vor Huzout, den Begriff vom Mikrometer gehabt. Auch hat derselbe die Kräfte schwerer Körper, vermittelst welcher sich dieselben nach dem Mittelpunkte neigen, oder davon entfernen, nebst den Verhältnissen dieser Kräfte, berechnet.

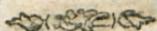
Ruysch, der im Jahre 1638 geboren ward, war zu gleicher Zeit ein trefflicher Zergliederer, Arzt und Naturkündiger. Von ihm haben wir gelernt, daß es in den Gefäßen des menschlichen Körpers, die zur Absonderung der wässerichten Feuchtigkeiten dienen, eine Menge Klappen, oder Balven, giebt, und er beschämte den unwissenden Stolz eines seiner Gegner, der das Daseyn derselben leugnete, dadurch, daß er ihm selbst über zweyttausend davon sehen und zählen ließ. Mit Hülfe einer bis jetzt noch nicht hinlänglich bekannten Methode, brachte er die Kunst, menschliche Körper zu zergliedern, und unverdorben zu erhalten, zur höchsten Vollkommenheit. Im Jahre 1666 präparirte er den schon verdorbenen Leichnam des englischen Vizeadmirals, William Berkeley, der in einer Seeschlacht zwischen der englischen und holländischen Flotte geblieben war, so geschickt und künstlich, daß er denselben mit dem Ansehen ei-

nes

nes lebenden Körpers nach England schickte. Der  
 Czaar Peter der I. auf seiner ersten holländischen  
 Reise im Jahre 1698 küßte in dem Kabinet dieses  
 großen Mannes, mit der größten Zärtlichkeit, den  
 Leichnam eines kleinen Kindes, das noch seine ganze  
 Schönheit beybehalten hatte, und ihn anzulächeln  
 schien. Bey der zwothen Reise im Jahr 1717 kaufte  
 er dieses ganze Kabinet und schickte es nach Peters-  
 burg. Ruysch, der damals neun und siebenzig  
 Jahr alt war, hatte das Herz, eine neue Sammlung  
 anzufangen, welche er noch vollkommner machte, als  
 die, die er verkauft hatte. Pflanzen präparirte er  
 eben so glücklich, als thierische Körper.

Graaf und Swammerdam, zween andere  
 große holländische Aerzte, hatten schon vor Ruysch  
 die Kunst ausfindig gemacht, die Körper, oder viel-  
 mehr die Gefäße derselben, mit Wachs einzusprühen.  
 Ihnen gehört die Erfindung einer Kunst, welcher  
 Ruysch die Vollkommenheit gab.

Leewenhoek, ein großer Naturkundiger und  
 Beobachter, war der Landsmann und Zeitgenosse al-  
 ler dieser großen Männer. Er brachte die Fern- und  
 Vergrößerungsgläser zur Vollkommenheit, und brach-  
 te mit der Verfertigung und fleißigem Gebrauch ders-  
 selben über sechszig Jahre zu. Diesen mikroskopi-  
 schen Beobachtungen haben wir unsre wichtigste  
 Kenntnisse von dem Sehenerven, von dem Blute,  
 dem Saft der Pflanzen, und der innern Bauart  
 der Bäume zu danken. Was ihn aber noch berühm-  
 ter gemacht hat, ist die Entdeckung der Saamenthier-  
 gen, die in erstaunlicher Menge im Saamen schwim-  
 men.



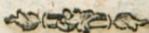
Hartsoeker, der sehr viel jünger war, als Leewen-  
 wenhoek, wagte es, dieser letzten Entdeckung zu wie-  
 dersprechen; das Publikum aber entschied für den äl-  
 testen, und der ungleich mehr Beobachtungen ange-  
 stellt hatte. Inzwischen machte sich dieser andre ge-  
 lehrte Holländer bald selbst berühmt durch seine eigne  
 mikroskopische Beobachtungen, und hauptsächlich  
 durch seine bekannte zwey Gläser zu Fernröhren, de-  
 ren eins sechshundert und das andere zwölfhundert  
 Fuß Brennweite hat; wie auch durch seinen aus ver-  
 schiedenen flachen gegeneinander gestellten Spiegeln  
 zusammengesetzten Brennspiegel, den er nach den  
 Grundsätzen des Paters Kircher zu Stande brachte.

Der Ruhm aller dieser großen Naturkündiger  
 und Aerzte ward durch den Ruhm des Boerhave  
 verdunkelt, der jene fast gänzlich in Vergessenheit  
 brachte. Schon bey seinen Lebzeiten, ward er dem  
 Hippokrates von einigen gleich geschätzt, von an-  
 dern gar vorgezogen. Er war auf einem Dorfe bey  
 Leyden geboren, und ward von der Universität dieser  
 Stadt, in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren,  
 zum öffentlichen Lehrer der Arzneykunde, Chymie und  
 Kräuterkunde ernannt. Er erwarb sich einen so groß-  
 en Ruhm, daß er aus allen Gegenden Europens ei-  
 ne ungeheure Menge Studirender und anderer Fremden  
 von allen Ständen nach dieser Stadt hinzog. So  
 bereicherte er die Stadt und sich selbst; und hinterließ  
 seinen Töchtern vier Millionen livres tournois. Jetzt  
 ist nicht der fünfte Theil der Studirenden in Leyden,  
 die damals da waren.

Diese Verminderung in der Anzahl der Studi-  
 renden, und der Verfall der Fabriken hat hier viele  
 tausend Familien in solche Armuth versetzt, daß sie  
 bloß

blos von den reichlichen Almosen der wohlhabenden Familien leben müssen, die ihnen entweder unmittelbar, oder mit Hülfe der Konsistorien Beystand leisten, denen sie große Geldsummen zuschicken, um solche unter die dürftigsten austheilen zu lassen.

Ich habe bey vielen vornehmen jungen Leuten, die jetzt auf dieser Universität studiren, einen großen republikanischen Fehler entdeckt, daß sie nemlich den Mißbrauch ihrer Freyheit so weit treiben, daß sie in ihrem Studiren alle Ordnung und alle Verwandtschaft der Wissenschaften umkehren. Junge Leute, denen ihre Hofmeisters, bey dem Privatunterricht, nur mit der äußersten Mühe die leichtesten Stellen des Kornelius Nepos, oder Justinus, verständlich machen können, hören dreist die Vorlesungen über verschiedene Wissenschaften mit an, ohne das Latein des Professors zu verstehen, und ohne den mindesten Begriff von der Wissenschaft zu haben, über welche sie lesen hören. Herr Pestel, Professor des Staats- Natur- und Völkerrechts hat weitläufige und gründliche Kenntnisse; er übertrifft weit den berühmten Vitriarius, der ehedem so viele Oestreicher und Bayern nach dieser Universität herzog. Herr Allamand, dessen wichtige und merkwürdige Zusätze Sie kennen, die er zu dem Werke des Herrn de Buffon gemacht hat, in dem Theile, der die Naturgeschichte der Thiere enthält, hält noch immer den Ruhm des Lehrstuhls der Naturkunde aufrecht, den der berühmte s' Gravesande demselben erworben hat, dessen Freund er bey seinem Lebzeiten, so wie sein Nachfolger nach seinem Tode war. Jemehr Verdienste aber die Professoren haben, desto reichlicher müssen die Studirenden die Kenntnisse besitzen,



die ihnen die Mittel erleichtern, ihre Lehrer zu verstehen. Allein die jungen Leute, welche wissen, daß sie frühzeitig zu Bedienungen entweder am Hofe, oder in den Provinzen, bestimmt sind, eilen zur Naturlehre, ehe sie die Geometrie und hinlänglich latein gelernt haben, und drängen sich gleich eben so eifrig zu den Hörsälen des Staatsrechts, ohne vorher die Kenntnisse zu erwerben, die demselben zur Grundlage dienen, und ohne diejenigen damit zu verbinden, die die natürliche Folge davon sind.

Die jungen Amsterdamer sind fast die einzigen, die ihr Studieren in der gehörigen Ordnung und natürlichen Folge abwarten. Sie fangen mit den schönsten Wissenschaften an, und endigen mit den Wissenschaften, welche mehr Aufmerksamkeit, mehr Nachdenken, mehr Fähigkeit, seine Begriffe miteinander zu verbinden, und mehr Weltkenntniß erfordern. Ich finde davon zwei Ursachen: erstlich sind die Amsterdamer von allen Holländern diejenigen, bey denen der meiste republikanische Geist herrscht. Ihre Kinder saugen diesen Geist mit der Muttermilch ein, er drückt sich tief in die jugendliche Seele, entwickelt sich und wird in derselben durch die ganze nachfolgende Erziehung verstärkt. Diesen Geist nimmt der Jüngling mit sich auf die Universität. Dergleichen Jünglinge studiren mit Vergnügen die griechischen und lateinischen Schriftsteller, die sämtlich Freunde der Freyheit sind, und wenden auch gern alle erforderliche Zeit auf den Unterricht, den man ihnen zum bessern Verständnisse dieser Schriftsteller giebt. Zweitens sind die Amsterdamer weder so gewiß, noch so begierig, Hofbedienungen zu bekommen, als die jungen

gen Leute aus andern Städten; daher eilen sie auch weniger, die Laufbahn ihres Studirens zu endigen.

Es sind noch vier andere Univerſitäten in den vereinigten Niederlanden, nemlich zu Utrecht, Franeker, Gröningen und Harderwyk. Die letztere ausgenommen, welche sich nicht sehr hervorgethan hat, können sie sich alle rühmen, von Zeit zu Zeit Professoren von großen Verdiensten gehabt zu haben. Amsterdam und Deventer haben auch öffentliche Schulen.

Man bemerkt nicht einen Schatten von Eifersucht zwischen diesen verschiedenen Univerſitäten. Keine bemüht sich, den andern die Studirenden zu entziehen, keine sucht, sich auf Kosten der andern ein Ansehn zu geben. Dazu sind die Holländer zu ehrlich. Uebrigens sind fast alle im Lande geborne Professoren aus guten Häusern und wohlhabend genug, um weder aus Muthwillen, noch aus Noth, die Anzahl ihrer Zuhörer durch Niederrückigkeiten zu vermehren zu suchen. Aus eben der Ursache schreiben die Holländischen Professoren weder Kompendien, noch anderes blos pedantisches Zeug, um ihre Studenten traktiren zu können, damit sie fortfahren, ihre Kollegia zu hören, oder um andere zu bewegen, daß sie die Hörsäle der andern Professoren verlassen.

Die Holländischen Gelehrten zeichnen sich durch ihre Rechtschaffenheit, durch ihre Mäßigung, durch ihren Widerwillen gegen allen Partheygeist, durch ihre Toleranz und Menschenliebe aus.

Unter der Geistlichkeit stehn indessen doch von Zeit zu Zeit Leute von andrer Denkungsart; diese werden alsdann vom Religionseifer getrieben — oder



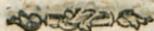
dieser Eifer ist vielmehr der Vorwand, hinter welchem sich unruhige Mitglieder einer, im Ganzen genommen, ruhigen und sanftmüthigen Gesellschaft verstellen, um solche Personen verfolgen zu können, deren Lehre sie hassen, oder deren Ruhm sie beneiden. Durch solche Leute wurden DesCartes und Bayle verfolgt, nur daß die Verfolger des letztern ihrer Verfolgung einen ungleich scheinbarern Anstrich geben konnten, als die Betrüger, die gegen den erstern wütheten. Es ist noch nicht lange her, als ein Rechtsgelehrter dieses Landes seinen Lehrstuhl verlassen mußte, weil er Dinge geschrieben hatte, die der Geistlichkeit mißfielen. Noch neuerlich hat sich gegen den gelehrten Uebersetzer der Mosheimschen Kirchengeschichte ein Sturm zusammengezogen. Dieser Uebersetzer ist selbst ein verdienstvoller Theologe, der sich durch seine Schriften viel Ruhm erworben hat; indessen mußte er durch Nachgeben den Sturm abzuwenden suchen (il a fallu conjurer la tempête.) Der christliche Sokrates des Herrn Eberhard hat sich gleichfalls den Holländischen Bannstrahl zugezogen; kaum war er zu Berlin in den Himmel versetzt, als man ihn in Holland schon dem Teufel in den Rachen schob. Den ehrlosen Jurieu (l'infame Jurieu) ausgenommen, weiß ich kein Beyspiel, daß jemals reformirte Französische Prediger in Holland sich in dergleichen Dinge gemischt hätten. Besonders kann man die Mäßigung nicht genug loben, welche die jezigen Französische Prediger beweisen. Die Aufführung jedes einzelnen Mitgliedes entspricht dem Geist vollkommen, der das ganze Chor beseelt. Herr de la Site, der im Haag eine der unparteylichsten gelehrten Zeitungen herausgiebt, die ich kenne, und der in dieser sei-

nen

ner Verbindung oft Werke recensiren muß, welche Grundsätze enthalten, die den Grundsätzen seiner eignen Kirche entgegen sind, ist immer so rechtschaffen, das zu loben, was er Gutes findet, ohne sich gegen dasjenige zu entrüsten, was er, seinen Grundsätzen gemäß, verwerflich finden muß. Herr Armand, der sich durch seine Beredsamkeit auszeichnet, hat vor kurzem seinen Eifer für die Toleranz durch ein Buch bewiesen, welches durch die Bündigkeit der angeführten Gründe auf den Geist der vornehmsten und wichtigsten Personen des Landes, zu dessen Besten er das Werk schrieb, den größten Eindruck gemacht hat.

Endlich unterscheiden sich noch die Gelehrten in den vereinigten Niederlanden von den Gelehrten anderer Nationen absonderlich durch drey Dinge:

- 1) Sie schreiben keine Kompendien, wie die Deutschen.
- 2) Sie machen keine heimliche Händel, um das Publikum zu hintergehen, und machen weder den Damen und großen Herren, noch den Gelehrten der ersten Klasse ihre demüthige Aufwartung, um sich von denselben einen Ruhm zu erbetteln, dem ihre Werke widersprechen, wie so viele Aftergelehrten unter den Franzosen.
- 3) Sie lieben weder das Widersinnige, noch die geringfügige Kleinigkeiten, die die Lieblingsgegenstände der mehresten Italienischen Schriftsteller sind; wie zu erschen aus dem Folianten des gelehrten Prälaten Guarnacci, welcher beweisen will, daß die Hebräer aus Aegypten, oder Kanaan, nach Toskana gekommen sind, von wo in der Folge Kolonien ausgegangen sind, welche nach und nach den Ueberrest von Italien, Sicilien, Griechenland, einen



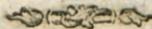
einen Theil von Deutschland und mehr andre Län-  
der bevölkert haben; — wie zu ersehen aus  
dem ganz neuerlich erschienenen Buche eines Pro-  
fessors der Arzneykunst, welcher behauptet, daß  
ein großer Theil unsrer Krankheiten daher entsteht,  
daß wir nicht auf allen Bieren gehn, wie die  
Schweine; — wie zu ersehen aus einem an-  
dern Buche eines andern berühmten Professors,  
dessen Verfasser in allem Ernste behauptet, daß die  
Seele eines Frauenzimmers in demjenigen Theile  
des Leibes ihren Sitz hat, welchen zu nennen einem  
jeden andern als dem Herrn Professor für eine Un-  
anständigkeit ausgelegt werden würde, und daß  
folglich dieser Theil der eigentliche Sitz der ganzen  
Frauenzimmerlogik ist. Ich übergehe mit Still-  
schweigen so viel neue lyrische Poesien auf den  
Tod irgend einer wunderschönen Perze (catella  
formosissima), die Hochzeitgesänge auf die Ver-  
heyrathung irgend einer Marlisinn, die prosaischen  
Schriften der Akademie della Crusca, die Son-  
nets und Dissertationen der Arkadier zu Rom, die  
Folianten über den ehelosen Stand der Priester,  
über den Gebrauch der Schokolade an Fasttagen,  
und über verschiedene andere noch viel nichtswürdi-  
gigere Anfangereyen.

Eben diesen Augenblick erfahre ich eine Anekdote,  
welche dasjenige zu bestätigen dient, was ich die Ehre  
hatte, Ihnen vorher von der Uneigennützigkeit der  
Holländischen Professoren zu sagen. Der Prinz  
Jusupoff, ein Russe von Geburt, der in den Gries-  
chischen und Lateinischen schönen Wissenschaften wohl  
bewandert war, kam von Paris nach Leyden zu einer  
Zeit, da die Universität Ferien hatte. Er wandte  
sich

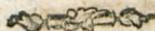
sich an den Herrn Professor Valknaer, und bat denselben, ihm außerordentliche Vorlesungen über die vornehmsten griechischen Schriftsteller zu halten, wofür er ihm eine seinen Verdiensten und seiner Bemühung angemessene Belohnung anbot. Herr Valknaer gab demselben folgende Antwort: Sie mögen so reich seyn, Prinz! als Sie wollen, so haben sie doch nicht Geld genug, mich dahin zu bringen, daß ich Ihnen auch nur irgend einen Theil meiner Ferien aufopfere. Der Prinz unterließ aber darum nicht, den Herrn Professor auf seinem Landhause oft zu besuchen, wo er Gelegenheit hatte, diesem Gelehrten zu zeigen, wie weit er es schon in der Griechischen Literatur gebracht hatte, und nahm ihn dergestalt ein, daß ihm derselbe, während den Ferien, ohne den mindesten Eigennuz, und blos zu seinem eigenen Vergnügen, weit mehr Vorlesungen hielt, als der Prinz, für die beträchtlichste Belohnung von ihm zu erbitten gewagt haben würde. Auf den deutschen protestantischen Universitäten haben weder die Professoren, noch die Studierenden, die mindeste Erhöhung. Das Jahr ist in zwei Hälften eingetheilt. Kaum haben die Herren Professoren das Honorarium für das eine halbe Jahr eingestrichen, so jagen sie schon, ohne zu verschmausen, dem Honorarium des andern nach.

Außerhalb Leyden hat man seit einiger Zeit die Naturkunde ein wenig vernachlässigt, und in Leyden selbst vernachlässigt man die Naturgeschichte wirklich viel zu sehr. Ein russischer Minister und ein Prediger werden es dereinst vielleicht dahin bringen, den Geschmack daran in Holland allgemein zu machen. Der erste ist der Fürst Gallizin, der, bey seinem

Ges



Geschmack an allen Wissenschaften und schönen Künsten überhaupt, ganz besondere Talente zur Experimentalphysik hat, so daß er solche bereits selbst mit neuern Erfahrungen bereichert und über einige Theile dieser Wissenschaft ein neues Licht verbreitet hat. Der andre ist Herr Martinet, Prediger in Zütphen, der eben jetzt einen Katechismus der Natur in verschiedenen Bänden herausgegeben hat. Ich habe die holländische Sprache nicht genug in meiner Gewalt um mich an die Lesung eines so dicken in dieser Sprache geschriebenen Buchs zu machen. Allein es hat überaus großen Abgang und jedermann liest es mit Vergnügen; dies beweist, theils daß das Buch gut ist und theils daß die Anzahl der Liebhaber der Naturkunde und Naturgeschichte bald zunehmen wird. Wenn die gesunde Logik erlaubte, auf das Verdienst eines Buchs aus dem Kupferstiche zu schließen, der davor steht, so würde ich fürchten, daß etwas Pedanterie mit untergelaufen wäre. Nichten Sie selbst. Diesem Werke das dem jungen Prinzen von Oranien, einem Sohn des Prinzen Statthalters zugeeignet worden, ist ein Titellupfer vorgezsetzt, auf welchem ein evangelischer Prediger steht, der mit tief in die Augen gedrückten Hut auf dem Kopfe, und einem Stecken in der Hand, einem jungen Herrn, der ehrfurchtsvoll seinen Hut unter dem Arme hält, verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte zeigt. Uebrigens giebt es vielleicht kein Land, wo man bey Privatpersonen so viel Naturalienkabinette und zu gleicher Zeit so wenig Menschen antrifft, die sich auf die Wissenschaft selbst legen. Das schöne Werk des Herrn Lyonnet über die Raupe, des Herrn Nozemann, Predigers der Remonstranten,



ten, über die Naturgeschichte der Vögel in den Niederlanden, welches sehr merkwürdig und wohl geschrieben ist, die Zusätze des Herrn Professors Allamand zu dem Werke des Herrn de Buffon, wovon ich vorhin Erwähnung gethan habe, das sind, soviel ich weiß, alle die Naturgeschichte betreffende Werke, die seit geraumer Zeit in Holland zum Vorschein gekommen sind, wo übrigens so sehr viele Bücher herauskommen.

In einem meiner vorigen Briefe habe ich Ihnen schon etwas von der Akademie der Wissenschaften zu Haerlem gesagt. Von allen mir bekannten Akademien läßt sich diese auf die mehresten Gegenstände ein. Sie beschäftigt sich mit der Naturkunde, mit der Naturgeschichte, mit der Handlung, mit der Mathematik, mit der öffentlichen Wirthschaft, mit der Geschichte, mit den Alterthümern und selbst mit der Bibel. Sie setzt alle Jahre Preise aus auf Abhandlungen über verschiedene Gegenstände und nimmt diejenigen, welche den Preis erhalten haben, unter die Schriften ihrer Mitglieder auf und läßt sie drucken. Ausländer finden die in dieser Sammlung gedruckten holländische Abhandlungen zu ausführlich und weitschweifig. Seit dem Jahre 1767 ist eine andre ähnliche Akademie zu Bliedingen in Seeland errichtet, welche denselben Endzweck hat, und Preise austheilt, wie die zu Haerlem.

Sie können leicht denken, daß in einem solchen Lande, wo man soviel Geschmack an Künsten und Wissenschaften hat, wo man soviel Muße zum Lesen hat, wo das Geld im Ueberflusse ist, wo selbst Bauern sich nicht scheuen hundert Gulden hinzugeben, um sich die Werke des Pensionnairs Carrs, und die va-  
ter.

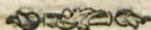


terländische Geschichte von Wagenaar zu verschaffen, die allein sechszig kostet, Buchhändler in Menge vorhanden seyn müssen. Man hat mir versichert, daß in dieser einzigen Stadt Leyden achtzig wohnen, unter welchen fünf oder sechs wohlhabend, und drey oder viere sogar reich sind.

Vordem waren die hiesigen Buchhändler durch ganz Europa sehr berühmt, sie hatten aber auch weit mehr Verkehr, als jetzt. Die Druckerey ist jetzt in dieser Gegend so sehr in Abnahme gerathen, daß man von den besten sonst herausgekommenen Büchern keine neue Auflagen giebt, ob das gleich heut zu Tage nöthiger wäre, als damals, um dem Verfall der Wissenschaften und der Verderbniß des Geschmacks vorzubeugen. Die Holländer sind genöthigt, sich die Werke der besten Schriftsteller ihrer eigenen Nation aus Deutschland zu verschreiben. Die jetzigen Buchhändler lassen nichts mehr drucken, als neue Bücher, und es ist überaus selten, ein gutes Buch bey denselben zu finden, wenn es etwas über funfzig Jahr alt ist. Auch lassen sie von auswärtens nichts, als so genannte Neuigkeiten, kommen. Will man andre Werke haben, so muß man ihnen ausdrückliche Commission geben. Doch nehme ich klassische Bücher davon aus, die man noch in ziemlicher Anzahl, theils cum notis variorum, theils ohne Noten, findet und zwar sowohl verschiedene alte als auch neuere Ausgaben derselben. Dies beweist, daß man hier nicht so thöricht ist, als anderswo, das Lesen der Griechen und der Römer zu verabsäumen, und daß die vereinigten Niederlande von jener schädlichen und so sehr herabwürdigenden Thorheit noch nicht sonderlich angesteckt sind, welche anderer Orten den Geschmack an nichts

nichtswürdigen Poffen, Bombast und Geschwätz, das man mit dem Namen der Beredsamkeit beehrt, hervorgebracht, und die Gelehrten selber an den Geist der Sklaverey und Niederträchtigkeit gewöhnt hat, den die klassischen Schriftsteller so herzlich verabscheuten.

Die Buchhändler, welche das ausschließende Privilegium haben, Zeitungen herauszugeben, haben den meisten Verdienst. Einige bezahlen für ein solches Privilegium der Stadt, die es ihnen verwilligt, jährlich einige tausend Gulden, und verdienen dem ungeachtet doch noch selber viele tausend Gulden dabey. Die Nachrichten, welche Privatpersonen in die Zeitungen einrücken lassen, bringen viel ein; sie lassen sich acht Groschen und drüber für jede Zeile bezahlen. Die Zeitungen werden hier in holländischer oder französischer Sprache gedruckt. Die letztern werden häufig in fremde Länder und hauptsächlich nach Frankreich verschickt. Unter denselben ist die Zeitung des Herrn de Luzac von Leyden die beliebteste, vorzüglich in Frankreich, weil der Verfasser derselben von englischen Angelegenheiten, und dem Verfahren der englischen Minister, sehr freymüthig spricht, und man darinn von vielen Sachen ausführliche Nachricht findet, wovon die französische Zeitungschreiber kein Wort sagen dürfen. Auch ist England das einzige Land, von welchem ein Zeitungschreiber freymüthig und sogar dreist sprechen kann, denn da es jedermann erlaubt ist, alle Unverschämtheiten drucken zu lassen, die nur irgend in dem Gehirn eines Nasenden erzeugt werden können, so können sich natürlicherweise auch auswärtige Zeitungschreiber gegen ein solches Land eben derselben Freyheit bedienen, die man in dem



dem Land selber hat, und das englische Ministerium darf eben so wenig eine solche auswärtige Zeitung in England verbieten, als es den Druck und Verkauf der Nationalzeitungen im Lande verbieten darf, sie mögen so ungeschliffen lauten, als sie wollen. In andern Ländern aber, und hauptsächlich in Frankreich wird eine Zeitung oft um die geringste Kleinigkeit verboten. Es ist also einem jeden Zeitungsschreiber überaus wichtig, mit Frankreich säuberlich zu verfahren, wenn er will, daß seine Zeitung daselbst gelesen werde. Der Haerlemmer Zeitungsschreiber, der seine Blätter in holländischer Sprache schreibt, ist weniger gebunden, er sagt dreist heraus alles, was er von den Höfen weiß, die ihm vor die Feder kommen. Die im Haag residirenden fremden Minister machen gemeiniglich kein Aufhebens davon, weil sie wissen, daß die holländisch geschriebenen Zeitungen nicht aus dem Lande gehn, im Lande selbst aber doch jeder die Freiheit haben will, und auch hat, über alles nach eignem Gefallen zu sprechen, wenn ihm auch die Zeitungsschreiber nicht den Anlaß dazu geben.

Amsterdamer und Haager Buchhändler geben gelehrte Zeitungen in französischer Sprache heraus. In der Landessprache erscheint nur eine einzige welche von geschmackvollen und vernünftigen Leuten sehr geschätzt wird. Die Verfasser dieser Zeitung schreiben nicht die Räthsel und andere Poffen aus dem Französischen Merkur, wiederholen nicht die Verläumdungen und Albernheiten der Zwenbrückischen Zeitung, nehmen nicht blindlings die Nachrichten und Urtheile anderer auf. Sie lesen selbst die Bücher, von denen sie Auszüge liefern, wie man solches aus den Zergliederungen, die sie davon machen, und  
aus



aus der Unpartheylichkeit, die sie beobachten, hinlänglich erkennen kann.

Ob es gleich, wie ich oben gesagt habe, nur sehr wenige Buchhändler giebt, bey welchen man andre Bücher findet, als die von einem Tage zum andern herauskommen, so ist doch kein Land in Europa, wo man sich so leicht, so geschwind und so wohlfeil, als in Holland, eine gute Büchersammlung anschaffen kann. Dies geschieht auf den Versteigerungen, oder Auktionen. Es ist hier sehr gebräuchlich, wenn jemand stirbt, daß die Kinder, oder andre Erben, mittelst öffentlichen Verkaufs, alle bewegliche und unbewegliche Güter des Verstorbenen losschlagen, die sie nicht selbst zu behalten für gut finden. Dies geschieht vornemlich, wenn mehrere Miterben sind, oder wenn der Verstorbene unmündige Kinder, oder etwas beträchtliche Schulden hinterläßt. In allen solchen Fällen sind die Büchersammlungen immer dasjenige, was man am wenigsten behalten mag. Selbst diejenigen, die das Lesen lieben, verkaufen die ererbte Büchersammlung, um sich eine nach ihrem Geschmak anzulegen. Bey solchen Gelegenheiten kommt man dann sehr wohlfeil zu sehr guten Büchern. Man übertreibt hier keine Bücher im Preise, als etwa die guten Ausgaben klassischer Bücher, wenn sie wohl erhalten sind, und juristische Werke von berühmten Verfassern. Andere Bücher werden fast blos, des sehr wohlfeilen Preises wegen, gekauft. Vor einem Jahre suchte ich bey vielen Buchhändlern die Uebersetzung des Diodor von Sicilien von dem Abbé Terrasson, und des Pausanias von dem Abbé Godyen — vergebens. Ich konnte nur die zween ersten Bände des Diodor aufstreiben, und gab zween Gulden dafür.

Dr. üb. Holland zweyt. Th. N



für. Dieses Jahr hingegen habe ich das Glück gehabt, in einer Büchersammlung, die versteigert ward, die übrigen fünf Bände des Diodor und das Werk des Pausanias zu bekommen, und das alles kostete mich auch nicht mehr, als zween Gulden.

---

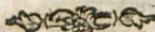
## Sieben und zwanzigster Brief.

### Staatsverfassung der sieben vereinigten Provinzen.

Ich würde mich schämen müssen, wenn ich Ihnen von Holland und den übrigen Provinzen der vereinigten Niederlande so vieles geschrieben, und doch die Staatsverfassung dieser Provinz mit keinem Worte berührt hätte. Freyhlich könnte ich Sie auf die Bücher verweisen, die davon eigentlich handeln; allein theils verwirren dieselben in etwas die vorgetragene Sache, theils kann man sie von manchen Fehlern und Unrichtigkeiten nicht frey sprechen. Und in der That ist die Staatsverfassung dieses Landes so verwickelt, daß es schwer ist, die angeführten Fehler gänzlich zu vermeiden.

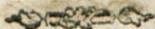
Vor der Staatsveränderung genossen die Provinzen, die Städte jeder Provinz, und der niederländische Adel überhaupt gewisser Vorrechte, die sie gegen die willkührliche Gewalt der Grafen sicher stellten, und unter den Städten einer und eben derselben Provinz, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Reichthums, ihrer Handlung, ihrer Größe und Bevölkerung, eine Art von Gleichheit erhielten. Diese

Vor



Vorrechte, die damals allerdings zur guten Ordnung gehörten, brachten zur Zeit der Vereinigung der sieben Provinzen die größten Unordnungen hervor. Die Provinzen, die sich zusammen verbanden, um sich in der Unabhängigkeit von der Krone Spanien zu erhalten, sogar die Städte einer jeden Provinz wollten sich auch in der alten Unabhängigkeit unter einander erhalten. Dieser Geist der Unabhängigkeit erzeugte ein Regierungssystem, bey welchem die Republik gleich bey ihrer Entstehung hätte zu Grunde gehn müssen, wenn sie nicht die Staatsklugheit des Hauses Oranien und der Charakter der Nation aufrecht erhalten hätte, der Nation, sag' ich, die mehr verständig als geistreich, mehr nachdenkend als aufbrausend, mehr mit ihrem Vortheil beschäftigt als gegen andre Leidenschaften empfindlich, langsam im Thun, und rasch in Erfindung der Mittel bey'm Nothfall ist.

Der ganze Grund, worauf die Staatsverfassung der sieben vereinigten Provinzen gebaut ist, ist der Vergleich von Utrecht, der im Jahr 1579 von dem Herzogthum Geldern, mit Einschluß der Grafschaft Zutphen, den Grafschaften Holland und Seeland, und den Herrschaften Utrecht, Friesland, Overijssel und Grönigen unterzeichnet worden. Kraft dieses Traktats behielt jede dieser Provinzen ihre Gesetze, ihre Obrigkeit, ihre Souverainität und ihre Unabhängigkeit bey. Noch nicht genug; die vornehmsten Städte dieser Provinzen, sechs und funfzig an der Zahl, wollten auch ihre Gesetze, ihre Obrigkeit und ihre Unabhängigkeit unter einander beybehalten. Eigentlich giebt es also in dem Bezirk der vereinigten Provinzen so viele Republiken, als Städte dieser Art vorhanden sind.



Um so verschiedenen, durch Privatinteresse von einander abgesonderten Theilen einerley Geist und Denkungsart, in Absicht auf das allgemeine Beste des ganzen Staats, einzulösen, hat man sich dahin verglichen, daß die Städte jeder Provinz einen gemeinschaftlichen Rath haben sollten, um über die Wohlfahrt der Provinz zu wachen, und daß alle Provinzen zusammengenommen gleichfalls einen gemeinschaftlichen Rath haben sollten, der die allgemeinen Angelegenheiten der Republik besorgte.

Eine jede Provinz hat also ein Kollegium an ihrer Spitze, welches, unter dem Nahmen der Staaten der Provinz, dieselbe regiert, und alle Angelegenheiten derselben sich vortragen läßt, überlegt und entscheidet. Diese Entscheidung aber hängt von den Aufträgen ab, die jeder Deputirter von seinen Principalen empfängt. Denn sobald eine Angelegenheit zur Berathschlagung vor die Staaten gebracht wird, so müssen die Deputirten der Städte und des Adels ihren Principalen Bericht davon abstaten, ihre Vorschristen darüber erwarten, und solche befolgen.

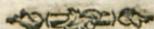
Den sieben vereinigten Provinzen ist die Versammlung der Generalstaaten vorgesetzt, welche die allgemeinen Angelegenheiten der ganzen Republik besorgt, die Verknüpfung aller Theile derselben unter einander befördert, und ihnen allen denselben Geist einhaucht, und das gemeinschaftliche Interesse ans Herz legt.

Da jede Provinz ihre eigene Gesetze und Obrigkeiten hat, so ist auch die Regierungsform in denselben mehr oder weniger verschieden. Die Provinz Holland, welche alle andre an Macht, Reichthum und Ansehn bey weitem übertrifft, hat die Deputirten  
des

des Adels und der Städte zu Repräsentanten. Diese Deputirten haben, zusammengenommen, neunzehn Stimmen, wovon die erste dem Adel und die übrigen achtzehn den Städten gehören. Obgleich diese Provinz sieben und dreißig Städte enthält, unter welchen der Haag eine der größten, blühendsten und glänzendsten ist, weil der Statthalter, die vornehmsten Kollegia der Republik und die Minister der fremden Höfe daselbst residiren, so sind in derselben doch nur achtzehn Städte vorhanden, welche das Recht haben, Deputirte zur Staatenversammlung zu schicken, und der Haag gehört nicht unter diese Anzahl. Und obgleich die Stadt Amsterdam zur Erhaltung des Staats so viel beyträgt, als alle andre Städte zusammengenommen, so hat ihre Stimme in der Versammlung der Staaten doch nicht mehr Gewicht, als die Stimme der sehr kleinen Stadt Purmerend.

Die Staatsverfassung der Provinzen Geldern, Seeland und Utrecht ist von der von Holland wenig verschieden. Die Staaten einer jeden dieser Provinzen bestehen aus den Deputirten des Adels und der Städte. Geldern hat das besondere, daß alle Edelleute, welche gewisse Herrschaften der Provinz besitzen, zusammen die Hälfte der Staaten ausmachen; die andre Hälfte machen die Städte aus. In der Provinz Utrecht haben acht Deputirte der Geistlichkeit neben den Deputirten des Adels und der Städte, Sitz in den Staaten; allein diese Deputirte sind weltlich, und stellen nur die Geistlichkeit vor, weil sie die Einkünfte der Güter genießen, die ehemals den fünf Kapiteln dieser Provinz gehörten.

Die Regierungsform der Provinz Friesland weicht von allen übrigen ab. Die Versammlung besteht



besteht aus vier Mitgliedern, einem von den Städten und dreym vom platten Lande. Das platte Land ist in Aemter eingetheilt, deren jedes, so wie auch jede Stadt, zweyen Deputirte zur Staatenversammlung schickt. Diese Deputirten haben das besondere Vorrecht, in allen Angelegenheiten Entschliesungen zu fassen, ohne ihre Principales um Rath zu fragen. Alle Personen, welche eine gewisse Anzahl Morgen Landes besitzen, haben ein Recht zur Ernennung der Deputirten. Wenn die Staaten zusammen berufen sind, versammelt der Amtmann jedes Amtes, welches immer aus einer gewissen Anzahl von Dörfern besteht, alle stimmberichtigte Personen, und diese Leute, welche aus allen Ständen, Bauern, Bürgern und Edelleuten bestehen, ernennen die Deputirten nach der Mehrheit der Stimmen. Eben so werden in der mit Friesland benachbarten Provinz Grönningen die Deputirten gewählt.

Außer den Deputirten, welche jede Provinz zur besondern Regierung ihres Staats ernennt, schickt auch noch eine jede derselben ihre Deputirten zu der Versammlung der Generalkstaaten, welchen die Führung der allgemeinen Angelegenheiten der Republik obliegt. Jede Provinz ist befugt, soviel Deputirten dazu zu schicken, als sie nur immer will; die Deputirten einer Provinz aber, ihre Anzahl mag so groß seyn, als sie will, haben alle zusammengenommen doch nicht mehr, als eine Stimme.

Die Provinz Holland, zum Beyspiel, schickt einen Deputirten von dem Adel dahin, welcher den Rang vor den übrigen Deputirten eben dieser Provinz hat, und drey oder vier andre Deputirten in Namen

Namen der Städte. Alle diese Deputirte aber machen nur eine einzige Stimme aus.

Diese Versammlung ist nicht selbst souverain, sondern stellt nur die Souverainität der Republik vor. Die Mitglieder dieser Versammlung müssen ihre Provinzen von den Gegenständen ihrer Berathschlagungen benachrichtigen, und nach den ihnen vor daher zukommenden Instruktionen ihre Stimmen abgeben. Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit, als Frieden, Krieg, Waffenstillstand, Bündnisse, Truppenvermehrung, oder Einführung einer neuen Auflage erfordern einstimmige Einwilligung. Sachen von minderer Wichtigkeit werden nach der Mehrheit der Stimmen abgemacht. Der Statthalter kann zwar den Generalstaaten seine Meynung eröffnen; eine Stimme aber hat er in denselben nicht.

Die Provinzen schicken auch Deputirten zu dem Staatsrath der Republik. Die Zahl derselben ist festgesetzt. Geldern, Seeland und Friesland schicken jede zween; Utrecht, Overijssel und Gröningen jede einen. Holland aber, welches zu den Lasten des Staats mehr be trägt, als alle andre Provinzen zusammengenommen, hat daselbst drey. Und weil man daselbst nicht nach den Provinzen, sondern nach den Köpfen, stimmt, so hat diese letzte Provinz im Staatsrath das Uebergewicht, das man derselben in der Generalkstaatenversammlung nicht hat einräumen wollen. Der Statthalter hat Sitz und entscheidende Stimme in dieser Versammlung.

Der Staatsrath vollstreckt die Entschliessungen der Generalstaaten. In denselben giebt er seine Meynung ab, über die Kontributionen der sieben vereinigten Provinzen, und des ländgens Drenthe,



über die Auflagen der Generalitätslande, über die Brandschakungen zu Kriegszeiten in feindlichen Ländern, über die Konfiskationen und ungewisse Einkünfte. Er wacht über die Erhaltung der Landesgränzen der Republik, und über die Aufrechthaltung der Traktaten und Bündnisse des Staats. Gegen das Ende eines jeden Jahrs entwirft derselbe einen Etat der Ausgaben, welche er für die Bedürfnisse des folgenden Jahrs für nöthig hält, und reicht denselben bey den Generalstaaten ein, damit die Kontributionen diesem Etat gemäß eingehoben werden mögen.

Der Haag ist die Residenz der Generalstaaten und des Staatsraths. Da diese Stadt in der Provinz Holland liegt, so ist sie auch der Sitz der vornehmsten Kollegien dieser Provinz. Die Staaten von Holland versammeln sich daselbst. Dies geschieht gemeiniglich jährlich viermahl. Die Gegenstände ihrer Berathschlagungen sind die allgemeine Wohlfahrt der Provinz, die Beylegung der Streitigkeiten, welche die Städte von Holland von Zeit zu Zeit untereinander haben, die Einhebung der Kontributionen zu den allgemeinen Bedürfnissen der Republik überhaupt und der Provinz Holland ins besondere. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Adelstand daselbst die erste Stimme hat, welches seiner Stimme ein gewisses Gewicht giebt. Dieser Stand ist in der Provinz in großem Ansehn, theils weil der Adel die wichtigsten Bedienungen bekleidet, und die Einkünfte der geistlichen Güter genießt, welche man der katholischen Geistlichkeit bey der Staatsveränderung abgenommen hat, theils weil derselbe in allen Kollegien der Provinz Deputirte hat, und in jedem der beyden  
ober-



obersten holländischen Gerichtshöfe einen Rath ernennet. Der Rath Pensionnär von Holland kann dieser Versammlung beywohnen, aber nicht um seine Stimme mit abzugeben, sondern bloß um den Deputirten mit seinen Einsichten und gutem Rath an die Hand zu gehn. Indessen spielt doch der Pensionnär von Holland, der auch der Grosspensionnär genannt wird, obgleich die Deputirten den Rang über ihn haben, nach dem Statthalter die größte Rolle, nicht allein in seiner Provinz, sondern auch überhaupt in der ganzen Provinz. In diesem Posten haben sich die Barneveld, die de Witt, die Zeinsius\*) u. s. w. hervorgethan. Dieser Minister hat das Recht, allen Staatsversammlungen in der Provinz beyzuwohnen. In der Staatsversammlung von Holland hat er den Vortrag, und in der Versammlung der Generalstaaten ist er der beständige Deputirte seiner Provinz, in deren Namen er vorträgt, was ihm gut dünkt, und, gleich andern Deputirten, eine entscheidende Stimme hat. Seine Vollmacht erstreckt sich nur auf fünf Jahre, man ist aber gewohnt, ihn immer wieder in seinem Posten zu bestätigen, so lange er lebt und seinem Amte vorstehen kann.

Bei außerordentlichen Gelegenheiten werden die Staaten von Holland von einem Kollegio zusammenberufen, welches man de gekommiteerde Raden (die deputirte Rätze) nennt, und welches eigentlich den Staatsrath der Provinz ausmacht. Weil die Provinz Holland in Süd- und Nordholland abgetheilt wird, so besteht auch dieses Kollegium aus

N 5

zwoen

\*) Von diesen und andern Grosspensionnären von Holland werde ich in dem letzten Briefe dieses Bandes noch einige Nachrichten mittheilen. Uebers.



zwoen Kammern, deren eine im Haag, und die andre zu Hoorn ihren Sitz hat. Die im Haag besteht aus zehn Deputirten, deren einer vom Adelstande ist, und die erste Stimme hat; die in Hoorn hat nur sieben Deputirte zu Mitgliedern. Dies Kollegium besorgt die Finanz- und Kriegs-Angelegenheiten.

Die Republik unterhält jezt ungefehr dreyßigtausend Mann Landtruppen. Diese Truppen werden gut gepflegt und gekleidet. Ungeachtet der Sparsamkeit, die man den Holländern vorwirft, haben die Staaten dennoch nicht dem Beispiele gewisser Prinzen folgen wollen, die, um auf jeden Mann eine Elle Tuch zu sparen, ihre Soldaten in Puppen verwandeln, und ihnen so enge Kleider geben, daß diese Unglücklichen im Winter für Frost umkommen, und sich überhaupt nicht rühren können, wenn sie ihre Schuldigkeit thun sollen. Was würde ein römischer Soldat sagen, wenn er aus den eisäischen Feldern zurückkäme, und diese Puppen sähe, die man mit geschlossenem Schritt in die Schlacht zu führen gedenkt, da sie kein Knie biegen können, und die man in allerhand Uebungen, Griffen und Wendungen üben will, da ihre armselige und knappe Kleidung sie nöthigt, sie beständig gerade und steif zu halten, wie eine Bildsäule.

Die Provinzen des festen Landes dringen beständig auf die Vermehrung der Landtruppen, und bilden sich ein, daß sie mit zehn oder zwanzigtausend Mann mehr, gegen hunderttausend Mann Stand halten können, die die benachbarten Fürsten etwa gegen ihre Gränzen könnten anrücken lassen, und daß vierzig oder funfzigtausend Holländer, die mit ihrem Schicksal zufrieden zu seyn Ursach haben, den Tod eben so wenig fürchten würden, als solche, die in demselben

wenig



das einzige Mittel gegen ihr Elend suchen müssen. Die Provinzen an der Seeküste hingegen dringen ohn Unterlaß auf die Vermehrung der Matrosen und Seetruppen. Diese haben ganz Recht; denn ohne große Seemacht wird die Republik niemals im Stande seyn, ihre Handlung fortzusetzen, und die Würde ihrer Flagge zu behaupten. Auch fehlt es den Staaten gar nicht an Mitteln, ihre Seemacht ansehnlich zu verstärken.

Wenn Sie über den Begriff nachdenken, den ich Ihnen jezt von der Staatsverfassung der sieben Provinzen gegeben habe, so werden Sie leicht begreifen, zu was für ermüdenden und oft höchst nachtheiligen Weitläufigkeiten und Verspätungen eine solche Einrichtung Anlaß geben muß. Ehe die Generalstaaten eine entscheidende Entschliesung fassen können, müssen die Sachen erst den Staaten einer jeden Provinz zugefertigt, und von diesen zur Prüfung der Stände abgeschickt werden, die sie dann erst den Provinzialstaaten zurücksenden, worauf denn diese endlich die Entschliesung der Provinz den Generalstaaten melden. Wenn alles dies geschehen ist, und die Sache gehört zu den wichtigen, das heißt, wenn sie die Wohlfahrt der ganzen Republik und das allgemeine Beste wesentlich betrifft, so müssen alsdann noch erst alle Stimmen ohne Ausnahme einig seyn, sonst sind alle Berathschlagungen, alle Ueberlegungen und Verhandlungen des Adels und der Städte in den besondern Provinzen lauter vergebliche Bemühungen gewesen.

Acht



## Acht und zwanzigster Brief.

### Nothwendigkeit der Statthalterwürde.

Es giebt viele Menschen in Holland, die entweder aus übler Laune, oder weil ihnen ihre Freyheit noch zu eingeschränkt dünkt, oder weil sie sich selber Schreckbilder erschaffen, die Errichtung der Statthalterwürde tadeln, obgleich die vereinigten Niederlande dieser Würde, und den Prinzen, welche dieselbe bisher bekleidet haben, ihre Freyheit, das Glück ihrer Waffen, ihre Erhaltung und ihre Wohlfahrt zu danken, und vollkommene Ursach haben, mit allen Statthaltern zufrieden zu seyn, welche Holland bis jetzt gehabt hat. Diese Leute fürchten, wie sie sagen, daß dem Lande ein Unglück zuwachsen möchte; sie bedenken aber nicht, daß zu den Zeiten, als noch kein Statthalter vorhanden war, die Bürgermeister alles das Uebel wirklich gethan haben, was ein Statthalter thun könnte, bis jetzt aber noch niemals gethan hat. Diese Bürgermeister hatten sich unvermerkt das Recht angemaacht, sich ihre Schöppen selber zu erwählen, die sie denn immer aus ihren Verwandten und Klienten nahmen. Sie hatten sich der Staatseinkünfte bemächtigt und gaben nur den Rechenenschaft davon, die gänzlich auf ihrer Seite waren. Die damaligen Rathsglieder waren gewohnt, ihre Versammlungen selbst vollzählig zu machen. Durch diese Kunstgriffe blieben die obrigkeitlichen Aemter in dem Umfang einiger Familien eingeschlossen, welche allein die Generalstaaten ausmachten. Jede Provinz, jede Stadt ward von einer kleinen Anzahl von Bürgern nach Willkühr regiert, welche ihre

ihre Gewalt und ihr Ansehn zu Plackereyen, und Unterdrückungen ihrer Mitbürger misbrauchten. Privatpersonen, welche die Regierung an sich reißen, werden immer die schlimmsten Tyrannen. Wer an dieser Wahrheit zweifelt, darf nur die alte Geschichte der griechischen Republiken, und die neuere Geschichte von Schweden lesen.

Einer von diesen Gegnern der Statthalterwürde, sagte mir eines Tages: „Der Prinz Wilhelm der II. hat uns gelehrt, was wir von einem Statthalter zu fürchten haben. Er wollte mehr Landruppen gehalten wissen, als zur Aufrechthaltung der innern Sicherheit des Staats erforderlich waren, und seine Unternehmung gegen die Stadt Amsterdam zeigt genugsam, was er mit diesen Truppen würde gemacht haben, wenn nicht der Tod der Republik zu Hilfe gekommen wäre; und alle seine Absichten vereitelt hätte. Was damals nicht geschehen ist, kann fast nicht fehlen, ein andermal in Erfüllung zu gehen. Und weil unsere Republik seit langer Zeit den Entschluß gefaßt hat, mit keiner Macht auf Erden mehr Krieg zu führen, ja auch zur See nicht mehr ihre Kräfte zu versuchen, so müssen die Statthalter, nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, auf ihr Ansehen, und ihre Würde um soviel eifersüchtiger werden, je unnöthiger dieselbe für die Republik geworden ist. Sie werden sich für Nichts halten, wenn sie nicht Alles sind. Sie werden glauben, den Privatpersonen verächtlich zu werden, sobald die Republik ihrer nicht mehr bedarf, glauben, daß man ein freyes Volk unter das Joch bringen müsse, um es zur Achtung, Ehrerbietung und gänzlicher Unterwerfung unter ihren Willen zu zwingen. Ein Statthalter



halter hat eine erstaunliche Gewalt; wo ist der Mensch, der solche nicht mit der Zeit mißbraucht? Er ist Generalkapitän und Admiral; er kommandirt die Land- und Seetruppen, und vergiebt alle Stellen bey der Armee. Er darf also nur seine Regimenter mit Ausländern besetzen, und die Anzahl der holländischen Obersten und Generals, so viel möglich, verringern, so werden ihn seine Truppen ohne Schwürigkeit zum Meister des Landes machen. Er hat den Vorsitz in allen Gerichtshöfen, und kann Verbrecher begnadigen. Er kann also unvermerkt eine seinem Interesse vortheilhafte Rechtspflege einführen. Er darf nur dem Beispiele des Augustus folgen, so wird er mit den Gesetzen, die ihm hinderlich sind, bald fertig werden. Er wählt die Magistratspersonen in den Städten. In den Provinzen Geldern, Utrecht und Overijssel verändert und vermehrt er die Staatsglieder nach eigenen Gefallen. In den andern Provinzen ernennt er die obrigkeitlichen Personen der Städte aus verschiedenen ihm zur Wahl vorgeschlagenen Personen. Die Stadt Amsterdam selbst, welche sich rühmt, sich unter allen Städten am meisten gegen das Uebergewicht der Macht des Statthalters zu wahren zu haben, erfährt alle Tage den ungeheuren Einfluß dieser Würde auf ihre Regierung. Obgleich die Rathsglieder dieser Stadt von dem ganzen Rath gemeinschaftlich gewählt werden, so ernennt doch der Statthalter die Schöppen, deren Amt die erste Stufe zu den obrigkeitlichen Stellen ist, und zur vornehmsten unter allen, zur Bürgermeisterwürde, führt. Obgleich die Bürgermeister von den Schöppen gewählt werden, so fehlt es doch dem Statthalter auch nicht an Mitteln, diese Leute auf seine Seite zu bringen.

gen. Er kann ihren Ehrgeiz durch eine Direktorstelle bey der indischen Kompagnie keln; er kann ihrer Eitelkeit durch Liebfosungen, Vorzüge und Ehrenbezeugungen an seinem Hofe schmeicheln; er kann sie durch Ehrenstellen fesseln, die er ihren Kindern, Verwandten, oder Kreaturen verspricht, oder wirklich ertheilt. Mittelst dieses Vorzugs muß also der Statthalter über die Gemüther aller Bürger herrschen, die obrigkeitliche Stellen bekleiden, besonders aber derjenigen, welche nach dergleichen Stellen trachten. Der Adel selbst ist schon vermöge des Geistes, der alle Edelleute belebt, sich an den Fürsten zu hängen, von dem Statthalter abhängig, der so zu sagen die Seele des Adels ausmacht, sowohl wegen der dem Adel angenehmen Ehrenstellen, als wegen der Eifersucht, womit der Adel die Bürgerlichen betrachtet. Der neunte Artikel des Vereinigungstraktats macht den Statthalter zum Richter der Streitigkeiten der Provinzen untereinander in Friedens- Kriegs- Waffenstillstands- und Auftragsachen. Er darf also nur dergleichen Streitigkeiten anspinnen, um die Provinzen uneinig zu machen, und alsdann die Zwietracht unterhalten, um sie unter das Joch zu bringen. Der ein und zwanzigste Artikel eben desselben Einigungstraktats macht den Statthalter zum Richter, von welchem keine weitere Appellation Statt findet, in allen Streitigkeiten, welche wegen Auslegung der Artikel dieses Traktats, der das Grundgesetz des Staats ist, unter den Provinzen entstehen könnten. Wenn also der Statthalter Geschicklichkeit genug besitzt, Streitigkeiten dieser Art zu veranlassen, so hat er das Mittel gefunden, das Grundgesetz des Staats nach Gutdünken zu verdrehen. Der Statthalter giebt



giebt den fremden Gesandten und Ministern Audienz und darf an den Höfen derselben in seinen eignen Angelegenheiten Agenten halten. Dieses Vorrecht setzt ihn in den Stand, sich zum Nachtheil des Staates Bundsgenossen zu verschaffen."

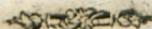
Dies sind die Ursachen, warum dieser Mann die Statthalterwürde für den Staat gefährlich finden wollte. Nichts ist leichter, als die eingeführte Regierungsformen zu kunstreichern; denn niemals haben Menschen eine dergleichen eingeführt, die nicht ihre Unvollkommenheiten gehabt hätte; und wenn sie es jemals dahin bringen, eine ganz fehlerfreye zu erdenken, so müssen die Menschen erst aufgehört haben, Menschen zu seyn, und zwar nicht nur diejenigen, welche die neue Art von Regierungsform ausgedacht, sondern auch diejenigen, für welche sie bestimmt seyn soll. Es kommt also nicht darauf an, zu wissen, daß die Statthalterschaft ihre unbequeme Seiten hat, sondern, ob die Republik ohne Statthalterschaft bestehen kann, und ob dieselbe nicht durch Abschaffung dieser Würde weit verderblichern Gefahren ausgesetzt werden würde, als sie jemals von der Beybehaltung derselben zu fürchten haben kann.

Um von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, urtheilen zu können, dürfen Sie Sich nur den Begriff ins Gedächtniß zurückrufen, den ich Ihnen in meinem vorhergehenden Briefe von der Staatsverfassung dieser Republik gemacht habe. Sie werden alsdann leicht einsehen, daß, bey einer solchen Regierungsform, nie eine dauernde Einigkeit unter den Provinzen möglich gewesen wäre, und die Republik niemals den Mächten, welche sie bekriegten, Spanien, Frankreich und England hätte widerstehen kön-

können, wenn dieselbe nicht in sich selbst gleichsam eine Springfeder gehabt hätte, welche im Stande gewesen wäre, die Unthätigkeit anzuspornen, dem Druck der Vorurtheile und der Privatvortheile der Provinzen, des Adels und der Städte, zum allgemeinen Besten des ganzen Staats entgegen zu wirken, allen Theilen gleiche Thätigkeit einzuhauchen, die Privatkräfte aller zu einem gemeinschaftlichen Endzweck zu verbinden, und alle zu Abwendung der Gefahren und Herbeyschaffung der Glückseligkeit vorhandene Mittel in einem einzigen Punkte zu vereinigen. Und diese Springfeder ist — die Statthalterschaft.

Wenn diese Republik die Unregelmäßigkeiten ihrer Regierungsform beybehält, so muß sie nothwendig auch die Statthalterschaft beybehalten, sonst würde kein Punkt der Vereinigung unter den sieben Provinzen mehr da seyn, und jede Provinz würde zeitig genug blos für ihren Privatvortheil sorgen, ohne sich um das allgemeine Beste zu bekümmern, welches denn unfehlbar den Untergang aller nach sich ziehen würde. Man fühlte das Gewicht dieser Vernunftgründe, als der König von Frankreich 1747 das Gebiet der Republik angrif. Die Statthalterschaft war damals nur in den Provinzen Geldern, Friesland und Gröningen eingeführt. Die Provinz Holland und die übrigen wurden von den Staaten regiert. Die Verwirrung und Bestürzung war in diesen letztern Provinzen außerordentlich groß. Man betrachtete dieselben schon als eine Beute, die aus den Händen Frankreichs nicht mehr zu retten wäre. Diese allgemeine Bestürzung benahm den Magisträten, welche daselbst so despotisch regierten, den Muth, und gab dem Adel neues Leben, den die bürgerlichen Familien.

Br. üb. Holland zweyt. Th. D

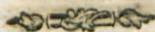


milien, durch ihre Kunstgriffe, immer von den obrigen leitlichen Stellen entfernt gehalten hatten. Das Volk, das der despotischen Regierung ihrer Magisträte müde war, und nicht hoffen durfte, seinen doppelten Endzweck, das Joch der Oligarchie abzuschütteln, und zugleich Ludwig dem XV. Widerstand zu thun, anders als durch die Herstellung der Statthalterschaft zu erlangen, ward laut und fing an zu drohen. Die Provinz Seeland war die erste, welche dem Rufe des Volkes Gehör gab. Die Staaten von Holland, Utrecht und Overijssel, folgten bald ihrem Beispiel.

Das Gesetz, wodurch die Statthalterschaft das selbst wieder eingeführt ward, macht diese höchste Ehrenstelle für die Zukunft in der Familie der Prinzen von Oranien erblich. Es erhebt sogar die Töchter zu dieser Würde, wenn keine männliche Erben vorhanden sind, jedoch mit der Einschränkung, daß diese Würde niemals einem Fürsten zu Theil werden könne, der König oder Kurfürst, oder von anderer Religion ist, als der Reformirten. Die Statthalterschaft kann also nur auf die weibliche Nachkommenschaft des Hauses Oranien kommen, wenn die Prinzessinnen sich, mit Einwilligung der Staaten, mit einem Fürsten vermählen, der die im Gesetze vorgeschriebene Eigenschaft hat. Eine Statthalterliche Erbprinzessin kann die Statthalterschaft, unter dem Nahmen einer Gouvernante oder Regentinn, führen, und muß alsdann, zum Kommando der Truppen in Kriegszeiten, der Republik einen General vorsezen, der das Vertrauen der Staaten verdient. Während der Minderjährigkeit eines Statthalters kann die Mutter desselben, gleichfalls unter dem Titel einer Gouvernante,  
die

die Statthalterschaft führen, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich nicht wieder vermähle.

Der Abbe de Condillac erklärt sich im sechs-  
zehnten Buche seines *cours d'études* wider dieses Ge-  
sez und auch wider die Abschaffung der Statthalter-  
schaft. Er will, daß die Generalstaaten daraus blos  
ein außerordentliches obrigkeitliches Amt machen sol-  
len, so wie sonst die Diktatur bey den Römern war,  
und daß also nur bey innerlichen Unruhen oder aus-  
wärtigen Kriegen ein Statthalter ernannt werden soll.  
Ich glaube hingegen, daß dieses Hülfsmittel unter  
allen möglichen das schlimmste seyn würde. In Rom,  
wo die bürgerlichen Unruhen, eine der andern, auf dem  
Fuße folgten, wo der eine Krieg nicht sobald geendigt  
war, als man schon mit dem zweyten schwanger ging,  
wo ein beständiger Senat eingeführt war, der über  
die Wohlfahrt der Republik wachte, dessen Mitglieder  
nach einer gewissen Zeit abwechselten, und in wel-  
chen der Eintritt niemanden offen stand, als Leuten,  
die sich mit gleichem Ruhm in bürgerlichen und  
Kriegsbedienungen hervorgethan hatten; — In  
Rom, wo die höchste Gewalt bey dem Volke stand,  
das man leicht versammeln konnte, und wo bey gewis-  
sen Gelegenheiten der Senat eine uneingeschränkte  
Macht hatte; — In Rom, wo die der Regierung  
eines Staats fähige Genies häufig waren — war es  
sehr leicht, im Nothfall eine Person zu finden, wel-  
che den Pflichten der Diktatur und der Ausübung  
derselben zum Besten des Staats gewachsen war.  
In den vereinigten Niederlanden hingegen, wo die  
Wohlfahrt des Staats erfordert, daß die Provinzen  
sich so wenig als möglich mit fremden Angelegenheiten  
abgeben, wo der Nationalcharakter jedermann Liebe



zur Ruhe einflößt, wo man glaubt, daß der Wohlstand der Republik einzig und allein in der Ausbreitung eines blühenden Handels besteht, wo bürgerliche und Kriegsbedienungen von Personen aus ganz verschiedenen und von einander abgesonderten Klassen bekleidet werden, wo die Mitglieder der General- und Provinzialversammlungen unaufhörlich abwechseln, wo endlich die Umstände des Staats, der öffentlichen Versammlungen, der Provinzen, des Adels und des Volks von den Umständen in aller Absicht weit unterschieden sind, die man in allen Zweigen der Römischen Staatsverfassung wahrnimmt; — In den vereinigten Niederlanden, sag' ich, wär es ein wirkliches Wunderwerk, wenn man in einem dringenden Nothfall gleich einen geschickten Diktator vorsehe. Ueberdies hat die Diktatur die Römer unter das Joch gebracht, und Roms Schicksal sollte also jedes Volk schrecken, das seine Freyheit liebt. Von dem Hause Dranien ist dergleichen gar nicht zu befürchten. Der Charakter dieses Hauses ist derselbe, den die ganze Nation hat. Es hat eben dieselbe Aussichten, eben dasselbe Interesse. Seine Wohlfahrt hängt von der Freyheit des Volks ab, weil dieses Volk ohne Freyheit nichts ist. Der Einfall, diese Provinzen zu unterjochen, kann nur einem auswärtigen Fürsten in den Kopf kommen, dem die örtlichen Umstände dieses Landes und der Nationalcharakter seiner Einwohner schlechterdings unbekannt sind. Und was würde derselbe finden? Gold für den Augenblick und Armuth für immer. Diese Völker waren immer frey, selbst unter den Grafen. Als Spanien dieselben unterjochen wollte, lehnten sie sich auf. Wäre ihnen dieses edle Unternehmen misslungen, so würden sie jetzt nichts,

als

als ein verächtliches Volk seyn, wo der Landesherr mehr an Almosen ausschütten müßte, als er von ihnen an Steuern zu erheben im Stande wäre. Dieses Volk, das schon unter den Grafen Reichthümer und Handlung hatte, verdankte diese Glückseligkeit einer gewissen Freyheit, die es schon damals genoß. Sobald es sich ganz und gar unabhängig gemacht hatte, ward es viel reicher und unternehmender, und sein Handel vermehrte sich. Von dem Augenblick an ward es in Europa mächtig und furchtbar, und bald nachher der Eroberer und Gesetzgeber von Indien. Aber eben dies Volk, wenn es einst unter das Joch kommen sollte, würde sogleich anfangen, zu Grunde zu gehn, und in kurzem ganz vernichtet seyn.

## Neun und zwanzigster Brief.

Aus Spa, vom 1ten Junius 1779.

Reise nach Lüttich. Maastricht. Lüttich.  
Fürstbischof von Lüttich. Blühender Zustand dieser Stadt. Pressfreyheit.

**V**or vier Wochen verließ ich Holland, und reiste an diesem Orte alle Vergnügungen beysammen zu finden, deren man in Frankreich, England, Holland und Deutschland genießt, weil hier eine große Menge von Privatpersonen aus allen diesen Nationen zusammenkommt, von welchen man glaubt, daß sie ihren Geschmack, ihre Launen, ihre Leidenschaften, und ihre Lebensarten hieher mitbringen.

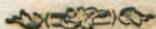


Bis Utrecht gingen wir zu Wasser. Diese Reise war höchst langweilig, weil man von Leyden bis dahin einen ganzen langen Tag unterwegs bleibt, anstatt daß man diese Reise zu Lande in wenig Stunden zurücklegt. Nur finden sich zwei Unbequemlichkeiten bey der Landreise. Die eine ist, daß man eine weite Strecke auf einem überaus schmalen Deiche fahren muß, von welchem man alle Augenblick befürchten muß, durch Ungeschicklichkeit oder Unachtsamkeit des Fuhrmans, herab und ins Wasser geworfen zu werden; die zweite ist, daß man nirgends zu essen, oder irgend einige Erquickung findet, ob man gleich durch Dörfer kommt, welche die Mittelstädte andrer Länder an Größe übertreffen. Denn, Dank sey es der Enthaltbarkeit der Holländer, man lacht Ihnen an allen diesen Orten ins Gesicht, wenn Sie etwas anders fordern, als Butterbrod; wogegen denn ein Fremder, dem dies Butterbrod nicht behagt, sich auf der Wasserreise gegen diesen Unfall durch Mitnehmung eines guten Mundvorraths sicher stellen kann. In Utrecht nahmen wir ein Fuhrwerk, das uns über Herzogenbusch nach Maastricht führte. Wir fuhren über einen sehr sandigen Boden, der für die Reisenden eben so beschwerlich ist, als der Koth auf den holländischen Landstraßen. Allein der Kunstfleiß der Einwohner hat hier das Erdreich, wie der Kunstfleiß der Holländer dort das Meer, besiegt. Man hat diesen dünnen Boden gezwungen, wider Willen Hülsenfrüchte, Korn, Buchweizen, Hafer und Hanf zu tragen. Es giebt viel zahmes und wildes Geflügel, und die Einwohner sind gute Jäger, hauptsächlich aber gute Falkenierer. Zu Herzogenbusch fanden wir eine sehr schlechte Mahlzeit, die wir sehr theuer

theuer bezahlten, wie das in allen Gasthüsen dieses Landes gebräuchlich ist, wo keine Wirthstafel gebräuchlich ist. Eben so übel in Absicht auf Essen und Bezahlung kamen wir zu Mastricht an, ob wir uns gleich alle ersinnliche Mühe gegeben hatten, den Gastwirth zu bereben, daß er uns gut erquicken möchte. Davon hat man aber hier zu Lande gar keinen Begriff. Man erzählte uns zu Herzogenbusch, daß man daselbst schon seit drey Wochen nicht den geringsten Wind empfunden hätte, da doch die ganze Zeit hindurch in Holland ein beständiger Sturmwind gewüthet hatte.

Zu Mastricht hatten wir uns vorgenommen, den Kopf eines Krokobils zu besehen, der daselbst aus dem Petersberge nahe bey der Stadt ausgegraben seyn sollte. Dieser Kopf ist in dem Kunstcabinet des Herrn Hoffmann, eines gelehrten Wundarztes. Wir begegneten aber zufälligerweise dem Sohne desselben, der uns sagte, daß sein Vater es niemals gewagt habe, diesen Kopf mit Gewißheit für einen Krokobilkopf auszugeben, und daß ihm solches auch jetzt noch nicht einfalle, man möchte auswärtig davon schwätzen, was man wollte. Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, so verging uns die Lust, ihn zu besehen. Ein anderer Vorfall aber hielt uns noch etwas auf.

Ich sahe von der Maas her einen Haufen deutscher Bettler ankommen, Männer, Weiber und Kinder beyderley Geschlechts, welche ich anredete, weil ich neugierig war, zu wissen, wo sie hingingen. Sie sagten mir, daß sie nach England, und von da, nach Nordamerika gehen wollten. Da ich unter ihnen einen Menschen ansichtig ward, der das Ansehn eines

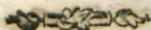


Holländers hatte, und nicht zweifelte, daß dieser ihr Anwerber wäre, so sagte ich ihnen, daß sie verrathert wären; daß sie eine unglückliche Lage verließen, um sich in eine noch unglücklichere zu versetzen; daß sie aus Sklaven ihrer Fürsten, nun Sklaven amerikanischer Privatpersonen werden würden. Sie antworteten mir, daß sie nicht glaubten, daß es so schlimme Privatpersonen geben könnte, als es schlimme Fürsten gäbe; wenn aber auch Privatpersonen sie zu Sklaven verlangten, so würden sie ihnen doch wenigstens ihres eigenen Vortheils wegen Nahrung geben müssen, anstatt daß die Fürsten, deren Joch sie sich jetzt entzogen hätten, auch diese Vorschrift einer gesunden Oekonomie nicht einmal begreifen wollten, sondern bloß darauf dächten, ihre Laster durch Unterdrückung ihres Volks zu befriedigen, und sich den Gedanken gar nicht aufsteigen ließen, daß sie, mit dem Unglücke und dem Untergange ihrer Unterthanen, zugleich ihr eignes Unglück und den Untergang ihrer Familien bauen.

Es ist eine Schande für die holländische Nation, daß so viele Mitglieder derselben auf diese Weise auf Kosten des Lebens so viel unglücklicher Deutschen ihr eigenes Leben zu erhalten suchen. Ist es denn nicht genug, daß es Schurken giebt, welche Fremde zum Dienste der holländischen Kompagnie von Indien anwerben? Muß man denn daselbst auch noch solche Schurken leiden, welche die armen Deutschen zur Sklaverey der englischen Creolen verführen?

Diese unglückliche Deutsche werden nach England geschleppt, wo man sie auf die ersten nach Amerika abgehenden Schiffe einschifft. Bey ihrer Ankunft in den Kolonien kommen die dortigen Einwohner  
am

am Bord und suchen sich aus, was ihnen ansteht. Kinder unter fünf Jahren, sagt der Verfasser der politischen und philosophischen Geschichte, liefert man denen aus, die sich zur Erziehung derselben anbieten, unter der Bedingung, daß sie ihnen zur Dankbarkeit dafür bis in ihr ein und zwanzigstes Jahr dienen sollen. Unter eben derselben Bedingung wird für Kinder zwischen fünf und zehn Jahren die halbe Fracht bezahlt. Für Kinder von zehn bis funfzehn Jahren, die man immer auch unter der erwähnten Bedingung annimmt, wird die ganze Fracht bezahlt, welche nach Maaßgabe der Dauer und Kostbarkeit der Ueberfahrt höher oder geringer angeschlagen wird. Menschen, die über ein und zwanzig Jahr alt sind, schließen ihren Dienstkontrakt selbst auf so lange, als sie sich mit denenjenigen darum vergleichen können, die die Fracht für sie bezahlen wollen. Sie gehen diese Dienstverbindung, nach dem Maaß ihres Alters, ihrer Kräfte und ihrer Verriehsamkeit, auf drey, vier, oder fünf Dienstjahre ein. Vor der Einschiffung leisten der Vater, die Mutter, und deren Kinder über zehn Jahr demjenigen, welcher die Unkosten ihrer Ueberfahrt vorschießt, wechselseitige Bürgschaft. Kommt einer davon unterwegs ums Leben, oder findet bey seiner Ankunft in Amerika keinen, der ihn loskauft, so müssen die andern für ihn bezahlen. Keiner der in Dienst gegangenen darf sich, ohne Erlaubniß seines Herrn, verheyrathen, welcher einen willkührlichen Preis auf seine Einwilligung setzt. Wenn einer davon entläuft und wieder ertappt wird, so muß er für jeden Tag seiner Abwesenheit eine Woche, für jede Woche einen Monath und für jeden Monath ein halbes Jahr dienen. Der Dienstherr, der seinen Ent-



laufenen nicht wieder annehmen will, kann denselben wieder verkaufen, aber nur auf soviel Jahre, als zuerst verabredet worden. Uebrigens hat ein solcher Dienst und ein solcher Verkauf nichts schimpfliches. Wenn die Dienstjahre abgelaufen sind, so genießt der Dienende alle Rechte eines freyen Bürgers. Man giebt den Ausgedienten und nun Frengelassen ein neues Kleid, und ein Pferd, wenn es Mannsleute sind, oder ein ander Geschenk von gleichem Werthe den Frauenzimmern. Die englische Regierung, oder eine andere zu solcher Anwerbung für die Kolonien bevollmächtigte Gesellschaft giebt den Werbern dieser Unglücklichen eine Belohnung. Deutschland kennt den traurigen Zustand nicht, worinn seine Kinder in Amerika gerathen, weil man die Vorsicht gebraucht, die Briefe unterzuschlagen, welche ein Geheimniß von Betrug und Ungerechtigkeiten aufdecken könnten, das der Eigennuß, der es fand, nur leyder! gar zu gut zu verdecken gewußt hat.

Die Landeshoheit von Mastricht gehört den Generalstaaten und dem Fürstbischhof von Lüttich gemeinschaftlich; jedoch unter zwei Einschränkungen zum Nachtheil des letztern. Die eine ist, daß der Fürstbischhof keine Besatzung hineinlegen kann, als welches Recht den Generalstaaten vorbehalten ist. Die andre, daß diese allein Grundherrn der Klöster und der ganzen sowohl regulirten, als weltlichen, Klerisey der Stadt sind. Die Klerisey befindet sich sehr wohl dabey; denn es giebt keinen geistlichen Gerichtshof, der die geistlichen Geseze so pünktlich beobachtet, und die Rechtspflege so unpartheyisch verwaltet, als die von den Generalstaaten zur Anordnung und Schlichtung der Angelegenheiten der Mastrichter Klerisey dahin  
ge

geschickten Deputirten, ob sich diese gleich zu einer ganz andern Religion bekennen.

Der St. Petersberg ist, eines außerordentlichen Steinbruches wegen, berühmt. Man kann ohne Schwürigkeit zu Wagen in den Berg hineinfahren und die Steine aufladen, die hernach am Ufer der dicht am Eingange fließenden Maas abgeladen und alsdann zu Schiffe fortgebracht werden können. Man hat Gänge durch den Berg gehauen, die von unzähligen, mehrentheils zwanzig Fuß hohen, viereckigten Säulen unterstützt werden. Hin und wieder sind Löcher durchgehauen, um Luft und Licht hineinzubringen. Zu Kriegszeiten giebt dieser Steinbruch eine gute Zuflucht für die Einwohner ab, und hat Raum für mehr als vierzigtausend Menschen. Es wäre ein gefährliches Unternehmen für die Feinde, sie darinn aufzusuchen, weil sie Gefahr liefen, sich die Köpfe an den Pfeilern zu zerstoßen, und von denen, die sich da versteckt hielten, einer nach dem andern einzeln erschossen zu werden. Auch ist es nicht möglich die hineingeflüchteten durch Durst zur Uebergabe zu zwingen, weil verschiedene Brunnen darinnen sind, welche reichlich Wasser geben.

Wir reisten des Nachmittags von Mastricht ab und kamen des Abends nach Lüttich. Wir besahen noch denselben Tag den Pallast des Fürstenbischofs, der sich damals auf dem Lande aufhielt. Bey Betrachtung der Zimmer fielen uns zwey Dinge auf, nemlich der wenige Luxus, der, wider die Gewohnheit aller deutschen geistlichen Fürsten darinn herrscht, und hauptsächlich die Menge auserlesener Bücher, die wir auf den Tischen und dem Schreibepult in dem Zimmer und Kabinette dieses Prälaten liegen sahen.

Auf



Auf dem Tische beim Bett fanden wir Werke vom Ackerbau, von der Staatswirthschaft, einen Band vom Geist der Geseze, und andere vom gleichem Schlage. Wie erstaunten wir, die wir schon so manchen Pallast geistlicher Fürsten gesehen hatten, wo wir freylich wohl auch einige Büchersammlungen wahrgenommen, niemals aber ein einziges Buch in dem Zimmer des Fürsten gesehn hatten.

Des folgenden Tages sahen wir die Früchte von dem Geschmack dieses Fürsten, eine Akademie der Künste (d'études) und Sprachen, eine besondere Zeichen- und Mahlerakademie, und ein allgemeines Hospital, als eine der Dürftigkeit geweyhte sichere Zuflucht.

Lüttich, welches, vor etwa zwanzig Jahren, von Spitzbuben und Bösewichtern wimmelte, um derentwillen es höchst gefährlich war, gegen Abend aus dem Hause, oder am hellen Tage etwas weit von der Stadt zu gehn, und dessen Bürger unbilliger und lebensgefährlicher Freyheiten genossen, — Lüttich wird bald eine angenehme Stadt seyn, theils wegen seiner Lage zwischen fruchtbaren Hügeln, theils wegen der Sicherheit, welche die weisen Anordnungen und gerechte Strenge des verstorbenen Fürsten von Dutremont daselbst bewirkt haben und theils wegen des blühenden Zustands, worinn sie die beständige Bemühungen des jezt regierenden Fürsten versehen, der aus dem erlauchten Hause der Grafen von Velbrück ist. Westphalen kann sich jezt zweener geistlichen Fürsten rühmen, welche demselben einen Glanz zu Wege bringen können, den es nie gehabt hat; welche die Katholiken aus der höchst barbarischen und abergläubischen Unwissenheit, wodurch sie sich bis jezt beschimpfte

schimpft haben, zu reißen, und Völker, die sonst im Elend lebten, glücklich zu machen im Stande sind.

Diese beyde merkwürdige und das höchste Lob verdienende Fürsten sind der Fürstbischof von Münster, der auch Kurfürst von Köln ist und der Fürstbischof von Lüttich.

Lüttich ist volkreich und treibt starken Handel. Sein stärkster Handel ist mit Schießgewehr, Nägeln, Eisenwaare, Steinkohlen, Hopfen, Marmor, Kalk, Schwefel, Alaun und Leder. Seit einiger Zeit hat man dāselbst Tuchmanufakturen angelegt, welche guten Fortgang haben. Die Buchdruckerey ist, wegen der dortigen Pressfreyheit, in noch größerm Flor. Bücher aller Art werden sowohl zu Lüttich, als zu Spa, öffentlich verkauft. Der Fürst ahmt hierinn dem Beyspiel der letztern Päbste nach. Zu Bologna, Ferrara und in andern Städten des Gebiets des heiligen Petrus verlaufen die Buchhändler die Bücher, die in Rom auf das schärfste verboten sind. Censur, die wirkliche Folgen hat, betrifft nur die Bücher, welche das Ansehn des Pabstes angreifen. Das ist ungleich klüger, als wenn man, auf Kosten seiner eigenen Unterthanen, den wichtigen Buchhandel in seinen Staaten verbietet, um das Geld nach andern Ländern hinschicken zu lassen, deren weisere Fürsten sich die Schwachheit oder Unwissenheit der andern Regenten zu Nutzen machen.

Die Buchdruckereyen von Mastricht und Lüttich thun den holländischen Druckereyen viel Schaden, weil in diesen beyden Städten, bey gleicher Pressfreyheit und dem geringern Arbeitslohn die Buchhändler alle Arten von Büchern wohlfeiler verkaufen können. Wenn ein holländischer Buchführer ein dem Pub.



Publikum angenehmes Buch hat drucken lassen, so schreiben gleich die Buchhändler von Mastricht oder Lüttrich an den Holländer und fordern so viel Exemplare, als sie abzusetzen gedenken, für einen Preis, den sie selbst festsetzen, wobey sie ihm gerade heraus sagen, daß, wenn ihm das nicht ansteht, oder er die Absendung zu lange verzögert, sie selbst den Augenblick einen Nachdruck veranstalten werden.

Zu der Jahreszeit, wenn die Fremde den Brunnenn zu Spa besuchen, fangen die Gastwirthe zu Lüttrich, die zu andern Zeiten mit den Fremden ziemlich billig verfahren, an, dieselben nach dem Gebrauch der Gastwirthe zu London, unbarmherzig zu schnellen. Denselben Morgen, als wir nach Spa abreiseten, genossen wir zum Frühstück Erdbeeren, Kirschen, Kaffee und ein Glas Malaga; dafür mußten wir einen Dukaten bezahlen; hiernach mögen Sie nun unsern Aufwand des vorigen Tages beurtheilen.

### Dreyßigster Brief.

Aus Spa vom 1sten Julius 1779.

Ankunft der Fremden in Spa. Leute, die denselben ihre Dienste anbieten. Gewöhnlicher Aufwand der Fremden daselbst. Von welchen Nationen die meisten dieser Fremden sind. Zeitvertreib zu Spa. Beschaffenheit des Landes. Torfgrube. Ch-  
mal-

maliger feuerspendender Berg bey Steffen.  
Chaufontaine. Brunnen von Spa. Wasserfall bey Coq.

Nie habe ich so viel Schlagbäume, einen dicht hinter dem andern gesehen, als auf dem Weg vor Lüttich nach Spa. Allein der Weg ist doch wenigstens gut und wohl unterhalten. Wenn Sie dagegen von Lüttich nach Deutschland reisen, so kommen Sie durch eine Menge kleiner Baronieen, kleiner Grafschaften und kleiner Fürstenthümer, wo man Ihnen ein ungeheures Wegegeld, Zoll, u. dgl. abfordert, und wo unterdessen die Wege so schlecht unterhalten, so korbigt und so ausgefahren sind, daß man alle Augenblick in die Versuchung geräth, Seine Excellenz zum Teufel zu wünschen.

Ein Fremder, der mit einem guten Gepäck nach Spa kömmt, wird gleich bey seinem Eintritt sehr glänzend empfangen. Jedermann kömmt heraus, um ihn vorbeifahren zu sehn, und auf die Menge des Gepäcks und der Bedienten Achtung zu geben. Kaum ist er im Gasthose abgetreten, so erscheint ein Buchhändler, um seinen Namen und Stand zu wissen und zu fragen, welches Haus er beziehen wird. Man thut diese Frage, um ihn auf die Liste der Fremden setzen zu können, welche so wie sie ankommen, gedruckt wird, und um ihm eine gewisse Menge von Visitenkarten anzuschreiben, nachdem die Anzahl der Fremden, die schon da sind, und die nachkommen sollen, größer oder kleiner ist. Nächst dem kommen die Wäscherinnen, die Schneider, die Schuster, die Modenhändlerinnen, die Zahnbrecher und viele an.



andre Leute von Talenten, um ihm ihre wesentlichen Dienste anzubieten. Des folgenden Tages werden Sie von dem Pater Guardian der Kapuziner besucht, der Ihnen freye Macht und Gewalt über sein Kloster und dessen Garten anbietet; alsdann kommen die Bauern, und bieten Ihnen um die Wette ihre Pferde an, um nach den Quellen und spazieren zu reiten; bald darauf Mädgens, die Ihnen Kirschen aus Lüttich und Feldbeeren bringen; darnach Kaufleute, welche mit allerhand Zeugen handeln und Ihnen versichern, daß bey ihnen die schönsten Waaren von der Welt zu finden sind, und schwören, daß sie nur erst vorgestern neue Stoffe bekommen haben, Hermelintuch, peruanische Wollenwaaren, Sammt, Sattinade, Diabla a cheval, Peplin, Kastorhüte u. s. w. und das alles zu einem höchstbilligen Preis.

Unsere gewöhnliche Ausgabe besteht in folgendem: Wir bezahlen täglich jeder acht Groschen (deux Escalins) für die Stube, einen Gulden für die Mittagsmahlzeit ohne Wein, zehn Groschen für ein Pferd. Unser Frühstück kostet im Durchschnitt einem jeden acht Groschen, das Abendbrod zwölf Groschen, also mit dem Wein etwa drittehalb Thaler auf die Person, ohne was man noch außerdem für die Bedienten, für den Eintritt in die Oper und zum Ball, zu bezahlen hat, und ohne die außerordentlichen Ausgaben, welche auch die ordentlichsten und wirtschaftlichsten Personen an solchen Orten nicht vermeiden können. Wir begnügen uns an einer in allem Betracht mittelmäßigen Lebensart, inzwischen ist noch keiner von uns, mit Inbegrif der Wohnung und Speisung der Bedienten unter zwey und dreyßig Schillinge (escalins) des Tages weggekommen. Neun  
und

und dreyßig solcher Schillinge machen einen französischen Louis d'or oder eine Guinee. Wenn wir also unsere Enthaltſamkeit beybehalten, ſo wird es uns, am Ende der Brunnenzeit, etwas über einen Louis d'or täglich gekoſtet haben; denn man muß auch noch den Mädgens, die an jeder Quelle das Trinkwaſſer reichen, den Knaben, die die Pferde halten, den Tonkünſtlern, die ſich hören laſſen, und den Kapuzinern etwas geben, welche ihren Garten von früheſten Morgen an bis auf den Abend für die Spaziergänge offen halten. Außerdem muß man doch wohl den Kaufleuten, Buchhändlern, Schneidern, Verückensmachern u. ſ. w. etliche Guineen zuwenden. Ob uns nun gleich dieſe Ausgabe etwas groß, und in Vergleichung mit dem, was es an andern Orten dieſer Art in Deutschland, Schweiz, Frankreich und Italien koſtet, ſehr hoch vorkam, ſo können doch Leute von anſtändiger Lebensart hier nicht geringer fertig werden.

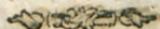
Es halten ſich hier viel Engländer und Franzoſen auf, welche in einem Tage mehr verzehren, als wir in vierein, das Spiel und andere Ausſchweifungen ungerechnet. Auch ſind vornehme Leute hier mit einem Theil ihrer Familie, die ein ganzes Haus, oder doch verſchiedene ſchöne Zimmer gemiethet haben, ihre eigene Wirthſchaft führen, und beſtändig Fremde an ihrer Tafel haben; ich überlaſſe Ihnen die Berechnung, was es ſolchen Leuten an einem Orte, wie dieſer iſt, koſten muß.

Selten ſieht man hier mehr, als dreyerley Nationen. Nämlich Engländer, welche hier ihre Guineen verſchwenden, um ſich von dem Spleen zu heilen; Franzoſen, die hier herkommen um ſich durchs

Dr. üb. Holland zweyt. Th.

¶

Spiel



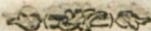
Spiel zu bereichern oder zu Grunde zu richten; und Holländer, die ihr Geld mit allem Anstand zu Ra- the zu halten wissen, und wovon die mehresten selten über zwo oder drey Wochen hier bleiben, anstatt daß andere gewohnt sind, die ganze Brunnzeit hier zuzubringen. Die deutschen Barons lieben diesen Ort nicht; denn die Engländer machen ihnen nicht Ehrenbezeigungen genug, sondern gehn gleich mit einem jeden auf einem gleichen Fuß um; die Franzosen sind zu muthwillig, und spotten gern, und die Holländer verstehn sich weder auf die Jagd noch auf die Gesellschaftskunde; folglich ist hier keine Gesellschaft für sie. Ueberdies ist ihnen auch die Ausgabe viel zu stark, und die Thorheiten, die man hier begeht, nicht vornehm genug. Bis jetzt haben wir nur erst zween Barons von Münster hier gesehn, sehr gute und ehrliche Männer, die sich weder vor der Ausgabe, noch vor dem Umgange mit andern Nationen scheuen, und eine freyherrliche Familie aus Niedersachsen, die eine Reise nach Paris gemacht, und sich eine ganze Woche daselbst aufgehalten hat, weil der Baron von seinem Landesherren nicht die Erlaubniß zu einem längern dortigen Aufenthalt hat erhalten können, weshalb er uns auch schon angekündigt hat, daß er uns gleichfalls morgen früh verlassen wird, ob er gleich nur erst vier Tage hier ist.

Spa, dieses kleine, sonst ziemlich schlechte Dorf, wetteifert, bey dieser Jahreszeit, mit Paris. Es giebt hier Schauspiele, wie zu Paris, nur mit dem Unterschiede, daß die einen sehr schön, und die andern sehr schlecht sind; und Spielhäuser, wo Narren von Spitzbuben betrogen werden, wie zu Paris. Als ich hier ankam, hatte der Fürst verordnet, daß die



die Pharaospieler nicht höher, als höchstens zu fünf und zwanzig louis neufs, pointiren sollten. Die Engländer betrachteten diese Verordnung als einen Eingriff in ihre Freyheit, und beredeten sich einmüthig, gar nicht zu spielen. Die Bankhalter, welche alle aus Lütich sind, und von der Narrheit der Fremden große Vortheile ziehen, sahen sich genöthigt, den Prinzen zu bitten, daß er jedermann die Erlaubniß wieder geben möchte, sich nach eigenem Gefallen zu Grunde zu richten. Der Fürst gab seine Einwilligung und jetzt giebt es wirklich hier rasende Menschen, welche bis hundert louis d'or auf eine Karte setzen. Vielleicht übertrifft dieses Dorf in diesem Betrachte, Paris: denn ich habe hier in der That Leute sich zu Grunde richten gesehen, die sich in Paris recht gut anstehend hatten. Die Spielsucht wird hier so ansteckend, daß die öffentlichen Weibsbilder selbst ihre Handthierung unterbrechen, um ihr Geld in Pharaon, oder Krebs, zu verspielen, mit dem heimlichen Vorbehalt, es nachher auf ihrem Zimmer auf eine andre Art wieder zu gewinnen. Wir haben hier königliche Schuster und Schneider, Modehändlerinnen der Königin, Essigkrämer des Herzogs von Orleans, Zahnbrecher mit dem Ordenskreuz des heiligen Michael, Virtuosen, die Concerts geben, Taschenspieler, Beutelschneider, Abentheurer u. dgl. Sie sehen also, daß es hier gerade so ist, wie zu Paris.

Eine einzige Sache fehlet jedoch hier, woran man zu Paris einen Ueberfluß hat, das sind die Spaziergänge. Was man hier mit dem Namen des Spazierganges beehrt, ist nichts als ein kleiner unbedeckter Platz, den man auf beyden Seiten mit Bäumen bepflanzte hatte, denen man aber bald nachher



die Zweige weggebrochen, und sie, wie das Gerücht geht, mit Fleiß verderbt hat, damit die Fremden nicht Lust bekommen, sich im Schatten dieser Bäume aufzuhalten, anstatt sich zum Spiel im Vauxhall oder in der Komödie einzufinden, worunter die Bankhalter und die Unternehmer dieser Ergötzlichkeiten Schaden leiden würden.

Des Abends, vor dem Ball oder der Komödie, reitet oder fährt man auf einem schönen Wall oder Damm spazieren, der aber, wegen des Staubes und wegen des Mangels an Alleen, besonders für die Reitenden, sehr beschwerlich ist. Auf diesem Damme ist einige hundert Schritte vom Dorfe ein Schlagbaum, wo die durchreitende oder fahrende eine Art von Zoll erlegen, der nach der Anzahl der Pferde höher oder geringer ist. Von allen mir bekannten Schlagbäumen ist dieser der einzige, der dem Fürsten nützlich ist, ohne irgend jemanden beschwerlich zu seyn; denn eines Theils trifft diese Auflage nur den Luxus und die Lustbarkeiten, und andern Theils ist der daselbst angelegte Zollner angewiesen, gegen Fremde, die diesen Spazierweg machen, höflich und bescheiden zu seyn, daher denn auch die Reitenden nicht angehalten werden, sondern der Zollner sich begnügt, den Zoll bey einer andern und bequemern Gelegenheit einzufordern.

Wenn die Kapuziner nicht wären, welche vom frühesten Morgen an bis auf den Abend ihren Garten offen halten, so würde man in diesem Dorfe schlechterdings gar keinen Ort haben, wo man im Schatten spazieren könnte. Indessen wird dieser Garten doch nicht häufig besucht, und ich kann keine andre Ursach davon angeben, als daß die rasende Spielsucht



sucht hier so ansteckend wird, daß sie alle Brunnen-  
gäste ergreift, und sie nach dem Baurhall zieht.

Mitten in diesem Garten steht ein großes Cru-  
cifix mit folgender Inschrift:

Effigiem Christi, dum transis, pronus ho-  
nora:

Non tamen effigiem, sed quem designat,  
adora.

(Wenn du vorübergehst, so ehre dieses  
Bildniß Christi mit einer Verbeugung. Deis-  
ne Anbetung aber weyhe nicht dem Bilde,  
sondern dem, den es vorstellt.)

Der Sinn dieser beyden Hexameter, der der  
Lehre unsrer Religion so gemäß, dem Schlenbrian  
unsrer Geistlichen aber und dem Aberglauben des Pö-  
bels, welchen die Mönche unaufhörlich bestärken, so  
sehr entgegen ist, fiel mir außerordentlich auf. In  
meinem Erstaunen darüber ging ich so weit, den Pa-  
ter Guardian zu fragen, ob die Verse darum der  
Wehrte des Bildes so herabsetzten, weil es nur Je-  
sum Christum beträfe? Diese Frage war ihm an-  
stößig, und das gereichte mir zu desto größerer Er-  
bauung. Wenn alle Mönche so dächten, wie der  
Verfasser dieser Verse, und wie der Pater Guardian  
dieses Klosters, so würde man nicht ein halb Schock  
Madonnen erfunden haben, um durch ihre verschie-  
dene Bildnisse die Dummheit des Pöbels zu brand-  
schäken, und das Bild des heiligen Antonius würde  
zu Padua eben so wenig Wunder wirken, als an-  
derswo.

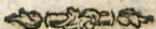


Die umliegenden Gegenden bey Spa sind weder schön, noch merkwürdig; einen Hügel ausgenommen der ziemlich beschwerlich zu steigen ist, und auf welchem man ein angenehmes Gehölz antrifft. Allein der Mangel eines guten Wirthshauses macht, daß man daselbst weder Frühstück, noch Besserbrod genießen, und sich nicht einmal mit einem guten Glas Wein erquickeln kann. Das Land umher ist wild, und der Boden schlecht. Alle Arten von Obst und Früchte werden alle Tage aus Lüttich herbengebracht, die Hälfte davon ist unterwegs verdorben, und die andre Hälfte hat darüber Geschmack und Annehmlichkeit verloren. Zwischen Saubeniere, einer der mineralischen Quellen, und dem Wege nach Malmedi giebt es Torfgruben. Zwischen Malmedi und Andernach sieht man Spuren eines ehemaligen Feuerschlundes, der mir eine Stelle des Tacitus am Ende des vierzehnten Buchs seiner Annalen ins Gedächtniß zurückgerufen hat, wo er sagt, daß zu seiner Zeit das Land durch ein aus der Erde ausgebrochenes Feuer ganz verbrannt worden, daß dieses Feuer Dörfer, Flecken und Felder verheert hätte, und daß weder Regen, noch Flußwasser, noch die Bemühungen der Einwohner, dem Feuer hätten steuern können. Dieser Feuerschlund ist nahe bey dem Dorfe Steffen, wo man schwarze Felsen erblickt, die wie Ziegelsteine aussehen, welche das Feuer verglasert und gleichsam in lauter kleine Zellen zusammengetrieben hat. Diese Felsen, woraus man Mühlsteine mache, sind von den Laven des Vesuvs und des alten feuerspendenden Berges Puy — dome in Auvergne gar nicht unterschieden.

In etwas mehr als drey Stunden kommt man von Spa nach Chausfontaine, wo es Bäder und war-

warme Quellen giebt. Dieser Ort liegt am Ufer eines Flusses, und ist von zween Bergen so enge eingeschlossen, daß man zweifelt, ob man Luft genug zum Athemholen haben werde. Die Engländer und Holländer, welche freylich Ursach haben, ihrer ewigen Ebenen müde zu seyn, finden diese Lage überaus angenehm und ländlich. Dem allen ungeachtet aber findet man doch daselbst fast gar keine Gesellschaft und sehr schlechtes Essen.

Da ich mich immer so wohl befinde, daß ich niemals das Wasser eines Gesundbrunnens koste, so kann ich ihnen von der Beschaffenheit des Spawassers nichts sagen. Was den Zeitvertreib betrifft, so könnte man denselben hier von allen Arten haben, wenn die Franzosen weniger auf das Spiel erpicht, die Engländer aber gesprächlicher wären, und die Engländerinnen die Lustigkeit und Freyheit, die sie in Bath zeigen, mit sich nach Spa brächten. Um Ihnen einen Begriff davon zu machen, will ich Ihnen einmal beschreiben, wie die mehresten Brunnentrinker zu Spa wenigstens öffentlich ihre Zeit hinbringen. Des Morgens ganz früh versammelt man sich bey dem Pouchon, einer Quelle im Dorfe, deren Wasser das stärkste an Gehalt ist. Von da gehts zu Pferde oder zu Wagen nach der Geronsiere, oder der Sauweniere, zwo Quellen, die an verschiedenen Orten eine halbe Stunde von Spa liegen. Einige gehn nach der Quelle Tonnelet, deren Wasser einen Champagnergeschmack hat; hauptsächlich aber geht man dahin, um sich zu baden, es sey nun in kaltem, oder warmem, oder laulichem, Wasser. Bey der Zurückkunft von den Quellen gehn einige in ihr Quartier, andere nach Baurhall zum Frühstück. Ich für mein Theil früh-



stücke lieber an diesem letztern Ort, weil ich gern in Gesellschaft bin, und man daselbst beym Frühstück eine ziemlich gute Musik hört. Ueberdies ist es ein Vergnügen, den verschiedenen Geschmal der Menschen, selbst in der Art ihres Frühstücks, zu beobachten. Es ist sogar leicht, durch dieses Mittel die Nationen zu unterscheiden. Wenn ich jemanden sehe Sardellen und ein Stük geräuchert Fleisch verzehren und eine Flasche Rheinwein oder Champagner trinken, so erkenne ich denselben, ohne ihn sprechen zu hören, für einen Engländer. Den Franzosen erkenne ich an der Mode, Erdbeeren mit Milch zu essen; und wenn ich jemanden Thee und Butterbrod fordern höre, so weiß ich gleich, daß er ein guter Holländer ist.

Umgefehr um elf Uhr nimmt das Pharaospiel seinen Anfang. Dann spielt jedermann, oder versammelt sich doch um die Spieltische. Gegen ein Uhr wird ein großer Tisch mitten in den Saal gestellt, an welchem Krebs gespielt wird. Die Engländerinnen erscheinen selten des Morgens im Baurhall; die Französinen hingegen kommen häufig dahin, und die mehresten spielen sehr hoch.

Gegen Abend spaziert alles auf dem Dam. Oft sind Virtuosen hier, welche Konzerts geben; sie werden aber wenig besucht. Nach der Promenade ist bald Komödie, bald Ball, bald beydes zugleich. Der Ball ist immer sehr zahlreich, und doch sind kaum sechs Paare da, welche tanzen. Die übrigen sehn vor langer Weile zu, oder erhitzen sich beym Spiel.

Zuweilen treten einige zusammen und machen eine kleine Lustreise nach Coö im Gebiet des gefürsteten Abts



Abtes von Stablo, wo ein sechszig Fuß hoher und zwölf Fuß breiter Wasserfall zu sehn ist. In der Abten selbst ist nichts sehenswürdiges, als die Fürstlichen Truppen, welche aus zwölf Mann bestehn.

Nach meinem Geschmak würde ich die Brunnzeit lieber zu Bath, als zu Spa, zubringen. Die Engländer, die nach Bath kommen, sind alsdann geselliger und die Engländerinnen aufgeräumter und umgänglicher, als gewöhnlich. Hingegen zu Spa sind eben diese Engländer, die daselbst die größte Anzahl ausmachen, finster und stille, wie sie es zu sehn pflegen, und haben keinen Umgang, als höchstens unter sich. Nur die Irländer machen sich hier etwas lustig, spielen sogar den Verliebten, und machen selbst den Französinnen die Aufwartung. Allein sie machen sie mehrentheils vergebens; denn die meisten Französinnen kommen blos des Spiels wegen hierher.

Man ist weit geselliger zu Pyrmont; es wird auch daselbst weniger gespielt; allein es sind lauter Deutsche da, und man muß also viel Komplimente machen, andern viel Achtung beweisen, und bey Gelegenheit sich selbst ein vornehmes Ansehn geben, viel Fragen über seinen Adel und Ahnenverzeichniß ausstehn, und sich an die Narrheit der häufigen Thoren gewöhnen, welche, auf die ungeschickteste und ekelhafteste Weise, die Sitten und Laster der Engländer oder der Franzosen nachmachen.

Zu Wisbaden ist gar keine Gesellschaft. In dem Versammlungsfaal wird blos gespielt. Spaziergänge sind, außer dem Fürstlichen Garten, gar nicht vorhanden; keine Reitpferde, um sich eine Bewegung zu machen; unbequemes und überaus theures Fuhrwerk; und acht und zwanzig Häuser, welche wegen



der darinne befindlichen Bäder unangenehme Dünste aushauchen. Es sind zuweilen an funfzehnhundert Personen da, wovon die meisten ihre Zeit mit Baden und Klagen über ihre Krankheiten zubringen; denn, das Spiel ausgenommen, giebt es weder Schauspiel, noch Ball, noch irgend ein ander Mittel, sich zu zerstreuen. Zu Passy bey Paris, zu Chamburg, zu Nicovaro im Vicentinischen ist die Gesellschaft ungleich angenehmer, und weniger gezwungen, als an allen den hiesigen Orten, aber auch ungleich weniger rauschend und lärmend, als zu Spa, oder zu Bath.

Die Gesellschaft, die man zu Baden in der Schweiz und zu Pfeffers in der Grafschaft Sargans findet, ist für denkende Männer die interessanteste von allen. Man trifft daselbst eine Menge geselliger, gelehrter, tugendhafter und solcher Personen an, die verschiedene Länder gesehn haben. Allein zu Baden giebt es zu viel Kranke, welche den Aufenthalt für solche Leute, die ihrer völligen Gesundheit genießen, ein wenig traurig machen. Die Wohnungen sind, überhaupt genommen, zu schlecht, und das Essen nicht gut genug. Zu Pfeffers verlangen die Mönche, denen dieser Ort gehört, daß man daselbst wie in einem Kloster leben, zwischen zehn und elf Uhr Mittagsbrod essen, und mit den Hinern zu Bette gehn soll. Ueberdies steht das Badehaus in einem Loche, wo man weder die Sonne, noch sonst viel Tageslicht sieht, weil die hohen Berge, die diesen Kessel einschließen, die Strahlen der Sonne auffangen. Und in diesem Hause muß sich, so zu sagen, jedermann begraben, weil es eine unsägliche Mühe machen würde, alle Tage diese ungemein steile Berge auf und abzusteißen, und hauptsächlich, weil weder oben, noch

in der umliegenden Gegend, Häuser zu finden sind. Da ich noch an vielen andern dergleichen Orten gewesen bin, so könnte ich die Vergleichung noch weiter fortsetzen. Aber was würden Sie daraus für Nutzen schöpfen? Es ist also besser, daß ich die Feder niederlege.

---

## Ein und dreyßigster Brief.

Aus Spa vom 20ten Julius 1779.

Nachrichten von einigen Großpensionnärß von Holland. Obliegenheiten eines Großpensionnärß. Ehrenerklärung für die Deutschen wegen Erfindung der Buchdruckerey. Boerhave. Rembrandt. Rotgans. Van der Goes.

Es war nicht meine Absicht, Ihnen von hieraus mehr zu schreiben, weil meine Abreise nahe war. Sie kennen meine Ungeduld, die immer schon voraus im Geiste an den Gegenständen hängt, zu welchen ich bald zu kommen gedenke, und schwer dahin zu bringen ist, einen Blick zurück zu werfen. Für diesmal aber muß ich mich wohl dazu bequemen, da ein unvermutheter Vorfall mich nöthigt, meine Reise noch zu verschieben und noch dazu das Zimmer zu hüten. Von Spa habe ich Ihnen alles gesagt, was sich davon sagen läßt, und will also noch etwas von Holland nachhohlen. Meine jetzige etwas unbehagliche



liche Lage mag mich bey Ihnen entschuldigen, wenn ich mich noch weniger, als sonst, an strenge Ordnung binde. Ich erinnere mich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit von der Stelle eines Grosppensionnârs von Holland Nachricht gegeben habe, und glaube, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn wird, wenn ich Sie mit einigen von den Männern bekannt mache, die diesen beträchtlichen Posten seit beynahе drey Jahrshundertn bekleidet haben.

Der erste, der diese Würde erhielt, war Albert von Loo, im Jahr 1510. Die Nothwendigkeit, den Staat und die Freyheiten desselben gegen die Macht des Hauses Oesterreich und Carl des V. zu vertheidigen, war der Anlaß zur Stiftung dieses Amtes.

Aert Maartenzoon van der Goes folgte dem van Loo nach dessen Tode im Jahr 1535. Er machte sich durch seine Tugenden, Standhaftigkeit und Talente beliebt.

Im Jahr 1586 kam diese Würde an den berühmten und unglücklichen Jan van Oldenbarneveld, dessen trauriges Ende jedermann bekannt ist. Dieser unglückliche Vorfall begab sich den 13ten May 1619, und dieser Greis starb unter Bezeugung seiner Unschuld mit diesen ungekünstelten und rührenden Worten: Liebe Nicbbürger, meine Freunde, nein! glaubt es nicht; ich habe mein Vaterland nicht verrathen. Ich kann mir bey dieser Gelegenheit das Vergnügen nicht versagen, die heldenmüthige Antwort seiner Gemahlin anzuführen, wiewohl dieselbe eben nicht unbekannt ist. Sie warf sich dem Prinzen Moriz zu Füßen, um Gnade für ihren Sohn Groeneveld zu erflehen, der sich durch  
sei-

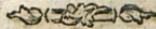
seinen Bruder zu einer Verschwörung gegen das Leben des Prinzen hatte verleiten lassen. Moriz bezeugte derselben sein Erstaunen, daß sie für ihren Sohn um Gnade bâte, sie, die nicht einen Schritt gethan hätte, um Gnade für ihren Gemahl zu bewirken. Das ist ganz natürlich, antwortete die Heldin mit einer edlen Freymüthigkeit, denn mein Sohn ist ein Verbrecher, und das war mein Gemahl nicht.

Jakob Carrs, dessen ich schon in meinen Briefen gedacht habe, bekleidete diese Würde gleichfalls mit Ruhm, allein seine Liebe zur Einsamkeit, und vielleicht auch zu den Musen, machte, daß er seine Erlassung forderte, die er im Jahr 1651 erhielt. Er brachte seine übrige Lebenszeit zu Sorgvliet, diesem schönen Landsitze auf dem Wege nach Scheveningen, zu.

Jan de Witt war Großpensionnär von 1653 bis 1672. Derselbe Tag, an welchem die Staaten von Holland den Entschluß gefaßt hatten, ihn und seinen Bruder gegen alle Gewaltthätigkeiten zu schützen, die man gegen ihr Leben unternehmen könnte, war auch der Todestag dieser unglücklichen Brüder. Der von einigen Bösewichtern aufgehezte Pöbel im Haag beging gegen diese erlauchte Beklagte Ausschweifungen, welche die Menschheit empören, und die Grausamkeiten der Pariser bey dem Meuchelmord des Marschalls d'Ancre wurden mit eben den Abscheulichkeiten im Haag wiederholt. \*)

Anton

\*) S. Wagenaar vaterländische Geschichte bey dem Jahre 1672.



Anton Zeinsius, dieser in der Geschichte der vereinigten Niederlande, und den Jahrbüchern von Frankreich, so bekannte Mann, ward Grosspensionär im Jahr 1689. Nach dem Frieden von Nimwegen war derselbe in Angelegenheiten des Fürstenthums Dranien nach Frankreich verschickt gewesen, wo er die ganze Wirkung der übeln Laune des berühmten Louvois auszustehn hatte, der mehr an das Kriechende der Höflinge, als an die männliche und standhafte Sprache eines Republikaners, gewöhnt war. Louvois bedrohte ihn mit der Bastille, und diese Beschimpfung machte einen tiefen Eindruck in das stolze Herz des Holländers. Herr Torcy macht im zweieten Theil seiner Memoires folgende Schilderung von demselben:

„Er hatte eine vollkommene Kenntniß von den Geschäften, wozu er durch lange Übung und Erfahrung gelangt war. Mit dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough stand er in genauer Verbindung. Sie machten zusammen Entwürfe, setzten die Zeit der Ausführung fest, und verabredeten die Art und Weise und die Mittel dazu. Sie waren gleichsam die Seele der Ligue. Niemand aber konnte jemals den Grosspensionär beschuldigen, weder daß er an der Fortsetzung und Verlängerung des Krieges einen Gefallen fände, noch daß er eigennützige Absichten dabey hätte. Sein Aeußerliches war sehr einfach. Sein Haus hatte nichts prächtiges. Sein Gefinde, das aus einem Schreiber, einem Kutscher, einem Bedienten und einer Magd bestand, verkündigte eben nicht die Macht eines Premierministers. Die Besoldung, die er von der Republik hatte, be-  
trug

trug vier und zwanzig tausend Gulden, wovon er das meiste als Siegelbewahrer genos.

Im Gespräch war er kalt, aber nicht rauh; im Umgang höflich. Selten erhitzte er sich bey'm Wortwechsel.

Der ganze zweete Band der angeführten Memoires, deren Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterworfen ist, beweiset die Treue dieser Schilderung.

Heinsius genos des Ruhms, den Stolz eines Königs zu demüthigen, der, einige Jahre zuvor, seine ehrgeizigen Forderungen keine Schranken setzte. Dezt ließen seine im Haag und zu Gertruydenberg in bittender Stellung erscheinende, und einen für ihren Herrn eben so lästigen, als für die Allürten vortheilhaften, Frieden anbietende, Ministers, Ludwig dem XIV. nichts übrig, als den bitteren Schmerz, schimpfliche und dabey doch vergebliche Vorschläge gethan zu haben.

Alles dieses war größtentheils das Werk des Grosspensionärs Heinsius, und der Mann, den man mit der Bastille bedroht hatte, erschütterte mehr als einmahl die Grundpfeiler eines mächtigen Königreichs und demüthigte den stolzesten Monarchen auf eine erstaunliche Weise. Er starb im Jahr 1720. in einem hohen Alter.

Ihm folgten nach und nach van Soornbeek, van Slingeland, van der Heim, Gilles und Steyn. Dieses letztern Nachfolger seit dem Jahre 1771 ist der jetzige Grosspensionär P. van Bleiswyk.

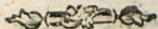
Die Art und die Größe der Pflichten eines Grosspensionärs lassen sich aus folgender Vorschrift abnehmen. Er muß der reformirten Religion zugehan,



than, und sowohl der lateinischen als französischen Sprache mächtig seyn. Er darf, ohne Erlaubniß der Staaten kein ander Amt zugleich bekleiden und muß für die Aufrechthaltung der Privilegien, Gewohnheiten und der Regierungsform wachen. In allen Geschäften soll er sich der vollkommensten Unparteilichkeit befeisigen. Er wohnt den Versammlungen der deputirten Rätthe (gecommiteerde Raden) bey, hat aber in denselben bloß eine Berathschlagungsstimme. Bey der Staatenversammlung trägt er die Sachen vor und sammlt die Stimmen, muß auch der Mehrheit der Stimmen beytreten, wenn solche schon das Uebergewicht hat. Er registriert alle genommene Entschliesungen und muß beym Vortrage die Geschäfte zuerst vortragen, die die mehreste Beschleunigung erfordern. Mit den Ministern der Republik an fremden Höfen muß er einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten, und dieselben von allem, was vorgeht, und ihnen zu wissen nöthig ist, benachrichtigen. Von Zeit zu Zeit untersucht er den Zustand der Provincialfinanzen, und berichtet davon an die Staaten. Ihm ist nicht erlaubt, um Bedienungen, Aemter, oder Würden für andre anzuhalten, nicht einmahl für seine gute Freunde; jedoch ist seine Familie bis ins dritte Glied von diesem Verbot ausgenommen.

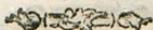
So ist dieses Amt beschaffen, welches große Kenntnisse, alle Eigenschaften eines vollkommener Staatsmanns und die pünktlichste Rechtschaffenheit erfordert. Die Würde eines Großsiegelbewahrsers wird wechselseitig dem Großpensionnär und dem ältesten von Adel anvertraut.

Nach-



Nachdem ich Ihnen von diesen Staatsmännern und dem wichtigen Posten eines Großpensionärs Nachricht gegeben habe, eile ich, einen Irrthum zu wiederrufen, dessen ich mich in einem meiner vorigen Briefe aus Mangel hinlänglicher Nachrichten schuldig gemacht habe. Sie werden Sich erinnern, daß ich Ihnen vor einiger Zeit \*) schrieb, daß Laurentz Koster zu Haerlem die Buchdruckerkunst zuerst erfunden, und daß Herr Neermann durch bündige Beweise dargethan hätte, daß die Maynzer diese Ehre den Holländern mit Unrecht streitig machen wollten. Ich bedaure nur, daß meine jetzige Lage mir nicht erlaubt, den Vorsatz auszuführen, den ich hatte, Ihnen die überwiegende Gründe der Länge nach vorzulegen, welche das Recht der Maynzer bis zur Evidenz unterstützen, und daß ich hier weiter nichts thun kann, als durch eine feyerliche Widerrufung meines damahligen einseitigen Urtheils meine Unparteilichkeit bewiesen. Indessen will ich Ihnen die Quellen anzeigen, aus welchen ich meine nunmehrige bessere Kenntniß von dieser Sache geschöpft habe. Ich fand nehmlich vor einiger Zeit bey meinem hiesigen Buchhändler ein Werk in Quarto mit dem Titel: *Io. Danielis Schoepffini vindiciae typographicæ. Argentorati. 1760.* Beym Durchblättern desselben waren mir gleich einige Stellen auffallend, besonders die Widerlegung des von den Haerlemmern so weitläufig erzählten Diebstahls, der den angeblichen Erfinder der Buchdruckerkunst Laurentz Koster, in einer Nacht um alle seine zur Druckerrey gehörigen und kaum auf einem Pakwagen fortzubringende

\*) S. den XXVI. Brief dieses Bandes. Uebers.



gende Geräthschaften gebracht haben soll, welche Sie in dem achten Kapitel des angezeigten Buches finden werden. Ich erkundigte mich bey dem Buchhändler, ob er mehrere Schriften hätte, die von diesem Gegenstande handelten. Er brachte mir noch ein Buch in zween Oktavbänden, das den Titel führt: *Nachrichten von Künstlern und Kunstfachen.* Leipzig 1768. 1769. Mit dieser Vermehrung meiner kleinen Reisebibliothek eilte ich nach Hause, und fand, was Sie, und alle uneingenommene Leser auch finden werden, daß Johann Guttenberg die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken, zuerst erfunden habe, mithin die Ehre dieser Erfindung den Deutschen gebühre, und das Vorgeben der Holländer, die diese Ehre zu Gunsten ihres Landmanns, den Deutschen entreißen wollen, nichts weiter sey, als — eine Grille. Und nun will ich Sie zum Abschiede noch mit einigen wenigen Anmerkungen von ein Paar bemerkenswerthen Männern unterhalten. Zum Abschiede sag' ich, denn trotz der Besorgniß, die ich zu Anfang dieses Briefes äußerte, daß sich mein hiesiger Aufenthalt wider meine Absicht verlängern würde, geht meine Abreise morgen in allem Ernste vor sich.

Den Anfang soll der große Boerhave machen, den ganz Europa kennt, von dem aber nicht ein jeder weiß, was eigentlich diesen großen Mann bewog, das Studium der Gottesgelahrtheit, der er sich gewidmet hatte, fahren zu lassen, und sich auf die Arzneywissenschaft zu legen, worinnen er bald die berühmtesten Männer hinter sich zurückließ. Die Anekdote ist aus der Lobrede genommen, die der gelehrte Schulreus dem großen Boerhave gehalten hat.

Am 21. Junii 1770. Der

Der Vater unsers Boerhave war Prediger in dem Dorfe Boorhout, eine Meile von Lenden. Da derselbe eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, so unterrichtete er seine Kinder selber, und entdeckte bald an unserm Boerhave ein außerordentliches Genie. Dieser entsprach der auf seinen Unterricht gewandten Sorgfalt mit dem größtem Eifer, und las in seinem elften Jahre schon die griechischen und lateinischen Schriftsteller mit eben so vieler Leichtigkeit als Einsicht.

Einige Zeit nachher bekam Boerhave ein böses artiges Geschwür am linken Schenkel. Alle angewandte Heilmittel machten nur das Uebel ärger, und er mußte vier Jahre lang unerträgliche Schmerzen ausstehn. Endlich kam er auf den Einfall, die Wunde mit seinem Harn zu waschen, worinnen er Salz aufgelöst hatte. Dies Mittel that seine Wirkung, und er ward aus dem Grunde geheilt. Dies kann man, sagt Fontenelle in seinem Eloge de Boerhave Tom. IV. pag. 296. für eine Vorbedeutung seiner einst zu hoffenden medicinischen Größe aufnehmen.

Nach dem Tode seines Vaters sahe sich unser Boerhave ohne Schutz, ohne Rath und ohne Vermögen. Er legte sich auf die Gottesgelahrtheit und wäre vielleicht in ruhmloser Mittelmäßigkeit der Welt unbekannt geblieben, wenn ihn nicht folgender Vorfall genöthigt hätte, die Gottesgelahrtheit ganz und gar aufzugeben.



Er befand sich auf der nach Utrecht gehenden Barke, wo er sich als Kandidat des Predigtamts einschreiben lassen wollte, in Gesellschaft einiger Personen, welche gegen das System des Spinoza grausam loszogen und den Vernunftschlüssen dieses Weltweisen nichts als Unwissenheit, Schimpfreden und Geschrey entgegensetzten.

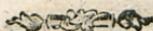
Boerhave, den es verdross, eine sehr gute Sache so ungeschickt vertheidigen zu hören, unterbrach mit einmahl den Streit und fragte den hitzigsten dieser Kämpfer mit großer Kaltblütigkeit, ob er denn jemahls das Buch gelesen hätte, von welchem er so viel Böses sagte? Diese ganz unerwartete Frage stopfte dem Gegner des Spinoza den Mund, denn zu seinem Unglück hatte er das Buch wirklich niemals gesehen. Und nun fing Boerhave an das ganze System deutlich vorzutragen, zu erklären und gründlich zu widerlegen.

Während dieser Zeit stand ein Mann, der sich in den ganzen Streit nicht gemischt hatte, auf, und erkundigte sich bey dem Schiffer nach dem Nahmen desjenigen, der sich des Spinoza so eifrig annähme. Man sagte ihm, er wäre Kandidat der Theologie und hiesse Boerhave. Gut! sagte er, und schrieb den Namen in seine Schreibtafel. Boerhave aber fand sich, nach seiner Ankunft in Utrecht, überall als ein Atheist und Spinozist verschrieen. Diese lächerliche Begebenheit machte, daß er sich auf der Stelle entschloß, einem Berufe zu entsagen, der ihm so vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt schien, und in welchem  
man



man nicht einmal die Erlaubniß hätte, schwache Deklamatoren freymüthig zu widerlegen, ohne selbst für einen Atheisten, oder wenigstens Deisten, angesehen zu werden. Die Ursachen, welche unsern Boerhave vermögten, der Theologie zu entsagen, mögen indessen beschaffen gewesen seyn, wie sie wollen, so wird sich das menschliche Geschlecht immer dazu Glück wünschen, daß er diesen Entschluß gefaßt hat. Der gelehrte Professor, der uns die Anekdote aufbehalten hat, läßt uns übrigens keinen Zweifel über das richtige Christenthum dieses großen Mannes übrig, der ohne alle Pralerey sich eine Pflicht daraus machte, es bey aller Gelegenheit bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, sowohl öffentlich, als unter vier Augen, freudig zu bekennen.

Seine Familie hat vor einigen Jahren dem Andenken dieses großen Mannes in der Leydener Hauptkirche zu St. Peter, in welcher derselbe begraben liegt, ein Denkmaal errichten lassen. Es bestehe aus einem Fußgestelle von schwarzem Marmor, welches eine weiße marmorne mit verschiedenen geschnitzten Köpfen verzierte Urne trägt. Auf der einen Seite des Fußgestelles sieht man einen Medaillon mit dem Brustbilde des Boerhave und darunter sein Siegel mit dem Wahlspruch: *Simplex sigillum veri*. Das ganze Monument ist dem abgeschiedenen Geiste dieses Gelehrten durch die nachdrückliche Worte gewidmet: *Salutifero Boerhavii Genio Sacrum*. Ich kenne fast keine einfachere und ehrwürdigere Grabchrift.

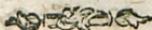


Diesem berühmten Arzte mag hier ein nicht weniger berühmter Künstler folgen. Der große Mahler Rembrandt ward bey Leyden geböhren. Er war eines Müllers Sohn, und der Schüler des Mahlers Lastmann von Amsterdam. Er folgte immer der Natur, und diese schien alle seine Schilberungen zu beleben. Er liebte den starken Gegensatz von Licht und Schatten, und sein Arbeitszimmer war so eingerichtet, daß das Tageslicht nur durch eine einzige Oefnung hineinfiel, wie in eine Camera obscura.

Rembrandt war sonderbar und eigensinnig, wie gemeinlich alle Leute von Talenten, und dabey sehr geizig. Das erste bewies er, als er einst ein großes Familienstück zu mahlen hatte. Man meldete ihm, als er mitten in der Arbeit an diesem Stücke war, den Tod eines Affen, den er sehr lieb hatte. Er ließ das Thier herbeytragen, und mahlte dasselbe, aller Gegenvorstellungen ungeachtet mit in das Familienstück, war auch niemals dahin zubringen, daß er es wieder ausgelöscht hätte, und behielt die Schilberney lieber für sich. Das letztere zeigte er dadurch, daß er sich verschiedener unanständiger Kunstgriffe bediente, um die Abdrücke seiner Kupferstiche sehr theuer zu verkaufen. Ofte mußte sie sein Sohn verkaufen und dabey vorgeben, daß er sie seinem Vater heimlich weggenommen hätte.

Als man ihm einst den Vorwurf machte, daß seine sonderbare Aufstragung der Farben seine Gemählde hart und rauh machte, gab er zur Antwort: Ich bin ein Mahler, und kein Schönfärber.

Man



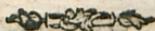
Man ist über das Jahr seines Todes eben so uneinig, als über sein Geburtsjahr. Für das erstere geben einige das Jahr 1674, andere das Jahr 1688 an. Das letztere ist nach einigen das Jahr 1600, nach andern 1606. Er starb zu Amsterdam.

Ich schliesse mit zween Dichtern, die ihrem Vaterlande Ehre machen.

Roegans ward zu Amsterdam im Jahr 1645 von vornehmen Eltern geboren. Er legte sich frühzeitig auf die schönen Wissenschaften, vorzüglich auf die holländische Dichtkunst, worinn er bald alle seine Nebenbuhler übertraf. Man hat von ihm ein herrliches Gedicht, das den Titel führt: *Das Leben Wilhelm des III.* in acht Büchern.

Johann Antonides van der Goes, ward zu Goes in Seeland im Jahr 1647 geboren. Der Geschmack an der Poesie ward gleichsam mit ihm geboren, und seine ersten Versuche in lateinischer Sprache gefielen schon den Kennern. Der große Ruf eines Vondel und Hoofst aber entzündete in ihm einen edlen Eifer, sich in eben derselben Laufbahn hervorzuthun. Vondel selbst munterte ihn durch Beyfall und Lobsprüche auf.

Das Trauerspiel *Trazil*, oder die Probe-  
rung von Schina durch die Tataru, war die Erst-  
geburt seiner Muse, deren Schwäche er aber bald



durch ein Gedicht in Vergessenheit brachte, welches er bey Gelegenheit des Friedens von 1667 unter dem Titel: die gefesselte Bellona (Bellone aan bant) herausgab. Vondel gestand, daß er selbst nichts bessers machen könne, und gern seinen Namen vor dieses Gedicht setzen würde. Dieser Beyfall munterte unsern Antonides auf, den Plan seines Meisterstücks zu entwerfen, welches hernach unter dem Titel: der Aëroon herauskam. Er starb im Jahr 1689.

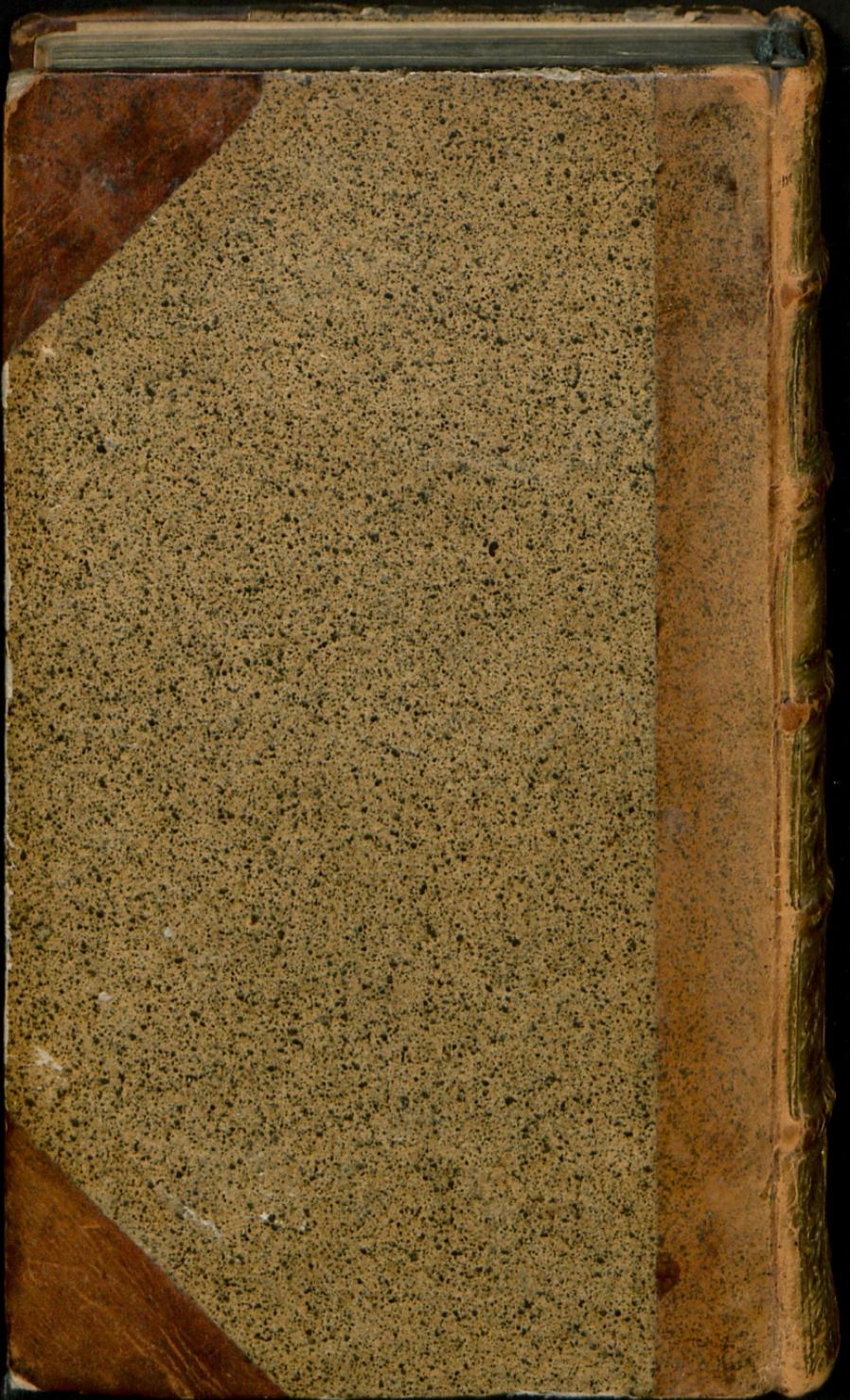


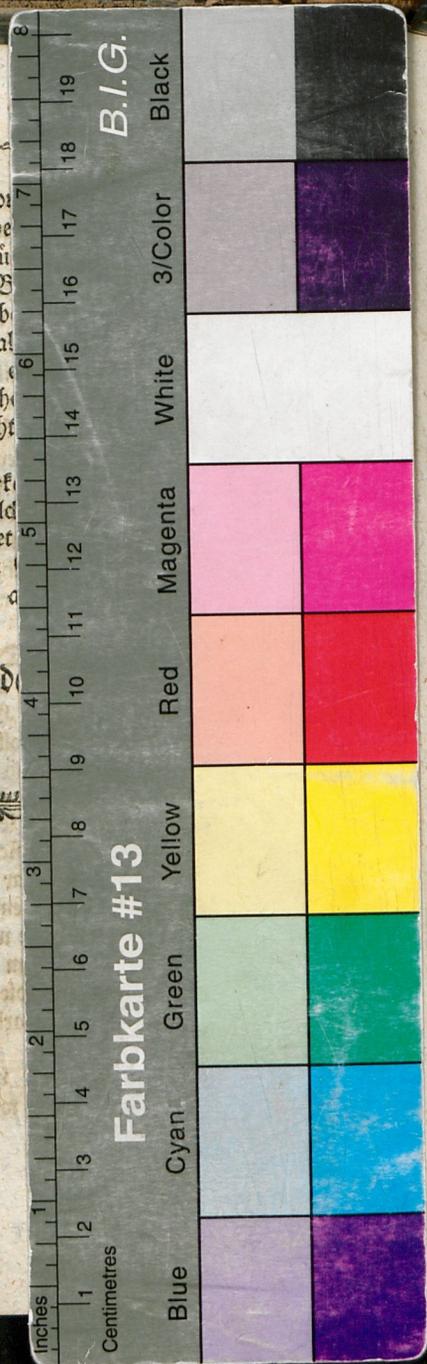
Das Gedicht ist ein Meisterstück der  
 Poesie und enthält eine Menge  
 von schönen Stellen, die sich  
 durch ihre Eleganz und  
 ihre Kraft auszeichnen.





5  
A3: G 1095 (1/2)





Briefe  
über  
den gegenwärtigen Zustand  
von  
**Holland.**

Zweyter Theil.

---

Aus dem Französischen.

---



---

Mit Königl. Preuss. Chursächs. und Churbrandenburg. Freiheit.

---

Berlin und Stettin,  
bey Friedrich Nicolai.  
1782.